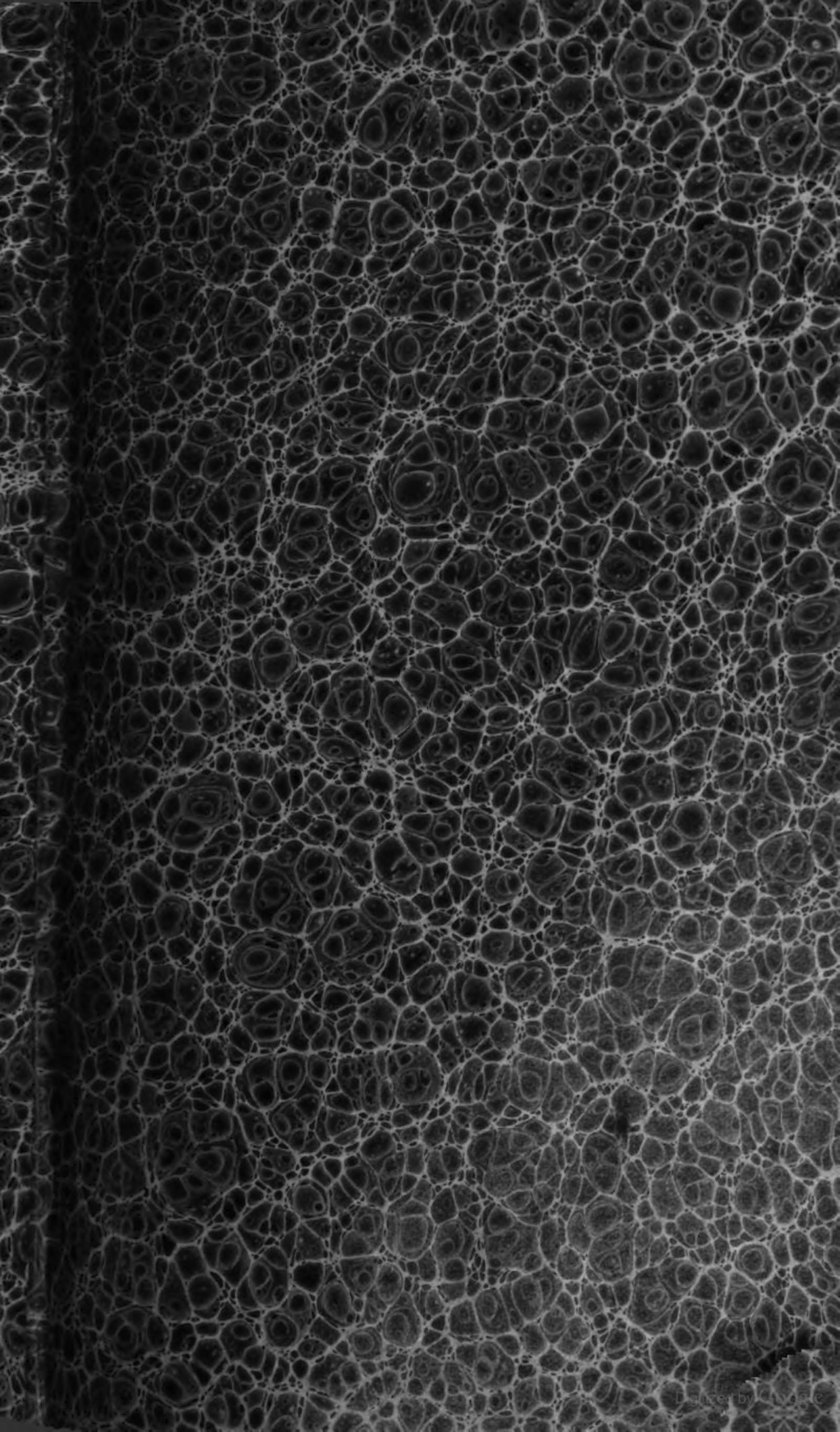


UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT





Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band
auf das Jahr 1845.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

D e n 30. J u n i u s 1845.

F i r e n z e.

Società editrice fiorentina. Le opere di Galileo Galilei. Prima edizione completa, condotta sugli autentici manoscritti palatini. Tomo I, 1842, Tomo II, 1843, Tomo III, 1843, Tomo IV, 1844.

Es ist bekannt, unter welchem entsetzlichen geistigen Zwange Galilei seine letzten Lebensjahre zubrachte. Nicht bloß machte man es ihm selbst unmöglich seine gesammelten Schriften, wie er beabsichtigte, heraus zu geben, überall wo die Macht der römischen Inquisition hinreichte, war gemessener Befehl gegeben, weder einen neuen Abdruck seiner bereits erschienenen Schriften, noch die Herausgabe der ungedruckten zu gestatten (Venturi Memorie etc. P. II. p. 257). Auch nach seinem Tode hörte diese fanatische Verfolgung nicht auf, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß hierdurch Manches für immer verloren gegangen ist. Gewiß ist, daß sein Enkel Cosmus, der in den geistlichen Stand trat, in einem Anfälle von Schwärmerei

eine Menge werthvoller Papiere den Flammen übergab, und bei dieser Gelegenheit mögen manche Schriften vernichtet worden sein, welche Galilei selbst als fertige bezeichnet, von welchen aber nie eine aufgefunden worden ist. Dahin gehören die Abhandlungen *de sono et voce*, *de visu et coloribus*, *de compositione continui*, deren Inhalt sich nicht aus dem Titel errathen läßt, *de animalium motibus*, von welchen er in einem Briefe vom 7. Mai 1610 spricht (Fabroni lettere inedite T. 1. p. 18). Eine Mechanik in drei Büchern, die an derselben Stelle erwähnt wird, ist wenigstens im Auszuge bekannt, eben so eine Abhandlung *de maris aestu*. Eine Gnomonik, welche Galilei in den ersten Jahren seines Aufenthaltes zu Padua schrieb, ist ebenfalls verloren, und auch seine Vorlesung über den neuen Stern von 1604 ist nie im Druck erschienen, nur der Anfang findet sich bei Venturi (a. a. D. P. II. p. 331).

Galileis Schriften waren theils im Auslande, theils sogar in Uebersetzungen erschienen, und diejenigen, welche er selbst herausgegeben hatte, waren schon während seines Lebens so selten geworden, daß er sich, wie er in einem Briefe sagt, oft genöthigt sah sie für seine Freunde abschreiben zu lassen; eine Gesammtausgabe seiner Schriften ward daher nach seinem Tode ein fühlbares Bedürfnis. Sein Liebling Viviani, der sich selbst Galileis letzten Schüler zu nennen pflegte, beabsichtigte zuerst eine solche. Zu diesem Zwecke sammelte er alle Ausgaben von Galileis einzelnen Werken und alle für und gegen ihn erschienenen Schriften, besonders solche, die mit eigenhändigen Randbemerkungen Galileis und seiner Schüler versehen waren, und bemühte sich außerdem von dessen Briefen und ungedruckten Sachen, so viel er konnte, zu-

sammen zu bringen. Auf seine Veranlassung erschien im Jahre 1656 zu Bologna die erste Ausgabe von Galilei's Werken in zwei Quartbänden. Eines seiner Hauptwerke, der nicht minder verfolgt als berühmte *dialogo dei massimi sistemi*, durfte nicht aufgenommen werden, sonst enthält diese Ausgabe, außer den meisten schon früher einzeln gedruckten Schriften auch noch einige bis dahin ungedruckte, welche Viviani dem Herausgeber mitgetheilt hatte. Der größte Theil der Manuscripte wurde jedoch hierbei nicht benutzt, und aus dem Tone, in welchem eine biographische Notiz geschrieben ist, die Viviani für den Prinzen Leopold von Medici aufsehte, läßt sich schließen, daß er keinesfalls Alles, was er in Händen hatte, bekannt gemacht haben würde. Nicht bloß eilt er über den berüchtigten Inquisitionsproceß weg, er treibt sogar die Vorsicht so weit, daß er Galilei's Vorliebe für das Kopernikanische System als einen Tribut bezeichnet, den dieser große Geist der menschlichen Schwäche zollte. Inzwischen starb der freisinnige Ferdinand der Zweite, und mit der Thronbesteigung seines Sohnes Cosmus kam in Toskana ein so trüber Geist zur Herrschaft, daß Viviani alle Gedanken an die fernere Herausgabe der Werke Galilei's, dessen Namen bei Hofe kaum genannt werden durfte, aufgeben mußte; er sah sich sogar veranlaßt, alle gesammelten Bücher und Papiere in einer unterirdischen Korngrube seines Hauses zu verbergen, da er befürchten mußte, daß ihm dieser Schatz auf obrigkeitlichen Befehl entrisen werden könnte. So starb er ohne etwas weiter bekannt gemacht zu haben, einige Bruchstücke aus Galilei's Correspondenz ausgenommen, welche man in seinem *quinto libro degli elementi d'Euclide* findet.

Im Jahre 1718 erschien die zweite Ausgabe von Galileis Werken zu Florenz in drei Quartbänden. Auch in dieser fehlt der erwähnte Dialog, sonst ist sie beträchtlich reichhaltiger als die erste. Nicht bloß enthalten die zwei ersten Bände, welche im Ganzen ein Abdruck der ersten Ausgabe sind, Einiges mehr, sondern der dritte Band besteht ganz aus bis dahin ungedruckten Stücken, welche sich zum Theil im Besitze der Erben Vivianis befanden.

Noch vollständiger ist die dritte Ausgabe, welche 1744 zu Padua in vier Quartbänden heraus kam; außer einigen ungedruckten Stücken erschien hier zum ersten Male nach seiner Verbannung der dialogo wieder mit höherer Erlaubnis, doch mußte er sich einige Modificationen gefallen lassen, welche Venturi angibt (a. a. O. II. p. 117). Dagegen sind noch einige Zusätze aufgenommen worden, welche Galilei selbst einem Exemplare der ersten Ausgabe beigeschrieben hatte.

Die früher erwähnte vergrabene Sammlung hielt man für ganz verloren, als sie nach langem Zeitraume wieder zu Tage kam. Nachdem Vivianis Haus schon durch die Hände mehrerer Besitzer gegangen war, entdeckte ein Bedienter im Jahre 1739 den vergrabenen Schatz, von welchem er keinen bessern Gebrauch zu machen wußte, als daß er die Handschriften allmählich einem Wurstkrämer verkaufte, der seine Waaren darin einwickelte. In diesem Zustande fiel ein Blatt in die Hände des Ritters Nelli, welcher es sogleich als ein Autograph Galileis erkannte; er kaufte von dem Krämer was sich bei diesem noch vorfand und erhielt später von dem rechtmäßigen Besitzer Alles was sich noch in der Grube vorfand. Nelli arbeitete hierauf viele Jahre an einer Biographie Galileis,

an deren Ende auch die Actenstücke, auf welche er sich stützte, abgedruckt werden sollten; die Biographie wurde auch im Jahre 1793, nach dem Titelblatte zu Lausanne, in Wahrheit zu Florenz, in zwei Quartbänden gedruckt, durfte aber nicht ausgegeben werden.

Inzwischen kam Einiges auf anderem Wege zum Vorschein. Fabroni machte in seinen *lettere inedite di uomini illustri* 1773 eine Anzahl sehr wichtiger Briefe Galilei's bekannt. Ein Theil von Vivianis Sammlung, welchen Nelli nicht erhalten hatte, kam an Targioni Tozzetti und erschien in dessen *Notizie degli aggrandimenti delle scienze fisiche u. s. w.* In Rom fand sich eine Beurtheilung des Tasso von Galilei und wurde dort 1793 heraus gegeben.

An die paduanische Ausgabe schließt sich die vierte und bis zur anzuzeigenden letzte an, welche die *società dei classici italiani* im Jahre 1811 zu Mailand heraus gab. Die ersten zwölf Bände sind ein Abdruck der vier paduanischen, der 13te enthält den berühmten Brief Galilei's an die Großherzogin Christina über das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Bibel, welcher zwar schon 1634 bei Elzevir erschienen und mehrfach wieder abgedruckt worden war, den man aber keiner der frühern Ausgaben einzuverleiben gewagt hatte, dann die erwähnte Beurtheilung des Tasso und einige andere kleine Aufsätze.

Einen sehr bedeutenden Zuwachs erhielt die auf Galilei bezügliche Literatur durch die mehrfach früher erwähnte Schrift *memorie e lettere inedite u. s. w.* von Venturi. Der erste Band erschien 1818, bei welchem der Verf. außer der noch immer zurückgehaltenen Schrift Nelli's, die Handschriften mehrerer italiänischer Bibliotheken benutzte.

Hier erschien auch zum ersten Male Galilei's ausführliche Abhandlung über die Fortification. Bald darauf, im Jahre 1820, wurde endlich Nelli's Biographie frei gegeben und zugleich seine Sammlung für die großherzogliche Bibliothek zu Florenz angekauft. Diese Biographie enthält einige Auszüge aus Galilei's Correspondenz, aber gerade das Wichtigste, die Actenstücke nämlich, auf welche sich Nelli häufig bezieht und die als Fortsetzung seiner Schrift folgen sollten, vermißt man. Im folgenden Jahre kam auch der zweite Band von Venturi's Werk heraus, bei welchem er die Nelli'sche Sammlung benutzte. So schätzenswerth Venturi's Arbeit ist, da er nicht bloß viel Seltenes und Zerstreutes der Vergessenheit entrissen, sondern auch bedeutende ungedruckte Stücke zuerst bekannt gemacht hat, so muß man doch bedauern, daß er sich häufig mit dürftigen Auszügen begnügt hat.

Rechnet man hierzu noch einige Briefe, welche Hr. Libri in der Bibliothek von Carpentras gefunden und in seiner *histoire des sciences mathématiques en Italie* T. 4, p. 473 sq. bekannt gemacht hat, ferner einige andere Mittheilungen desselben Gelehrten in dem *Journal des Savans*, März und April 1841, und dessen Nachweisungen über Copien von Briefen Galilei's, die sich in verschiedenen Bibliotheken finden (*hist. des sc. mathém.* T. 4, p. 242), so dürfte das Vorstehende so ziemlich alle bekannten Quellen enthalten, in welchen etwas von Galilei's Schriften zu finden ist. Hr. Libri hat uns Hoffnung gemacht, die ganze ungedruckte Correspondenz Galilei's, in deren Besitz er ist, zu veröffentlichen, eine Hoffnung die, so viel Ref. weiß, bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen ist.

Aus dem Gesagten erhellt, daß eine vollstän-

dige Ausgabe aller Schriften Galileis, im strengsten Sinne des Wortes, wohl schwerlich zu Stande kommen wird, da Manches wahrscheinlich unwiederbringlich verloren ist. Man wird eine Ausgabe schon als vollständig ansehen müssen, wenn sie nur alles bis jetzt Bekannte gesammelt enthält. Gewiss nur in diesem Sinne ist die neue Ausgabe *la prima completa* genannt worden, aber selbst in dieser beschränkten Bedeutung wird sie schwerlich ganz ihrem Titel entsprechen, da Manches, wie schon erwähnt wurde, besonders briefliche Mittheilungen, außerhalb Italiens zu suchen ist und den Herausgebern schwerlich zu Gebote stehen wird. Hauptsächlich aber stützt diese neue Ausgabe ihren Anspruch auf Vollständigkeit auf den allerdings wesentlichen Umstand, daß die Herausgeber durch die Munificenz des Großherzogs von Toscana in den Stand gesetzt sind, den ausgedehntesten Gebrauch von der mehrfach erwähnten Mellischen Sammlung zu machen. In der Vorrede sprechen sie zugleich den Wunsch aus, auch einige kleine Schriften Galileis, die sich bis jetzt in Privathänden befinden, ihrer Ausgabe einverleiben zu können.

Galileis Schriften sind in dieser neuen Ausgabe nach den Gegenständen geordnet und in sechs Abtheilungen gebracht, von welchen die erste die Astronomie, die zweite die Mechanik, die dritte vermischte wissenschaftliche Gegenstände, die vierte Literatur, worunter auch eine Komödie vorkommen muß, die, von Galileis eigener Hand geschrieben, in der Bibliothek zu Florenz liegt (Venturi II, p. 356), die fünfte Galileis Correspondenz in so fern sie nicht schon zu den früheren Abtheilungen gezogen ist, die sechste die Actenstücke und Briefe, welche auf Galilei Bezug haben, enthalten soll.

Die vier vorliegenden Bände gehören zur ersten Abtheilung. Den ganzen ersten Band füllt der *dialogo dei massimi sistemi*. Ich habe schon früher die Mängel und Vorzüge der paduanischen Ausgabe *) dieses Dialogs erwähnt, zu ersteren gehört auch, daß das sehr ausführliche Inhaltsverzeichnis, welches die erste Ausgabe 1632 enthält, und das jedenfalls wenn nicht von Galilei selbst, doch unter seiner Aufsicht angefertigt ist, weggelassen wurde, vielleicht weil in demselben, was gerade das Merkwürdigste daran ist, das Kopernikanische System als eine Wahrheit und nicht, wie im Dialog selbst, als eine Hypothese dargestellt wird. In der neuen Ausgabe ist Alles wieder hergestellt worden, wie es in der ersten war, doch sind auch die Zusätze der paduanischen beibehalten worden, zugleich sind mehrere Fehler in den Zahlen, die sich in allen früheren Ausgaben finden, verbessert worden.

*) In dem Urtheil der Inquisition, welches Riccioli in seinem *Almagestum novum* lateinisch abdrucken ließ, wird der Dialog als *dialogo delle due massime systeme* aufgeführt. Hr Libri in seiner *hist. des sc. mathém.* (T. 4, p. 265 n.) macht sich über diese fautes grossières de grammaire lustig und sagt: On doit être étonné que la cour de Rome n'ait pas songé à condamner comme hérétiques tous les Italiens qui s'obstinaient à faire *sistema* masculin. So wenig vom Italiänischen, als Hr Libri hier voraussetzt, hat man gewis zu keiner Zeit am römischen Hofe verstanden, und die erwähnten Fehler sind Druck- oder Schreibfehler, denn in dem italiänischen Originale der Inquisitionsentenz, welches bei Venturi (II, 170) abgedruckt ist, heißt es richtig: *delli due massimi sistemi*.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. 106. Stück.

Den 3. Julius 1845.

F i r e n z e.

Schluß der Anzeige: 'Le opere di Galileo Galilei. Prima edizione completa, condotta, sugli autentici manoscritti palatini.'

Den zweiten Theil eröffnen sechs bereits bekannte Briefe Galileis über das Kopernikanische System. Die vier ersten finden sich auch bei Venturi (I, p. 14, 203, 208, 212), der fünfte ist der schon früher erwähnte Brief an die Großherzogin Christine, der sechste, zuerst in einem italiänischen Journal abgedruckt, findet sich ebenfalls bei Venturi (II, p. 6). Hierauf folgt die Streitschrift des Antonio Rocco, der nach seinem eigenen Geständnisse durchaus Nichts von Mathematik verstand (Mem. II, 130), gegen den Dialog, welcher zu Venedig im Jahre 1633 unter dem Titel *esercitazioni filosofiche* erschien. Außer der satyrischen aber ruhig gehaltenen Antwort Galileis, die unter dem Titel *postille al libro di Antonio Rocco* auch schon in den früheren Ausgaben vorkommt, sind hier zum ersten Mahle noch 71 kurze aber

heftige Randnoten abgedruckt, welche Galilei einem Exemplare der Rocco'schen Schrift beigeschrieben hat, die letzte heißt: oh grandissimo buè!

Die Schrift eines anderen Gegners Lodovico delle Colombe, der wo möglich noch weniger als Rocco von der Sache verstand und dessen Stil ein Muster von Arroganz ist, nebst den Randglossen Galilei's sind hier zum ersten Male aus einer florentinischen Handschrift bekannt gemacht. Die Herausgeber scheinen aber das Verhältniß des Colombe zu Galilei nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben (Vorrede p. x). Colombe hat nicht gegen den Dialog geschrieben, seine Schrift ist vielmehr viel älter als dieser. Allerdings zielt er auf Galilei, indem er gegen Kopernikus polemisiert, aber direct gegen diesen ist nur der Theil der Schrift gerichtet, wo er die Entdeckungen über den Bau des Mondes, welche Galilei in seinem nuncius sydereus bekannt gemacht hatte, angreift. Auch hat Galilei hierauf in einem Briefe an Gallanzoni geantwortet, wo er auch eine Stelle aus dieser Schrift anführt. Eigentlich hätte also diese im dritten Bande abgedruckt werden sollen, wo Galilei's Brief aufgenommen ist. Da dieser vom 16. Julius 1611 ist, und der nuncius sydereus im März 1610 erschien, so muß Colombe's Schrift in der Zwischenzeit abgefaßt sein.

Den Schluß dieses Bandes bildet Galilei's Brief an den Cardinal Orsino über Ebbe und Fluth, welchen, wie oben bemerkt wurde, schon Targioni bekannt gemacht hat, der aber hier nach einer correcteren Handschrift der florentinischen Bibliothek ediert ist.

Der dritte Band beginnt mit dem trattato della sfera, einer Schrift, die, wenn sie von Galilei

herrührte, seiner durchaus unwürdig wäre. Aber äußere und innere Gründe können kaum einen Zweifel darüber lassen, daß sie untergeschoben ist, wie auch schon Nelli (Vita I, p. 59) geurtheilt hat. Sie erschien zuerst im Jahre 1656 in Rom, heraus gegeben von einem Jesuiten, einem eifrigen Anhänger des Aristoteles; in der Bologneser Ausgabe der Galileischen Werke, die, wie oben bemerkt wurde, unter Viviani's Anleitung erschien, fehlt sie, wie auch in der zweiten, und wurde erst in die paduanische aufgenommen. Der Verfasser dieser Schrift ist ganz und gar in den Banden der aristotelischen Physik gefangen, wie paßt dieß zu Galilei, der, wie Viviani erzählt, schon als Student gegen Aristoteles ankämpfte, und nach seinen eigenen Aeußerungen von Jugend auf ein Anhänger des Kopernikus war? Wer nun gar die erbärmlichen Beweise gelesen hat, welche der Verf. dieser Schrift für die Wahrheit des ptolemäischen Systems anführt, wird gewiß überzeugt sein, daß hier ein Mißbrauch mit dem Namen Galileis getrieben worden ist. Gegen solche Gründe kann ein Umstand, welchen die Herausgeber anführen, gar keine Berücksichtigung verdienen, daß nämlich in der Bibliothek zu Venedig ein Manuscript dieser Schrift ist, in welchem bemerkt wird, daß die Studenten zu Padua sich dessen bis zum Jahre 1606 bedient hätten.

Es folgt hierauf der berühmte sydereus nuncius, zu welchem sich unter den florentinischen Handschriften zwei Autographe Galileis gefunden haben, über welche die Herausgeber Genaueres mittheilen. Außer verschiedenen Varianten sind hier aus der einen Handschrift auch noch die Beobachtungen Galileis vom 9. Merz bis zum 18. April abgedruckt. Eine Reihe bekannter Briefe

und Aufsätze über die Mondoberfläche folgen, zu den meisten sind Handschriften, zum Theil Autographe Galileis verglichen worden und daraus manche Zusätze und Aenderungen bemerkt, die ich übergehe.

Wegen einiger Randbemerkungen Galileis sind hier auch wieder zwei ausführliche Dissertationen eines La Galla, die im Jahre 1612 erschienen, abgedruckt; einige dieser Bemerkungen hat auch schon Venturi (II, 334).

Den Schluß dieses Bandes bildet die bekannte Correspondenz über die Sonnensflecken; auch zu dieser enthält die florentinische Sammlung die Autographen.

Der vierte Band umfaßt die Schriften, welche sich auf den bekannten Streit zwischen Galilei und dem Pater Grassi beziehen. Zuerst Grassis Abhandlung *de tribus cometis* und die Entgegnung von Guiducci, Galileis Schüler; letztere findet sich von Guiducci selbst geschrieben unter den Handschriften der florentinischen Sammlung, nebst Zusätzen und Verbesserungen von Galileis eigener Hand. Die Handschrift weicht oft bedeutend von der gedruckten Ausgabe ab; der gegenwärtige Abdruck ist genau nach der Originalausgabe von 1619 veranstaltet, und die Varianten der Handschrift nebst den Bemerkungen Galileis sind in Noten beigefügt. Hierauf folgt die Antwort Grassis, *libra astronomica* u. s. w. nebst hier zum ersten Male gedruckten Randbemerkungen Galileis, welche die ersten Grundlinien zu der berühmten hierauf folgenden Streitschrift *il saggiatore* enthalten, die nach der ersten Ausgabe von 1623, nebst einigen Aenderungen von Galileis Hand, die noch nicht bekannt waren, abgedruckt ist. Dann die Antwort Grassis, *ratio ponderum* u. s. w. nebst vie-

len bisher ungedruckten Randbemerkungen Galileis, von welchen Venturi (II, 339) schon eine Probe gegeben hat. Stern.

B o n n,

bei Eduard Weber 1844. Kleine Schriften von F. G. Welcker. Erster Theil: zur griechischen Literaturgeschichte. VI und 464 Seiten in Octav.

‘Wer viele Arbeiten über einzelne Gegenstände in verschiedenen Zeitschriften ausgestreut hat, ist demjenigen Publicum, für welches sie ursprünglich bestimmt waren, gewissermaßen schuldig sie zusammenzustellen, da nach Verlauf von Jahren es den Meisten schwer fallen würde sie in bändereichen Sammlungen aufzusuchen’ — mit diesen Worten gibt der verehrte Verf. den Zweck und Gesichtspunct dieser Sammlung der reichhaltigen Abhandlungen und Recensionen an, mit welchen er in dem langen Zeitraume von dreißig Jahren neben seinen zahlreichen größeren Werken die philologische Welt beschenkt hat; und obgleich Ref. nicht hofft, daß unter seinen philologischen Altersgenossen viele seien, für die es erst dieser Sammlung bedurft hätte, um ihre Aufmerksamkeit auf jene Arbeiten zu lenken, so verdient es doch jedenfalls den Dank der Wissenschaft, daß dieselben auf diesem Wege auch dem jüngeren Geschlechte zugänglich gemacht worden sind, dem sie sonst allerdings leicht hätten in ihrer vereinzelter Erscheinung entgehen können. Daß aber ein solches Entgehen für jeden, den es beträfe, ein wahrer Verlust sein würde, kann Niemand bezweifeln, der mit der Thätigkeit des Vfs und seiner wissenschaftlichen Stellung näher bekannt ist. Ref. gehört zwar keineswegs zu denjenigen, welche jedem Ausspruche desselben die Auctorität

eines Drafels beilegen und mitunter seine subjectivsten Vermuthungen als unumstößliche Grundlagen betrachten, auf welche sie ihre eigenen Lustgebäude aufführen; im Gegentheil sträubt sich sein nüchterner Sinn eben so sehr gegen jene schwindelnden Combinationen, zu welchen der Reichthum seiner von einem unerschöpflichen Schatze gelehrter Analogien unterstützten Phantasie den Verf. nicht selten hinreißt, als gegen jene auflösende Kritik, die nur die Möglichkeit einer Fälschung oder Täuschung erweisen zu dürfen glaubt, um diese sofort als wirklich unterstellen und aus dieser Unterstellung neue Schlüsse ziehen zu können; wenn aber in der heutigen Generation auf ein entzündliches Gemüth, das da Ansteckung befürchten ließe, hundert kalte kommen, die der Erwärmung und Anfeuerung bedürfen, so werden wir dieselbe Flamme, die so manches überlieferte Gebilde vor unsern Augen verzehrt und dagegen hundert andere Stoffe zu nie erwarteten Gestalten zusammen schmilzt, gleichwohl nur als eine erwünschte und segensreiche Erscheinung in der Wissenschaft betrachten müssen. Es war eine schöne Zeit, in welcher dieser reiche Geist seine Schwingen zu entfalten anfang, und deren heilige Glut er in unversehrter Frische auch bis ins höhere Alter treu bewahrt hat: die Eisrinde, welche viele Menschenalter hindurch über dem Gebiete der Alterthumswissenschaft gelegen hatte, war geschmolzen, und mit freudigem Entzücken sah sie die Gegenstände, die sie bisher nur in dem vereinzelt und verwelteten Zustande gelehrter Herbarien zu betrachten gewohnt gewesen war, in organischem Wachsthum aus dem Boden des vergegenwärtigten Alterthums hervor sprießen; hunderte von Namen, die ihr nur leere Klänge gewesen waren, fingen an Leben und Bedeutung

zu gewinnen, hunderte von Zügen, die in ihrer Vereinzelnung höchstens den gelehrten Sammelfleiß beschäftigt hatten, flogen sympathetisch zusammen und bevölkerten das weite Leichensfeld einer großen Vergangenheit mit den jugendwarmen Gestalten eines rührigen Volks- und Kunstlebens, und über dem Ganzen lag der heitere Frühlingshimmel mit seinen Blütendüften, an welchen das kleinste Blümchen wie der prangendste Baum seinen verhältnismäßigen Antheil ansprach, während andererseits alle Theile dieses reichen Bildes als Kinder eines Vaters, des antiken Geistes, und einer Mutter, der classischen Erde, als ein großer Organismus erschienen, von welchem kein Glied richtig verstanden und dargestellt werden könne, ohne in seiner Verwandtschaft und seinem Zusammenhange mit den übrigen aufgefaßt zu sein. Jetzt ist es anders geworden; was damahls in Blüte stand, ist jetzt zur Frucht gereift, aber in der Erndte theilen sich die Bestrebungen und muß die uneigennützige Freude an dem gemeinschaftlichen Besizthum eifersüchtiger Zersplitterung der gesteigerten Kräfte weichen: der Sprachforscher nimmt den gemeinschaftlichen Namen der Philologie für sich allein in Anspruch und wirft den sachlichen Theil der Wissenschaft in eine Classe mit der Geschichte und den Antiquitäten der Indier und Chinesen; der Archäologe verschmäht es hinwiederum Philologe zu heißen, und dünkt sich reich genug, um getrennt vom Mutterhause eine eigene Niederlassung zu gründen; und selbst die redlichste Alterthumsforschung hat Mühe, die Früchte dieser beiden Zweige auch nur mit dem Auge zu verfolgen und den gebührenden Antheil davon für den gemeinschaftlichen Heerd einzuziehen, so daß es der höchsten Aufmerksamkeit und Anstrengung bedarf, wenn die kaum begründete Wissenschaft

nicht ihren eigenen Schwerpunkt wieder verlieren und in eine Anzahl selbständiger Beschäftigungen auseinander fallen soll, die den Mangel an einem eigenen Principe nur durch den Anschluß an irgend ein fremdes ersetzen können. [Eben darum aber thut es Noth, daß Männer, die ihre Stellung von vorn herein inmitten dieses Schwerpunktes genommen haben, immer wieder aufs Neue mit ihrem Beispiele zeigen, daß die Philologie es wirklich und wahrhaft mit einem lebendigen Gesamtkörper zu thun habe, in welchem jeder Theil durch hundert und hundert Fäden mit den übrigen verknüpft ist, und wo selbst die speciellste Untersuchung sich der gleichzeitigen Rücksicht auf das Ganze und alle seine Aeußerungen nicht ent schlagen kann; und daß dieser Standpunct gerade ganz und gar der unseres Verfs ist, hat derselbe nicht nur in seiner wissenschaftlichen Laufbahn bethätigt, sondern auch an mehr als einem Orte — vgl. nur sein Rhein. Mus. B. II, S. 456 — und selbst in der Vorrede der vorliegenden Sammlung ausdrücklich zu erkennen gegeben. Freilich können wir hier nur mit tiefem Bedauern lesen, daß Hr Welcker auf den großartigen Plan eines Gesamtwerkes 'über die Religion, Poesie und Kunst der Hellenen von dem Ursprunge an bis zur Höhe ihrer Entwicklung', wovon der größere Theil dieser einzelnen Aufsätze nur Proben oder Abfälle gewesen seien, so gut wie verzichtet; jedenfalls aber drückt auch diesen jener Ursprung aus einer gemeinschaftlichen Lebensquelle die Weihe einer höheren Ansicht ihres Gegenstandes und einer Allseitigkeit der Betrachtung aus, deren Verdienst man nicht besser erkennen und würdigen kann, als indem man sie mit den monographischen Erstlings- Arbeiten vergleicht, deren Beurtheilung die Mehrzahl derselben zunächst

ihre Entstehung verdankt, und die, obgleich sie fast durchgehends zu den vorzüglichsten in ihrer Art gehören, doch gegen diesen Reichthum innerlichster Kenntniß und lebendigster Anschauung des Alterthums mager und todt erscheinen. Da wenn Ref. nicht mißdeutet zu werden fürchten darf, so möchte er fast behaupten, daß diese kleineren Aufsätze, in welchen die Natur der Gegenstände die Behandlung auf ein bestimmteres Maß zusammen gedrängt und durch diese Concentration der Fülle des Stoffs gleichsam den Fünfteltheil seiner duftigsten und sublimsten Theile abgenommen hat, noch einen wohlthätigern Eindruck zurücklassen, als die größeren Schriften des Verfs., in welchen sich die Massen seiner Gelehrsamkeit bisweilen überstürzen, und statt dem Strome seines Geistes einen Damm zu setzen, die Fluten desselben immer höher und höher schwellen, so daß sie zuletzt alles, was auf ihrem Wege liegt, mit sich fortreißend und hunderte von Seitenbächen, die ihnen begegnen, in sich aufnehmend, zu der oben geschilderten Frühlingslandschaft noch das Bild einer Ueberschwemmung hinzufügen, die neben den fruchtbaren Keimen, die sie zurück läßt, doch auch krankhafte Erscheinungen erzeugen kann; hier fließt dagegen der volle Strom in tiefem und sicherem Bette anmuthig einher, und wenn er auch in seinen mäandrischen Windungen hier und da ein Stückchen des Ufers ablöst und wegschwemmt, so theilt er dafür allen Gegenden, durch welche sein Lauf führt, eine erquickliche Frische mit, und bildet zugleich ein Verbindungsmittel, durch welches die Producte der einzelnen erst zu einem Gegenstande lebendigen Verkehrs und Austausches werden.

Bei dieser allgemeinen Schilderung des Eindrucks und wissenschaftlichen Charakters der hier

dargebotenen Aufsätze müssen wir es übrigens um so mehr bewenden lassen, als der größere Theil derselben, wie gesagt, schon seit Jahren in philologischen Zeitschriften oder sonst abgedruckt ist und ihr Inhalt jedem Freunde dieser Literatur als bekannt vorausgesetzt werden darf. So hat der erste Artikel 'Namen' ursprünglich hinter Schwend's etymologisch-mythologischen Andeutungen, ein anderer 'über die unechten Lydiaka des Xanthos' in Seebode's Archiv 1830, und 'ein Stoff der alten Attischen Komödie' in den Annalen des Instituts für archäologische Correspondenz von demselben Jahre gestanden; drei andere sind aus den Recensionen entlehnt, welche Hr Welcker in den Jahren 1828 — 30 über die Bruchstücke der Sappho von Neue, des Stesichoros von Kleine, und des Alkaios von Matthia, in Jahns Jahrbüchern für Philologie geliefert hat, so wie die über den Linos und Epicharmos, und 'ein Vers aus einer Iliupersis des Aeschylos bei Aristophanes', nebst dem Bruchstücke über 'die späteren Thebaiden, auch die des Statius', den Lesern der Darmstädter Allg. Schulzeitung von 1829 — 32 noch wohl Erinnerung sein werden; endlich folgen noch aus dem inzwischen in des Verfs Hände übergegangenen Rheinischen Museum die Abhandlungen über die Zweikämpfe des Herakles bei Pisander, das ABC = Buch des Kallias in Form einer Tragödie, den Delphin des Arion und die Kraniche des Ibykos, die Unechtheit der Rede des Lysias gegen den Sokratiker Aeschines, Heraklides Pontikos περί πολιτειῶν, und Auszüge aus den Beurtheilungen des Ibykos von Schneidewin, des Anakreon von Bergk, und des Aufsatzes über die griechische Elegie in Osann's Beiträgen zur griechischen und römischen Literaturgeschichte. Ueber das Verhältniß dieser neuen Ab-

drücke zu der ursprünglichen Erscheinung erklärt sich der Verf. selbst in der Vorrede so: 'die Zusätze dieser Sammlung mußten wegen der vielfältigen Bezugnahme auf mehrere derselben in der neuesten philologischen Literatur unverändert bleiben — was ich stillschweigend verbessert habe, beschränkt sich auf wenige einzelne Worte oder unbedeutende Dinge; sonst sind Berichtigungen oder Zusätze durch Klammern unterschieden oder in Noten beigebracht — nur ist in den Recensionen alles, was sich speciell auf die angezeigte Schrift bezog und nicht zur Fortleitung der eigenen an diese geknüpften Bemerkungen nothwendig schien, weggestrichen' — und gewiß wird man diesen Grundsätzen volle Beistimmung nicht versagen können; nur was derselbe noch weiter hinzufügt: 'auch sind die Bemerkungen über die einzelnen lyrischen Fragmente der verschiedenen besprochenen Sammlungen ausgeschlossen geblieben', erregt großes Bedauern, in so fern wir nicht hoffen dürfen, daß diese Beiträge zur Erklärung und Kritik jener interessanten Bruchstücke vielleicht in einem spätern Bande ihre Stelle finden werden; und jedenfalls vermissen wir manchen einzelnen Zug, der uns in jenen Recensionen lieb geworden war, und auf den die Anspruchslosigkeit des Verfs geringeres Gewicht gelegt hat, als die meisten seiner Leser thun dürften. So namentlich den Anfang der Recension über Neue's Sappho, wo Hr Welcker von seinem eigenen Vorsatze spricht, den er von Boß veranlaßt schon früher zur Herausgabe der griechischen Lyriker gefaßt hatte und darin namentlich auch von Heeren aus seinen reichen Sammlungen unterstützt ward; wenigstens hätte diese Erzählung in der Vorrede des ganzen Werkes einen schönen Platz gefunden, da sie doch wesentlich zur Erläuterung

dient, wie gerade aus diesem Gebiete die volle Hälfte der hier wiederholten Erörterungen entnommen und dabei mit einer Vollständigkeit und Tiefe des Eingehens behandelt ist, die ohne eigene langjährige Beschäftigung mit demselben Gegenstande bei einer bloßen Recension, fast unerklärlich wäre. Doch über das Maß des zu Gebenden wollen wir mit dem Verf. um so weniger rechten, als derselbe uns für diese Weglassungen auf der andern Seite durch so manche neue Bemerkung in seinen Zusätzen entschädigt und außerdem sogar zwei neue noch nie gedruckte Abschnitte hinzugefügt hat, von welchen der eine 'über Archilochos' gleichfalls zu einer Recension der Ausgabe von Liebel bestimmt war, die aber nie das Tageslicht gesehen hat, der andere 'über den Ursprung des Hirtenliedes' nur mit der Zeitbestimmung 1820 oder 21 versehen ist; und über diese halten wir uns denn auch verpflichtet unsern Lesern in aller Kürze etwas näher zu berichten. Zwar sind es der Zeit ihrer Entstehung nach gerade die frühesten von allen, die uns hier geboten werden; da jedoch hier die Rücksicht wegfiel, welche dort den Verf. zu unverändertem Abdrucke bestimmte, so dürfen wir annehmen, daß sie jedenfalls in der Fassung erscheinen, welche derselbe noch jetzt billigt, wie denn auch in Gedanken und Ausdruck kein Unterschied zwischen ihnen und den jüngsten der vorliegenden Arbeiten bemerkbar ist.

Was den Archilochos betrifft, so beschäftigt sich der Verf. vorzugsweise mit der iambischen Poesie, deren künstlerischer Begründung jener hauptsächlich seine Stellung in der griechischen Literatur und seinen Ruhm bei der Nachwelt verdankte; in den übrigen Gattungen, an deren Spitze er allerdings als metrischer Erfinder gleichfalls steht, scheint sein

reicher Geist mehr zeitweilig gespielt und augenblickliche Stimmungen nieder gelegt zu haben, als daß dieselben in seiner Hand bereits den scharf ausgeprägten ästhetischen Charakter erhalten hätten, den ihnen die weitere Entwicklung der griechischen Dichtkunst mittheilte. In dem strafenden Ernste des Jambos dagegen fand die Energie seines Charakters den entsprechendsten Ausdruck; Hr Welcker erinnert sehr passend an eine Aeußerung Luthers: 'ich habe kein besser Werk denn Zorn und Eifer; denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein'; und so richtig er warnt, über den Jamben nicht zu vergessen, daß Archilochos auch Dichter priesterlicher, politischer, ethischer, lyrischer Art gewesen sei, so verlangt er doch mit Recht, daß wir außer Geist und Gemüthsanlagen überhaupt in der Kunstgeschichte am meisten das berücksichtigen, was der Form nach neues und eigenthümlich schöpferisches von einem Manne ausgegangen sei. Nur hätten wir eben deshalb gewünscht, dieser eigenthümlichen Schöpferkraft des Dichters nicht den größern Theil ihrer Originalität wieder dadurch geraubt zu sehen, daß sein Haß und die Poesie, die dessen Ausdruck ist, statt aus der Quelle seines Inneren aus allerlei äußerlichen gottesdienstlichen und politischen Umständen abgeleitet wird; ein Abweg, auf welchen die geschichtliche Betrachtungsweise, gerade indem sie ein Individuum lebendig mit seiner Zeit und den Gebräuchen seines Volkes verschmelzen will, nur allzu leicht verfällt, den Boden, aus welchem ein Gewächs hervorsprießt, mit den Keimen zu verwechseln, die doch der eigentliche Grund dieses Hervorsprießens sind, und so wenig sie auch ohne jenen Boden hätten gedeihen können, doch ihre Entstehung nicht dem Boden als solchem verdanken.

Nach moderner Ansicht könnte es freilich wünschenswerth erscheinen, das Anstößige, was die Archilochische *rabies* für unser Gefühl hat, dadurch zu mildern, daß man theils seinem Hasse selbst höhere patriotische Beweggründe, aus Parteispannung hervorgegangen, unterlegte, theils die alles Maß übersteigenden Aeußerungen desselben durch einen 'weit verbreiteten Festgebrauch' entschuldigte, 'wodurch das Gehässige und der Mißbrauch, welche irgend darin vorausgesetzt werden, von dem Individuum auf das Volk, auf uralte und geheiligte Einrichtungen zurückfällt'; aber gerade wenn wir auf den sittlichen Charakter des Alterthums zurückgehen, bedarf es einer solchen Entschuldigung eben so wenig, als sie auf Archilochos irgend historisch nachweisbare Anwendung finden möchte. Für die griechische Volksmoral standen Haß und Liebe völlig gleich, und war jener eine eben so geheiligte Leidenschaft wie diese: *μισοῦντα μισεῖν, τὸν φίλον δ' ὑπερφιλεῖν*, galt als Norm des geselligen Lebens, und die Tüchtigkeit des Mannes ward eben sowohl darein gesetzt, seinem Feinde Böses, als seinem Freunde Gutes zufügen zu können; was Wunder, wenn sich dieser Trieb eben sowohl durch die Poesie adelt, wie das Homerische *οἶνοβαρές, κυνὸς ὄμματ' ἔχων, κραδίην δ' ἐλάφοιο* in den Augen jener Zeit keinen Mißklang gegen die sonstige Würde des Epos bildet, und wie die kriegerische Elegie der erotischen vorausgeht, eben so bei einem thatkräftigen Volke die Lyrik des Hasses überhaupt der der Liebe voraneilt? Um Mimnermos Empfindungen für seine Nanno, oder Anakreon's für den schönen Bathylos zu erklären, bedarf es keiner Annahme, daß die Dichter mit den Aeltern der Geliebten politisch befreundet gewesen; wozu also bei Archilochos auch nur die An-

deutung einer möglichen Parteiverschiedenheit zwischen ihm und dem Vater seiner ungetreuen Neobule, von welcher Hr Welcker selbst sagt, daß sie sich auf keine Weise mit Bestimmtheit entscheiden lasse: 'vermuthlich war auch Archilochos von Lysambes nicht bloß für sich, sondern auch als Bürger und Parteimann gekränkt; und vielleicht stand jener von seinen Freunden so wohl umschirmt, daß die Sage, Neobule habe sich der Lysamben wegen erhängt, im Sinne der Zeit selbst lächerlich gewesen wäre'? — und wenn es Niemanden einfallen wird, die erotische Poesie aus den Festen der Aphrodite abzuleiten, so halten wir es auch für die iambische nicht für nöthig, auf die Thesmophorien weiter zurück zu gehen, als es in etymologischer und vielleicht auch metrischer Hinsicht zur Erklärung des Wortes *ἰαμβος* nöthig ist. Hören wir Müller Gesch. der griech. Litter. B. I, S. 238, so wäre es nicht zu begreifen, 'wie die Parier es dulden konnten, daß der wüthende Dichter dieselben Personen, mit denen er kurz vorher sich zu verbinden so lebhaft verlangt hat, mit so schmachvollen Lasterungen überhäufte, wenn nicht eben diese Lysamben bei einem Feste, dessen hergebrachte Feier jeder Ausgelassenheit zum Schutze diene, zuerst hervortraten, und wenn es nicht als ein Recht dieser Art von Poesie betrachtet ward, die üble Nachrede, zu der ein Grund vorhanden war, nach Lust und Laune zu übertreiben', wonach also die Archilochischen Lysamben ursprünglich für das Demeterfest verfaßt gewesen wären; und wenn Hr Welcker auch nicht so weit geht, so legt er doch darauf Gewicht, daß des Dichters Großvater unter den Stiftern des Demeterdienstes in Thasos gewesen sei, und Archilochos angebliche Mutter *Ερινώ*, welche er sehr scharfsinnig als allegorische

Bezeichnung seiner Tadelsucht deutet, der Jambus des eleusinischen Demetermythus entspreche; — Ref. bekennet offen, daß er sich die Jonier der Inseln und kleinasiatischen Colonien in jener Zeit der einbrechenden Sittenverderbnis und politischen Zerrüttung viel zu weltlich denkt, als daß es der Maßkenfreiheit eines Festes bedurft hätte, um einem Manne voll innerer Glut und Energie des Charakters Anlaß oder Vorwand zum Ausdrucke seiner Empfindungen zu geben, und so lange daher keine nähere als die etymologische Verwandtschaft des Archilochischen Jambus mit cerealischen Festgebräuchen nachgewiesen werden kann, halten wir uns lieber an die von Hrn Welcker selbst erwähnte politische Freiheit der Jonier, die, während sie den bürgerlichen Zusammenhang des Ganzen auflöste, dem Einzelnen den ungehemmtesten Spielraum individueller Aeußerung gewährte, wie er selbst in der attischen Demokratie wenigstens ihren gesetzlichen Grundlagen nach nicht zu finden war. Von diesem Standpuncte aus fällt dann aber zugleich aller Grund weg, an den Wirkungen zu zweifeln, welche der Nachricht des Alterthums zufolge die Angriffe des Dichters in dem Selbstmorde der Angegriffenen hervorgebracht haben sollen, obgleich diese auch Müllern nur 'im Charakter des Jambus travestiert' scheint; und eben so rechtfertigt sich die Plutarchische Erzählung von dem Widerwillen, den Archilochos durch die Schilderung seiner Flucht im Kriege den Spartanern eingeflößt habe, welche Hr Welcker gleichfalls 'unter die Mißdeutungen späterer Jahrhunderte' rechnet, während sie doch nicht das Entfernteste enthält, was spartanischer Denkungsart oder der Natur der Umstände zuwider liefe.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 5. Julius 1845.

B o n n.

Schluß der Anzeige: 'Kleine Schriften von F. G. Welcker. Erster Theil: zur griechischen Literaturgeschichte.'

Daß Archilochos eben so wie Terpandros, Tyrtaos, und andere Dichter und Künstler dieser und der nächstfolgenden Zeit Sparta als damahligen Mittelpunkt der hellenischen Nationalcultur aufgesucht habe, hat durchaus nichts Unglaubliches; und wenn wir annehmen dürfen, daß man dort eben sowohl wie in Delphi, wo später seinem Mörder der Tempel verboten ward, von seinen Gedichten Kenntniß genommen hatte, so müßte Spartas Disciplin eine ganz andere gewesen sein, wenn nicht gerade dieselbe Beschönigung seiner Feigheit, deren sich Hr Welcker zu seiner Entschuldigung bedient, seine Ausweisung beschleunigt hätte: zu einer so feinen Distinction, wie zwischen 'Zurücklassen' und Wegwerfen des Schildes, war der spartanische Sinn nicht gemacht, und daß er 'sich gelobt einen schöneren wieder zu erwerben', können wir in den

Worten des Bruchstücks nicht finden, die vielmehr den leichtsinnigen Trost enthalten, daß an dem verlorenen Waffenstücke nicht viel gelegen sei, weil ein eben so gutes wieder neu zu kaufen stehe.

Kürzer können wir über den andern hier zum ersten Male gedruckten Aufsatz 'über den Ursprung des Hirtenliedes' sein, indem hier gerade das, worauf es uns besonders ankommen würde, auch von dem Verf. scharf gewahrt ist, daß nämlich die bukolische Poesie des Theokrit mit den so genannten Bukoliasmen, wie sie bei den Festen der Artemis im Peloponnes sowohl als in Sicilien vorkamen, nichts gemein hat, und die Scholiasten jenes Dichters so wie die römischen Grammatiker, die aus derselben Quelle geschöpft zu haben scheinen, wenn sie das theokritische Gedicht von jenen Hirtenliedern herleiten, eine große Verwechselung begehen. Denn wenn man auch annehmen kann und muß, daß auch die Wettgesänge und sonstigen Altercationen, welche Theokrit in künstlerische Form gebracht und gleichsam theatralisch gestaltet hat, uralte volkspoetische Elemente enthalten, so sind doch diese erstens rein weltlicher Art, und zweitens, so weit wir sie verfolgen können, wesentlich in Sicilien heimisch, während jene Bukoliasmen einem gottesdienstlichen Gebrauche angehörten, der mit dem peloponnesischen Cultus derjenigen Artemis, welche Müller Dor. B. I, S. 372 die arkadische nennt, zusammenhing, und folglich erst mit der griechischen Colonisation nach Sicilien kommen konnte; und so hat Hr Welcker gewiß Recht, wenn er S. 408 schreibt: 'es ist vollkommen klar, daß die Erklärungen der Alten über den Ursprung der bukolischen Poesie aus den Festen der Artemis, sowohl aus den dabei von Hirten gesungenen Hymnen als aus dem Liedchen beim Erheben von Ga-

ben die eigentliche Frage ganz vorbeigehen und ohne alle Kenntniß der Natur der Sache geschrieben sind.' Die einzige Frage, die vielleicht noch entstehen könnte, wäre die, ob nicht zulezt auch alles das, was die Grammatiker von solchen artemisischen Bukoliasmen in Syrakus erzählen, nur durch Verwechselung mit Theokrit und seiner Bukolik auf diese Stadt übergetragen sei, wie es z. B. in der schönen Abhandlung von Schneidewin, die wir uns wundern von Hrn Welcker nicht wenigstens nachträglich berührt zu sehen, *Diana Phacelitis et Orestes apud Rheginos et Siculos*, Gott. 1832, p. 26 heißt: iidem tamen aliorum referunt sententiam, qui Syracusis ortum carmen bucolicum voluerunt, ob Theocritum puta Syracusanum, qui, si non primus ad artis praecepta id genus cantilenas revocavit, maximam tamen consecutus est celebritatem; vergl. p. 16: seduxisse grammaticum videtur vel carminis bucolici princeps Theocritus, qui Syracusas patriam habuit, vel Diana ποταμία ex Peloponneso cum colonis Graecis in Ortygiam propagata, cujus similis indoles fuit atque Phacelinæ; doch bestimmt uns der hier zulezt erwähnte Umstand selbst, auch Syrakus nicht von den Dritten auszuschließen, nach welchen jener gottesdienstliche Gebrauch aus dem Peloponnes verpflanzt worden zu sein scheint. Halten wir uns freilich an die besondere Form des Mythus und Cultus, in welcher Artemis als *Φακελίτις* erscheint, so beruht diese für Syrakus auf dem einzigen Zeugnisse des Probus zum Virgil, und dürfte sich für Sicilien vielleicht nur auf messenischem Gebiete sicher nachweisen lassen, wohin sie aus dem heimischen Cultus von Limnä verpflanzt war; denn die Sage, daß Antiphemos, der Gründer von Gela,

dort zum Andenken des Mopsos der Artemis Phaselis Spiele gestiftet habe', deren Quelle Hr Welcker S. 406 nicht wieder finden konnte, beruht auf offenbarem Mißverständniß von Athen. VII, p. 297 F, wo die Gründung der Stadt Phaselis durch Antiphemos Bruder Lakios im Auftrage des Mopsos erzählt wird; — aber wie Hr Schneidewin selbst sehr richtig bemerkt, so ist diese Phakelitis nur eine einzelne Erscheinung derselben Gottheit, deren Verehrung aus uralter vordorischer Zeit unter mancherlei Beinamen im Peloponnes und an vielen andern Küsten wiederkehrt, und die wir am liebsten von den Lelegern herleiten möchten, welchen vielleicht mit Utschuld der ganze Mythenkreis des Drestes und der Sphigenia wie der Helena beizulegen ist; und gleichwie der Cultus von Karyä, wohin gleichfalls eine Angabe jene Bukoliasmen verlegt, gewiß von dem zu Limnä nicht wesentlich verschieden war, so dürfen wir wohl auch die syrakusische Artemis nicht zu specifisch von der rheginischen und messenischen trennen. Dürften wir einer Etymologie folgen, die Hr Welcker anderswo (über eine kretische Colonie in Theben, Bonn 1824, S. 75) aufgestellt hat, so wäre die syrakusische Ortygia geradezu identisch mit der spartanischen Orthia oder Orthosia, die keine andere als die taurische und folglich auch die Phakelitis ist; und jedenfalls ist es nicht zu übersehen, daß die Ephezier, deren Artemis mit jener lelegischen doch noch näher, als auch Müller annimmt, verwandt sein dürfte, neben dem ortygischen Haine bei Tacitus Annal. III. 61 auch einen Fluß Cenchrius nennen, dessen Name deutlich an den Hafen Kenchreä bei Korinth, der Mutterstadt von Syrakus, erinnert; außerdem hat Müller selbst bereits in dem Mythos von der Arethusa den Zusammenhang des

syrakusischen Artemisdienstes mit peloponnesischen Natursagen nachgewiesen, und so tragen wir kein Bedenken die entschiedene Aehnlichkeit derselben mit der Phakelitis auch bis auf den besonderen Gebrauch des Bukoliasmos an ihrem Feste zu erstrecken. Sa auch ohne der begrifflichen Scheidung dieses Bukoliasmos von der theokritischen Bukolik Abtrag zu thun, kann man sich doch denken, daß gerade in Syrakus der pastorale Wettgesang zu Ehren der Artemis mit dem allgemeinen Charakter des dortigen Hirtenliedes auf ähnliche Art verschmolz, wie die megarische Posse in Sicilien durch den Zusatz der örtlichen Mimik einen wesentlichen Aufschwung nahm; und so würde es sich denn auch erklären, wie gerade die sicilischen Bukolisten einen solchen Ruf erhielten, daß sie mit ihrer Kunst auch auswärts und bis nach Kleinasien und Aegypten gegangen sein sollen. Nur die besondere Erwähnung Lydiens bei Diomedes hat etwas Auf fallendes und dürfte erst aus dem Namen Lydiastae abgeleitet sein, den derselbe offenbar aus seiner griechischen Quelle neben Bucolistae entlehnt hat. Hr Welcker meint: 'die Lydiasten lassen sich entweder als Banden sicilischer Bukolisten denken, die ein jährliches Fest in Lydien bezogen, oder als lydische Bukolisten, die man bei der Aehnlichkeit mit den sicilischen von diesen durch den Namen unterschied'; aber letzterer Annahme steht doch die ganze Fassung der Stelle entgegen: nonnulli et in Italiam et in Lydiam et Aegyptum transisse creduntur, quos Lydiastas et Bucolistas appellant, und für erstere bieten die Formen *Ἰοδυασταί*, *Λιονυσιασταί* u. s. w. bei dem Mangel eines Festes unter dem Namen *Λύδια* auch keine genügende Analogie; wie wenn wir an eine sikulische Form des lateinischen Ludio oder Ludius zu

denken hätten, den ja schon Dionys von Halikarnas irrigerweise aus Lydien abgeleitet hat?

Zum Schlusse noch einige zerstreute Bemerkungen zu den Zusätzen, mit welchen Hr Welcker seine älteren Aufsätze reichlich und mit dankenswerther Berücksichtigung neuerer Arbeiten versehen hat. So bespricht er S. 98 fgg. die theräische Inschrift, die nach Böckhs Restauration in den Abhandl. der Berl. Akad. 1836 ein gleichzeitiges Zeugniß für die Wundergeschichte des Arion abgeben würde, in so fern dessen eigener Bruder sie durch ein Denkmahl verewigt hätte:

Κυκλείδας Κ]υκλήος ἀδελφειῶν Ἀρίωνι,

τὸν δελφίς [σῶσε, μυαμιόσυνον τέλεσεν:

was Hr Welcker dann so auffaßt, daß, wenn der theräische Poseidondienst, wie Böckh gezeigt habe, von dem tänarischen abstammte, das bekannte Denkmahl des Dichters auf Tánaron dort 'unter der vermittelnden Form, daß es von einem Bruder herrühre', nachgeahmt worden sei. Ref. kann sich aber überhaupt nicht davon überzeugen, daß ein öffentliches Weihgeschenk, welches einen Mann auf einem Delphin sitzend vorstellte, keine tiefere Bedeutung gehabt habe, als wie der Verf. will, das poetische Bild zu verkörpern, daß der das Schiff begleitende Delphin gleichsam selbst den Reisenden seinem Ziele entgegen trage; und wie er sich freut, daß Hr Welcker jetzt S. 95 die jüngere Entstehung des unter Arions Namen erhaltenen Hymnenbruchstücks einräumt, so hält er auch fortwährend die Ansicht Müllers u. A. fest, daß in jenem Weihgeschenke zunächst ein älterer poseidonischer Mythos dargestellt gewesen sei, den man erst später irgendwie auf den Sänger Arion übertrug. Wie dieses vielleicht sogar durch eine einfache Namensverwechslung veranlaßt werden konnte,

hat er Quaestt. Oedipod. p. 81 und 105 angedeutet, in so fern der Name des bekannten poseidonischen Rosses 'Αρσίων auch auf einen Delphin um so mehr paßte, als ähnliche erdgeborene Wunderthiere anderswo geradezu δελφίνη oder δελφύνη heißen; dem sei jedoch wie ihm wolle, so kann er jedenfalls in der obigen Inschrift zwar die Beziehung auf Urion, nicht aber die Ergänzung ἀδελφειῶ einräumen, worauf doch eigentlich erst ihre Anwendung für den vorliegenden Zweck beruht. Selbst die völlige Richtigkeit des Böckhischen Facsimile vorausgesetzt bleibt zwischen ΑΔΕ und Ε kein Platz für drei Buchstaben ΑΠΗ, wie hier statt ΑΦ geschrieben werden müßte; sollen wir aber einmahl abweichen, so öffnen sich unzählige Möglichkeiten sonstiger Ergänzung, worunter keine der entlegensten die ist, daß in jenen Anfangsbuchstaben der Name 'Αρσίων selbst enthalten sei; und auch ohne den Trumpf in Anwendung bringen zu wollen, welchen der dummstolze Zeheß in Gramers Anecd. Oxon. T. III, p. 352 darauf gesetzt hat, daß man diesen Namen nicht mit langem sondern mit kurzem Vocale flectiere (ὅτι Ἀρίωνος τὸ ο μικρὸν δεῖ γράφειν ... καὶ οὐχ ὡς οἱ βούβαλοι σχεδεκδοταί μέγα), werden wir doch wenigstens verlangen dürfen, daß das theräische Epigramm dem tänarischen, von welchem es abgeleitet oder nachgeahmt sein soll, in der Flexion und Quantität des Namens entspreche. Noch sicherer übrigens glaubt Ref. seine Emendation bei Athenäus XIII, p. 610 C: ἐκ τῆς Ἀγίου τοῦ Ἀργείου für ἐκ τησακᾶτου Ἀργείου Ἰλίου περσίδος gegen den Verf. in Schutz nehmen zu können, der sie aus Cäsar de Carm. eleg. p. 54 anführt, aber fortwährend den Flötenspieler Saka- das als Verfasser jenes Gedichts in Anspruch

nimmt, wogegen schon der fehlende Artikel vor *Ἀργείον* sprechen dürfte. Hr Welcker sagt S. 177: 'daß ein Dichter, nicht ein Antiquar, zu verstehen sei, ergibt der Zusammenhang, dünkt mir, deutlich'; aber gerade hiervon hat unseres Erachtens Otto Zahn in der Zeitschr. f. d. Alterth. 1841, S. 164 den überzeugenden Beweis geliefert, daß auch der jüngere Agias, der mit Derkyllos verbunden zu werden pflegt, als Dichter betrachtet werden müsse, während für Sakadas als Dichter außer der höchst zweideutigen Stelle des Plutarch, die ihn eben so gut als *μελοποιός* bezeichnen kann, keine Spur vorliegt. Zu einer andern Bemerkung veranlaßt uns die Note S. 199, wo der Verf. die neueren Ansichten über die Sage von Daphnis und ihre Behandlung bei Theokrit insbesondere nachträgt. Ref. kann allerdings auch nicht glauben, daß wie Döderlein in dem Erlanger Programme von 1843 annimmt, ein Schwur unverbrüchlicher Treue gegen den Gegenstand der ersten Liebe in Aphrodites Augen ein Verbrechen sein könne, daß sie mit den Lockungen einer neuen hoffnungslosen Liebe strafe, sondern nimmt lieber mit Hrn Welcker an, daß diese Hoffnungslosigkeit, an welcher Daphnis verschmachtet, die Strafe für seine Gleichgiltigkeit gegen eine andere entgegenkommende Liebe sei; über den Gegenstand jener hoffnungslosen Sehnsucht jedoch kann er sich mit dem nichtsagenden Eigennamen Xenea oder gar Xenia, wie ihn Hr Welcker mit Meineke und dem alten Scholiasten aus Ibyll. VII. 73 ableitet, nicht zufrieden geben. Schon der Artikel dürfte uns nöthigen, in den Worten:

ὥς ποκα τὰς ξενέας ἠράσσατο Δάφνις ὁ
βώτας

vielmehr ein Appellativum *ξενέα*, die Fremde, zu

finden, daß sich zu ξένῃ eben so verhielte, wie δένδρεον, ἀδελφεὸς, κενεὸς, βροτεὸς zu den gewöhnlichen Formen ohne ε; für den Sinn aber paßt dieses ganz vortrefflich, wenn wir annehmen, daß Aphrodite eben aus Rache den Hirten zur Liebe gegen eine Unbekannte entflammt habe, die er nun nicht finden kann, während er die Mädchen, die ihn umschwärmen, zu suchen verschmäht; und wenn wir mit dem Verf. und Lennep annehmen, daß diese ξενέα dieselbe sei, die bei Servius ad Virgil. Ecl. VIII. 68 Chimära heißt, so wird man uns die Frage wenigstens verzeihen, ob dieser Name nicht schon in der sinkenden Latinität ein Phantom oder Hirngespinnst bedeuten könne? Wenigstens ist diese Bedeutung in den romanischen Sprachen so allgemein und alt, daß wir wohl berechtigt sind, sie schon aus dem Gebrauche des frühen Mittelalters abzuleiten; dieses vorausgesetzt wären also Servius Worte: hunc igitur cum Nympha Nomia amaret et ille eam sperneret et Chimaeram sequeretur, etwa in dem Sinne des Sprichworts: nubem pro Junone anplecti, nicht wie Hr. Welcker will, von einem andern Hirtenmädchen, sondern von einer eingebildeten Liebe zu einer namenlosen Schönen zu verstehen, die Aphrodites Zorn in ihm erzeugt hätte; und dadurch würde sich dann auch in der ersten Odysse das sonderbare Schweigen des Leidenden über den Gegenstand seiner Sehnsucht, so wie das allzu späte Mitleiden der Aphrodite erklären: τὸν δ' Ἀφροδίτα ἤθελ' ἀνορθῶσαι, welches Aufrichten doch nur den Sinn haben kann, daß sie gleichsam den Zauber, den sie auf ihn gelegt hat, lösen will. — S. 430 beweist der Verf. dem Unterzeichneten die Aufmerksamkeit, auch seinen gelegentlichen Widerspruch gegen die vermuthete Uechntheit der Rede des Eysias

gegen Aeschines aus der Abhdl. de Socratis magistris anzuführen; einem so verehrten Gegner gegenüber ist es Schuldigkeit, eine abweichende Meinung wenigstens mit zwei Worten zu motivieren. Was in jener Abhandlung über versteckte Anspielungen in Platos Menexenos auf Angriffe des Lysias gegen Sokrates und seine Schule vermuthet ist, sind freilich nur Vermuthungen und könnte sich auch auf die andern Reden, die Hr Welcker selbst als echt betrachtet, κατ' Αιοχίῳου συνοφαντίας oder βλάβης beziehen; aber auch die Schuldfrage, um die es sich hier handelt, können wir schon aus dem doppelten Grunde nicht mit dem Verf. für ein sophistisches Machwerk halten, weil es überhaupt um die alten Reden schlecht stünde, wenn ihnen alle Reden abgesprochen werden sollten, in welchen sich thatsächliche Unwahrheiten oder Uebertreibungen fänden, und weil diese Rede jedenfalls schon früher existierte, als solche sophistische Machwerke, wie sie Hr Welcker voraussetzt, üblich wurden. Derselbe beruft sich darauf, daß schon Cäcilius und Dionys von Halikarnas unter den 425 Reden, die Lysias Namen führten, nur 230 für echt erklärten; aber auch die unechten unter diesen waren schwerlich viel jüngeren Ursprungs als Lysias, sondern rührten von andern gleichzeitigen Logographen geringeren Ranges her, und gesetzt also auch die fragliche Rede gegen Aeschines wäre unter diesen begriffen gewesen, so bliebe noch immer die Schwierigkeit, die Hrn Welckers Annahme allein bestimmt hat, wie ein Zeitgenosse dergleichen Dinge von Aeschines habe sagen können. Die Eifersucht der Rhetoren auf die Philosophen einerseits, die geflissentliche Fabrication falscher Producte auf die Namen berühmter Redner andererseits, wie sie der Verf. voraussetzt, scheint

erst in der Kaiserzeit begonnen zu haben; nehmen wir also mit dem Verf. selbst an, daß bereits Harpokraton unsere Rede als echt citiere, so wird sie nach Meiers neuesten Untersuchungen (Comm. Anecd. VI part. XIII, p. 69) schwerlich in jene Kategorie fallen können, da kein Citat dieses Grammatikers jünger als Tiberius, wenige jünger als August sind; und eben so wenig können wir nach dem Begriffe, den wir aus den erhaltenen Resten alter Rhetorik und aus den von dem Verf. angezogenen Stellen in Schömanns Att. Proc. S. 288. 297. 311 von den fictarum litium exercitationibus der Rednerschulen gewinnen, annehmen, daß eine einfache Schuldflage, und sei es auch gegen einen gefeierten Namen, Aufgabe solcher Schulübungen geworden sei. Beiläufig bemerken wir dagegen, daß wir unter den von Hrn Welcker anerkannten Reden noch zweifeln, ob es wirklich eine *βλάβης* gegeben habe; das einzige Fragment, das in Bekk. Anecd. p. 130 unter diesem Titel existiert, scheint uns nur durch Mißverständnis des Grammatikers so aufgefaßt zu sein, während die Worte: *οὗτος ἐμοὶ βλάβης δεδίκασται*, in ihrer einfachsten Bedeutung: 'dieser hat gegen mich auf Schadenersatz geklagt' vielmehr zu der Beschwerde über Sykophantie gehören dürften. Endlich erlauben wir uns zu S. 440 noch auf einen Gesichtspunct aufmerksam zu machen, unter welchem das von Hn Welcker geradezu in das Reich der Fabeln verwiesene Gemählde des Bularchos bei Plinius VII. 39 und XXXV. 34 doch vielleicht zu retten und mit den anderweitigen Nachrichten über die ungleich spätere Entwicklung griechischer Malerei zu vereinigen sein dürfte. Der Vf. schließt so: jene Erzählung, nach welcher der Indische König Randaules ein Schlachtgemählde mit Gold aufgewogen haben

soll, stammt wahrscheinlich aus den Lydiacis des Xanthos, diese waren aber wahrscheinlich unecht, und so verliert sie allen urkundlichen Grund; — eine Kritik, von der uns jedenfalls die erstere Prämisse um so ungewisser scheint, als Plinius unter den Quellen beider Bücher keinen Xanthos nennt; und warum soll denn die vorderasiatische Technik nach dem Maßstabe der mutterländischen beurtheilt werden? Daß die organische Entwicklung der Malerei zur schönen Kunst in Griechenland erst viel später fällt, ist gewis; gemahlt aber wurde dessenungeachtet gewis viel früher im Oriente eben so wohl wie in andern Gegenden, die diese Kunstübung nicht erst von Griechen zu erlernen brauchten; und warum sollte in dieser — freilich barbarischen — Art nicht auch ein kleinasiatischer Grieche für einen orientalischen König haben arbeiten können? müssen wir doch auch im Löwenthore, das von vorderasiatischen Arbeitern verfertigt ist, eine uralte Sculptur erkennen, die mit der spätern hellenischen in keinem organischen Zusammenhange steht; begegnet uns doch mehrere Menschenalter vor Diponos und Skyllis der Bildhauer Malas und sein Geschlecht auf Chios, dessen Kunstübung mit derjenigen, welche die erstgenannten Meister in Griechenland begründeten, wenigstens analog gedacht werden muß, ohne darum in den Entwicklungsgang der mutterländischen Plastik einzugreifen; eben so ist es gewis auch möglich jenen Bularchos zu denken, der immerhin kein Maler im künstlerischen Sinne gewesen zu sein brauchte, um einen der menschlichen Natur angeborenen Trieb so weit zu entfalten, daß er dem Maßstabe eines barbarischen Hofes entsprach. Doch es ist Zeit diesen Hariolationen ein Ziel zu setzen, obgleich auch sie selbst mit dem obersten Zwecke dieser Anzeige in so fern

eng verbunden sind, als sie zeigen, zu wie manigfacher Anregung diese Abhandlungen Stoff enthalten; inzwischen versteht sich dieses bei einem jeden, der den Vf. kennt, ohnehin von selbst, und so mögen sie denn auch nur unsererseits als Beweis der Aufmerksamkeit dienen, die wir neben dem Hauptinhalte auch der gelegentlichsten Bemerkung des hochverehrten Verfassers schuldig zu sein geglaubt haben.

K. Fr. H.

D r e s d e n.

Verlag von Justus Naumann 1844. Erläuterungen zur Reformationsgeschichte durch bisher unbekannte Urkunden. Herausgegeben von Joh. Karl Seidemann, Pfarrer zu Eschdorf. VIII und 174 Seiten in Octav.

In Sachsen ist es noch Etwas werth, Reformator gewesen zu sein. Mit welcher Emsigkeit werden die Archive durchforscht, mit welcher Aufrichtigkeit die Actenstücke veröffentlicht! Manches norddeutsche Land dürfte, um seine eigene Reformationsgeschichte kennen zu lernen, getrost ein paar sächsische Pfarrer kommen lassen oder seine Reformatoren an Sachsen zu Lehen geben. In der That muß man ja das Leben unsers Urbanus Regius in Zeibichii de theologis ad tempus commodatis schediasma auffuchen.

Zu solcherlei Zucht und Selbstvermahnung ist das vorliegende Werkchen ein erfreulicher Anlaß. So wenig wir des Vfs 'Leipziger Disputation im J. 1519' rühmen konnten (s. d. Bl. 1844. St. 84. S. 839 f.), so lobenswerth finden wir die Herausgabe dieser Urkunden. Sind ihre Ergebnisse auch nicht von der Art, daß sie Hauptpuncte der Reformationsgeschichte umgestalten, so ergänzen und berichtigen sie doch Manches nicht unerheblich, zu-

mahl des Herausgebers Genauigkeit Nichts zu wünschen übrig läßt; gibt er doch die ganze archaische Orthographie und Abbrevierweise und bringt sogar das Latein in deutschem Druck. Wenn freilich auf diesem Gebiete noch so viel Unerfahrenheit oder Nachlässigkeit im Lesen und Abschreiben der Urkunden zu rügen ist, wie sie (in der Vorrede) Hr Dr Meudecker nachgewiesen wird, so darf man etwas zu viel Genauigkeit kaum tadeln. — Einen besondern Nutzen auch minder wichtiger Quellenstücke sehen wir darin, daß sie uns in die Gedanken und Lebenssphäre der Zeit versetzen, aus der sie stammen. Sie sind Stücklein des geistigen Herculanum, welches die Geschichte aufzugraben unablässig beschäftigt ist.

Zuerst finden wir ein paar Actenstücke, in denen sich Tetzl bescheinigen läßt, er habe Dem, der die Jungfrau Maria etwa schänden werde, keinen Ablass versprochen, December 1517, — eine Nachwirkung der 75. These Luthers. — Ueber die Veröffentlichung der Bannbulle wider Luther zu Leipzig wird eine Correspondenz Herzogs Georg mit Eck und des Merseburger Bischofs mit dem Kanzler Joh. Kochel veröffentlicht S. 5 ff. Interessanter ist aber ein späterer Brief Ecks an den Herzog (S. 172 ff.), weil dieser theologische Schaarwächter von Ingolstadt sich darin sehr unverblümt selbst charakterisiert. Die Religionsache behandelt er wie ein Geschäft und von seinen Schriften redet er wie ein Kaufmann. Aber die Bücher wollen nicht gehen! Und doch weist er den Herzog an, die 30 Gulden, so ihm derselbe 'zu der Confutation gnädiglich gelihen', von Cochleus zu verlangen, der seiner Bücher viel habe. Eck spricht auch von seiner auf Befehl des baierischen Herzogs zu verfassenden Bibelübersetzung; die Hauptsache ist: 'nach dem puren lateinischen text' und ohne Verände-

rung der Eigennamen, auch die Bücher nicht nach
 der Ordnung von Erasmus Ausgabe. Aber das
 Deutsch wird dem würdigen Manne schwer, auch
 will er Emser's Version nicht in den Weg treten.
 Dieser Eck die Bibel übersetzend muß ausgesehen
 haben wie ein Bock, der eine Rose zerkaut. —
 Einzelne reformatorische Genrebilder finden sich über
 Jac. Seidler auf der Glashütte bei Döbeln, den
 Joh. Ronge Meißens, und über Gabriel Zwilling
 in Eilenburg. Obschon Herzog Georg die neue
 Lehre auf jedem Schritt hemmte, so macht sie doch
 täglich neue Erwerbungen. Wie erinnert doch dies
 Auspassen, Denuncieren, Verhören, Einsperren, Exi-
 lieren an so manche politische Vorgänge der neuern
 Zeit: damahls war jeder verdächtig, der sub utra-
 que communiciert hatte. Das meiste Interesse er-
 regt indessen Herzog Georg. Er hat einen rein
 persönlichen Groll auf Luther und steigt daher oft
 auf gleichen Boden des Streites zu ihm hinab,
 vergißt aber nicht, auch seiner landesherrlichen Macht
 sich zu bedienen, wenn es gilt die Schriften des
 Doctors zu verfolgen; wobei denn Vieler Herzen
 offenbar werden. In einem Trostbriefe an Hart-
 muth von Kronberg hatte Luther einer Wasserblase
 erwähnt, die dem Himmel troze mit ihrem hohen
 Bauche. Der corpulente Herr in Dresden fängt
 darüber einen Briefwechsel theils mit Luther theils
 mit dem Kurfürsten an, der ein halbes Jahr auf
 das Eifrigste geführt wird und einige 20 Acten-
 stücke umfaßt *).

*) Da heißt es z. B. S. 64: 'So wir doch vorwar
 wissen, Das wir einem menschen vil Genlicher sein denn
 Einer waßerblasen, zum andern Als doctor Martinus luter
 schreybt, das wir mit vnserm Grossen Bawch, dem
 Hymel Truchen, Ist am tag das vnser bawch also groß
 nicht ist, das wir damit Syedann gein Wittenberg Truchen
 megen, u. s. w.'

Sehr charakteristisch sind endlich die Actenstücke, welche die Kanonisation des heil. Benno betreffen. Herzog Georg betreibt die Sache eifrig, weil es die Verherrlichung eines seiner Verwandten betraf. Die mitgetheilten Documente zeigen nun, wer gerade in Rom Einfluß hatte und wie Jedem beizukommen war. Da ist von einem 'verguldeten becher von — lxx fl. werdt' die Rede; diesen soll erst der Cardinal von Medici haben. Als aber Leo X. stirbt, bei dem er galt, wird verordnet, daß Wilh. von Enckenvoirt, Hadrians Freund, den Becher bekomme. Auch berechnet der Herzog die von der Kanonisation gehofften Finanzvorthelle auf sehr ungeistliche Weise, S. 92 ff. — Endlich finden sich Mittheilungen, die tiefe Blicke ins damalige Klosterleben gestatten, z. B. von Annaberg: 1508 bis 1514 stattlicher Neubau der Klostergebäude; 1524 Klage über lutherische Communion, Verzeichniß der Theilnehmer, Untersuchung gegen sie, 1534 Klage der ganz verlassenen Mönche und Bitte, der Herzog möge ihnen wieder 'zcu getrencke' verhelfen, auch nach Weihnachten sie 'mitt eynem sweyne' begaben. — Im Jahre 28 entfloh die Herzogin Ursula von Münsterberg aus dem Freiburger Nonnenkloster, und es hebt eine lange Untersuchung an, deren Protocolle S. 115 ff. mitgetheilt werden. Wie Blumen zum Lichte, so hatten sich die armen Jungfrauen zu Luthers Schriften gedrängt, und machen zum Theil gar kein Geheimniß vor den Commissarien daraus, daß sie zu entfliehen suchen würden, wenn man ihnen den alten evangelischen Prediger nehme. R. Rd.

B e r i c h t i g u n g e n .

- S. 988. 3. 16 v. unten statt Bogenwindung l. Bewegung.
 — 990. 3. 6 v. unten statt Becken l. Boden.
 — 1020. 3. 4 v. unten statt Träumen l. Hoffnungen.
-

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1845.

W i e n.

Verlag von Kaulfuß Wittwe, Prandel und C.
1844. Jahresbericht über die Leistungen der Medicinal-Verwaltung und Gesetzgebung in der Provinz Oesterreich unter der Enns vom Jahre 1843, als Fortsetzung der Sammlung der Sanitäts-Verordnungen für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns, bearbeitet und herausgegeben von Joseph Johann Knolz, k. k. nied. österr. Regierungsrathe, Sanitäts-Referenten und Landes-Protomedicus u. s. w. Neueste Folge. Erster Band. CXXXVI u. 216 Seiten in Octav.

Die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens gehören zu den vorzüglichsten Gütern, welche den Menschen von der Staatsverwaltung verliehen wird; und wenn auch viele weise Anordnungen aus andern Verwaltungszweigen unbeachtet bleiben, so ist doch die Abtheilung der Sanitätsgesetzgebung mit dem eigenen Interesse der Selbsterhaltung eines jeden Einzelnen zu innig verbunden, als daß sich nicht dessen Anordnungen des ungetheilten Beifalls er-

freuen und mit allgemeinem Danke jederzeit aufgenommen werden sollten. Die Fürsorge des österreichischen Staates war von jeher dahin gerichtet, das Sanitäts-Wesen zur Förderung des öffentlichen Gesundheitswohles durch den Erlass der zweckdienlichsten Verordnungen sachgemäß zu organisiren, von Zeit zu Zeit zu vervollkommen, und die oberste Leitung desselben dazu vollkommen gewachsenen Männern, die Ausführung selbst aber den competentesten, mit Willen und Kraft ausgerüsteten öffentlichen Behörden anzuvertrauen, weshalb auch in den neuesten Zeiten die Medicinal-Verwaltung und Gesetzgebung Oesterreichs in Anerkennung ihrer Vortrefflichkeit manchem ausländischen Staate eingestandenermaßen zur Grundlage gedient hat. Als Beispiel dieses Letztern wollen wir hier nur den preussischen Staat anführen, in welchem zu jener Zeit wenigstens, als Rust an der Spitze der dortigen Medicinal-Verfassung stand, gar Manches nach österreichischem Vorbilde angeordnet wurde. Dankenswerth erscheint aber auch die Mühe derjenigen, welche in regelmäßigen Berichten uns über die Leistungen der Medicinal-Verwaltung einzelner Staaten Nachricht geben, wodurch in weiterem Kreise von den Ergebnissen und Fortschritten jenes so wichtigen Zweigs der Staats-Verwaltung Kenntniß genommen werden kann. In vorstehendem Werke hat der würdige Hr Verf. unter zwei Abtheilungen seinen Jahresbericht uns vorgelegt, und zwar enthält die erste die Leistungen der Medicinal-Verwaltung, und die zweite die Sanitäts-Verordnungen des Jahres 1843. — Der erste Abschnitt der ersten Abtheilung handelt von der Witterungs-Beschaffenheit, dem Krankheits-Charakter und den herrschenden Krankheitsformen im Allgemeinen, dann der Stadt Wien

und des flachen Landes insbesondere. In Bezug auf den Krankheits-Charakter bemerkt der Verf., daß dieser abweichend von den vorhergegangenen Jahren als ein catarrhalisch = rheumatisch = entzündlicher auftrat. Während seit einer langen Reihe von Jahren der gastrisch adynamische sich stets zu dem allein herrschenden erhoben und fast zu dem stationären Charakter sich ausgebildet hatte, dem sich nur selten und nie auf längere Zeit der entzündlich catarrhalisch = rheumatische als Lateralcharakter zur Seite stellte, änderte sich in diesem Jahre die Rangordnung, und der letztere behielt, mit nur kurzen Zwischenräumen aussetzend, die Oberhand über den gastrisch = adynamischen Charakter, so daß dieser theilweise ganz in den Schatten gedrängt, theilweise nur als umstimmender Lateralcharakter erschien. Dem zu Folge wurden auch die catarrhalischen und rheumatischen, so wie die entzündlichen Fieber mit den verschiedensten Localaffectionen am zahlreichsten beobachtet. Zahlreich kamen zwar auch die gastrischen und typhösen Fieber, aber im Vergleich mit den Vorjahren in bei weitem geringerer Anzahl vor. Unter den Exanthemen waren die Blattern, Masern und der Scharlach die häufigsten Krankheitsformen. Bei den mehr chronischen Leiden war der Einfluß eines vorherrschenden Krankheitscharakters nicht bemerkbar. Ausführlich und zwar nach Monaten gibt der Verf. die Uebersichten sowohl der Stadt Wien als des flachen Landes, die letztere in Viertel = Jahr = Berichte zusammen gedrängt. — Der zweite Abschnitt enthält die in Nieder = Oesterreich 1843 geherrschten Epidemien. In 21 Fällen mußte auf dem flachen Lande N., somit mit Ausschluß der Stadt Wien, das Auftreten der 7 Krankheitsformen als: der Blattern, der Masern, des Typhus, des Keuchhu-

stens, des Scharlachs, der Ruhr und des Groupes als epidemisch erklärt werden. Die Epidemien selbst schildert der Verf. ausführlich. Die numerischen Verhältnisse der Genesenen und Gestorbenen stellen sich folgendermaßen heraus: An Blattern sind 1690 erkrankt, 1552 genesen und 138 gestorben; an Masern 4848 erkrankt, 228 gestorben. Am Typhus erkrankten 904, es genasen 815 und starben 85 u. s. w. — Dritter Abschnitt. Die Epizootien. Der Gesundheitszustand der Nutz- und Hausthiere war ungeachtet des naßkalten Jahres sehr befriedigend. Im Ganzen wurde unter dem Rindviehe die Lungenseuche an 6 Orten, der Milzbrand an 1 Orte beobachtet. Die Schafräude herrschte nur unter einigen Schafheerden im Viertel unter dem Mannhardsberge, und in eben diesem Kreise wurde an einem Orte der Röh bemerkt. — Vierter Abschnitt Resultate der Trauungs-, Geburts- und Sterbelisten von Wien und den 4 Kreisen. Geschlossene Ehen: 11,903. Geborene: 57,353. Verstorbene: 53,641. Unter der Anzahl der Geborenen waren 1546 todt geboren. Rücksichtlich des Geschlechts waren unter den Geborenen 28,488 männlichen und 27,219 weiblichen Geschlechts, also um 1271 Knaben mehr als Mädchen, welcher Ueberschuß sich regelmäßig von Jahr zu Jahr zeigt, und daher nicht als eine vorübergehende Erscheinung betrachtet werden kann. Unter den Geborenen waren 41,582 eheliche und 14,125 uneheliche Kinder: daher fast von vier Kindern eines unehelich, und ein uneheliches Kind kam auf 102 Bewohner. In Wien war von zwei Kindern eins unehelich, und es kam auf 44 Einwohner eine uneheliche Geburt. Auf 35 Geburten kam überhaupt ein todtgebornes Kind. Unter den Gestorbenen waren 115 Selbstmörder, 4 Wasserscheue, 20 Ermordete, 366 Verunglückte und 6

Justificierte. So verschieden die Veranlassung zum Selbstmorde, als: geteuschter Ehrgeiz, unglückliche Liebe, häuslicher Verdruß, Verlust des Vermögens, Krankheit, Irreligiosität, und die Motive zur freiwilligen Abkürzung des menschlichen Lebens angegeben wurden, so lassen sie sich doch alle auf eine Hauptursache zurückführen, nämlich auf ein Mißverhältniß der Anforderungen und Ansprüche an das Leben zu den äußern Umständen und Verhältnissen. Unter den Unglücksfällen kamen vor 2 Todesfälle durch Blitz, einer durch eine Schneelawine, 2 durch Erdstürze und 2 durch Erfrieren. In Wien ereigneten sich durch Fahren oder Reiten 16 und auf den Eisenbahnen durchs Ueberfahren 2 Unglücksfälle. — Fünfter Abschnitt. Die Leistungen der sämtlichen Humanitäts-Anstalten Niederösterreichs. Hier betrachtet der Verf. 1. das Wiener k. k. allgemeine Krankenhaus mit seinen 3 Anstalten, der Kranken-, Gebär- und Irrenanstalt. Im Ganzen wurden 35105 Individuen verpflegt: in der Krankenanstalt betrug die Zahl der Behandelten 22618, von welchen 15714 geheilt, 1458 gebessert, 634 ungeheilt entlassen, und 72 in die Versorgung abgegeben wurden: 2923 starben. (Eine Uebersicht der Krankheitsformen nebst Bemerkungen hat der Verf. hinzugefügt). Interessant ist die Mittheilung des Todesfalles eines Weibes, bei welchem die Wuth erst nach dem so langen Zeitraume von 5 Jahren nach dem Bisse zum Ausbruche kam. In der Gebäranstalt, welche auf den Gratisabtheilungen zugleich auch als Lehranstalt benutzt wird, waren am Schlusse des Jahrs 252 Wöchnerinnen verblieben; zu diesen wurden im Jahre 1843 5914 Schwangere aufgenommen, von denen 137 unentbunden und 5341 nach der Entbindung entlassen wurden. Gestorben sind 457 Wöchnerinnen: die Gesamtzahl der Entbindungen

betrug 5792, worunter 63 Zwillingส์geburten waren. Der Gesundheitszustand der Wöchnerinnen kann im Ganzen als befriedigend angesehen werden, dagegen früher weniger Sterbefälle vorkamen. Unter den Krankheitsfällen der Wöchnerinnen waren Kindbettfieber die zahlreichsten und gefährvollsten. Die Gesamtzahl betrug 679. Das Kindbettfieber trat unter den verschiedenartigsten Formen, und besonders heftig und zahlreich in den ersten 4 und den letzten 2 — 3 Monaten — mit hin in den Winter- und Herbstmonaten — auf. Das örtliche Leiden beschränkte sich selten auf das Bauchfell allein, mehrentheils war Metrophlebitis mit Endometritis compliciert, wozu sich erst im weiteren Verlaufe Peritonitis exsudativa gesellte, das Allgemein-Leiden sprach sich durch heftiges Fieber aus, welches meistens gleich anfangs den adynamischen Charakter an sich trug. Die Irrenanstalt hatte 591 Kranke zu behandeln: 100 wurden geheilt, 22 gegen Revers entlassen, 38 in die Versorgung und 2 in die Krankenanstalt abgegeben: 105 starben und mit dem Jahreschlusse blieben 324. Unter den eigentlichen psychischen Krankheiten wurde Melancholie am häufigsten beobachtet. Besonders waren Weiber dieser Krankheitsform unterworfen: sie war bei denselben meist religiöser Art und führte zu 18 Selbstmordversuchen. Der Melancholie reichten sich, der Anzahl nach, die Fälle von Blödsinn, Ekstasis, Eknoia, und Tobsucht an. Die Behandlung dieser Formen wurde weniger durch pharmaceutische Mittel, als durch geistiges Einwirken und durch ein entsprechendes diätetisches Verhalten versucht, und ungeachtet der so ungünstigen Räumlichkeiten der Anstalt wurde in vielen Fällen vollkommene Heilung dadurch erzielt. Die gewöhnlichen Arzneimittel waren Brechweinstein in getheilten Gaben als

alterans, und gelinde Abführmittel als Ableitung. Dagegen bewährten sich kalte Waschungen, Ueberschläge und besonders die Douche in den verschiedensten Leiden als die erfolgreichsten Heilmittel. Das zweckmäßigste Mittel übrigens blieb stets eine entsprechende Beschäftigung der Geisteskranken, daher dieselben zu allen häuslichen Arbeiten nach Möglichkeit verwendet wurden. Um auch dem Geiste schwächerer Irren einige Beschäftigung bieten zu können, wurde versuchsweise eine kleine Lese- und Schreibstube ins Leben gerufen, welche sich besonders bei Melancholischen und Blödsinnigen auf das ersprießlichste bewährte. Die Todesfälle in der Irrenanstalt erfolgten meistens durch Lungenucht, Marasmus, Wassersucht und Auszehrung, welche körperliche Leiden gleichzeitig mit den verschiedensten Geisteskrankheiten bestanden. Der Sectionsbefund solcher Leichen wies stets Hydrocephalus chronicus, Gehirncysten, Tuberculose, Herzfehler oder Entartungen in den Unterleibseingeweiden nach. Ein öconomischer Nachweis zeigt, daß die Unterhaltung der Krankenanstalten sich folgendermaßen verhielt: für die Krankenanstalt betrug die Summe aller Ausgaben 332,315 fl. Conv. Münze, für die Gebäranstalt 45,289 fl. und für die Irrenanstalt 67,127 fl. — II. Das k. k. Findelhaus. Der Zweck dieser Anstalt ist uneheliche Kinder zu verpflegen, und bis zum vollendeten 10. Jahre zu versorgen: jedoch ist dieß auch bei ehelichen Kindern der Fall, wenn die Eltern derselben aus irgend einem triftigen Grunde ihren Pflichten nicht nachkommen können, und wenn solche Kinder wegen des noch nicht erreichten Normalalters zur Aufnahme in das k. k. Waisenhaus untauglich sind. Alle Kinder, welche demnach in die Findelanstalt aufgenommen werden, bleiben so lange in der Anstalt selbst zur Pflege, bis sie bei entsprechenden

Privat-Parteien gegen Entgelt untergebracht werden können. Zur Verpflegung der Kinder in der Anstalt selbst werden stäts 70 bis 80 Ammen unterhalten, welche aus vollkommen gesunden, jüngeren, zum Ammendienste tauglichen, im Gebärhause unentgeltlich Entbundenen gewählt und 6 bis 8 Wochen in der Anstalt behalten werden. Zu gleicher Zeit kann das Publicum von hier aus vollkommen gesunde Ammen erhalten. Mit dem Schlusse des Jahrs 1842 waren im Findelhause selbst 210 und in auswärtiger Pflege 10585, also im Ganzen 10795 Findlinge verblieben. Zu diesen wurden neu aufgenommen 5642, zurückgebracht oder zurückgefordert 5759, so daß sich die Zahl der überhaupt Aufgenommenen auf 22196 belief. Davon sind gestorben 3852, also kommen auf 100 Findlinge 34,3 gestorbene. Eine Uebersicht der herrschenden Krankheiten ist hinzugefügt, unter welchen besonders die Ophthalmien sich in den ersten 3 Monaten in ihrer ganzen Heftigkeit zeigten, und in einer merkwürdigen abhängigen Beziehung mit den zu derselben Zeit im Gebärhause am häufigsten und heftigsten vorgekommenen Puerperalkrankheiten standen. Mit dem Beginne des Frühjahres wurden die Augenentzündungen seltener, bis sie im Nov. und December an Intensität wieder zunahmen und einen besonders trägen und hartnäckigen Verlauf entwickelten; vorzüglich erheischten die bedeutenden Wucherungen der Bindehaut der Augenhäuter eine energische Anwendung der wirksamsten adstringierenden Mittel, als: Sublimat, Sulf. Cupri, selbst Lapis infernalis mit Opium, dadurch wurde meist eine vollkommene Heilung erzielt, bis auf wenige Fälle, welche mit Zerstörung einzelner Hautgebilde des Auges endeten.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. 110. Stück.

Den 10. Julius 1845.

W i e n.

Schluß der Anzeige: 'Jahresbericht über die Leistungen der Medicinal-Verwaltung und Gesetzgebung in der Provinz Oesterreich unter der Enns vom Jahre 1843, als Fortsetzung der Sammlung der Sanitäts-Verordnungen für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns, bearbeitet und herausgegeben von Joseph Johann Knolz.'

Im Findelhause besteht auch noch das Hauptimpfungs-Institut, mit welchem der Zweck verbunden ist, alle Findlinge, so weit es Alter und Gesundheit zulassen, so wie auch fremde Kinder der Impfung zu unterziehen, und immer frischen, brauchbaren Impfstoff zur Vertheilung an die Impfärzte in der Provinz in Bereitschaft haben zu können. — III. Die Stadtarmen und die k. k. Polizei-Bezirks-Armenanstalten in Wien. Sie bilden einen integrierenden Theil der Armenfrankenpflege überhaupt, und haben den Entzweck, den hierortigen Armen in ihren Wohnungen selbst eine unentgeltliche ärztliche Hilfeleistung, so wie Arzneien

und andere therapeutische Mittel unentgeltlich zu verschaffen. Von dazu bestimmten Sanitätsindividuen wurden im Jahre 1843 20068 Arme behandelt. — IV. Das k. k. Waisenhaus. — V. Die k. k. Arbeits- und Besserungsanstalt. Hier wird jedem erkrankten freiwilligen Arbeiter sowohl, als auch jedem daselbst angehaltenen Zwänger unentgeltliche ärztliche Hilfe geleistet. Bei den abgehaltenen Ordinationen erschienen im Verlauf des Jahres 1767 Hilfsbedürftige, als Ambulanten, die schwer Erkrankten und Bettlägerigen wurden stets in das allgemeine Krankenhaus gebracht. — VI. Das k. k. nieder-östr. Provinzial-Strafhaus. Unter den gesammten Sträflingen (1006) kamen 894 Erkrankungsfälle vor. — VII. Die Irrenanstalt zu Ybbs. Diese Anstalt, aus der ehemahligen Abtheilung des dortigen Versorgungshauses für unheilbare Geistesranke — wegen Ueberfüllung der Wiener Irrenanstalt — seit 1842 in eine eigene Staatsanstalt auch für heilbare Geistesranke umgeschaffen, besitzt seitdem, ganz getrennt von der Versorgungsanstalt ein eigenes für sie allein provisorisch angestelltes Sanitätspersonal, und nur die administrativ-öconomischen Geschäfte werden von der dortigen Versorgungshaus-Verwaltung gleichzeitig als k. k. Irrenanstalts-Verwaltung zu Ybbs unter der unmittelbaren Aufsicht der Landesstelle besorgt. Es wurden hier 373 Geistesranke verpflegt. — VIII. Das Bezirkskrankenhaus Wieden. — IX. Das Inquiritenspital des Wiener Criminalgerichts. — X — XIII. Das Spital der barmherzigen Schwestern in Wien, Humpendorf und in der Leopoldstadt, so wie das der Elisabetherinnen auf der Landstraße. — XIV. Das Wiener Kinderkranken-Institut. — XV. Das erste Kinderspital des Dr Mauthner am Schottensfelde, und

XVI. das unentgeltliche St. Josephs Kinderspital auf der Wieden. Diese drei Anstalten sollen dem Bedürfnisse eines geeigneten Zufluchtsortes für zartere erkrankte Kinder abhelfen. — XVII. Das Wiener Israelitenspital. — XVIII u. XIX. Das Wohlthätigkeitshaus und das Marienspital in der Stadt Baden. — XX. Die Privat-Heil- Irren- und Pflegeanstalten in Niederösterreich. — Zu diesen Anstalten, deren Hauptzweck ärztliche Behandlung und Verpflegung der erkrankten Individuen ist, kommen noch diejenigen, deren Bestimmung die Versorgung von armen, alten und gebrechlichen, daher erwerbsunfähigen Menschen ist, von welchen Instituten Wien sieben an der Zahl besitzt. — Diesen größeren Humanitätsanstalten reihen sich die kleinen in den verschiedenen Ortschaften Niederösterreichs bestehenden so genannten Landspitäler an, welche den Localbedürfnissen und den speciellen Zwecken hinlänglich entsprechen, jedoch von zu geringem Belange sind, als daß sie einzeln aufgeführt werden könnten. — Sechster Abschnitt. Die Badeanstalten und Mineralquellen. Auch an diesen ist die Provinz sehr reich, und zwar sowohl an Badeanstalten als Reinigungsmittel, als auch an eigentlichen Heilbädern. Unter diesen letztern ist besonders das schwefelhaltige Baden zu bemerken, welches im Jahre 1843 5323 Gurgäste zählte. — Siebenter Abschnitt. Resultate der Schutzpocken-Impfung. Diese wurde seit dem Jahre 1802 in Niederösterreich als Schutzmittel gegen die natürlichen Blattern eingeführt und gesetzlich angeordnet, und seither nicht nur stäts von der Staatsverwaltung als ein wichtiger Theil der Sanitätspflege mit einer besondern Observe überwacht, sondern es werden auch alle hierdurch anwachsenden Unkosten aus dem Staatsschatze, und nur einige

wenige von der Wiener städtischen Casse bestritten. — Der achte Abschnitt endlich enthält eine Uebersicht des gesammten Sanitäts = Personals von Niederösterreich, und beschreibt ihre Leistungen in rein practischer, in sanitäts = polizeilicher und wissenschaftlicher Beziehung. In Wien selbst sind 447 Aerzte, 204 Wundärzte, 536 Hebammen, und 44 öffentliche Apotheken. Auch das flache Land ist mit einem hinlänglichen ärztlichen Personal versehen, wie aus den zusammengestellten Uebersichtstabellen des Verfs zu ersehen ist. Aus den weiteren ausführlichen mitgetheilten Berichten über die Wirksamkeit der Aerzte überhaupt geht hervor, daß das Sanitätswesen in Niederösterreich in allen seinen Zweigen und Wirkungen vortrefflich eingerichtet ist. — Die zweite Abtheilung des interessanten Buches enthält die Sammlung der Sanitäts = Verordnungen für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns von dem Jahre 1843, 147 Nummern, die freilich hier nicht näher angeführt werden können. In einem Anhange befinden sich die Instructionen für das Krankenhaus = Verwaltungspersonal, 14 an der Zahl enthaltend. — Wir empfehlen das Buch mit seinem reichen Inhalte jedem Staatsarzte, und versprechen ihm volle Befriedigung in Bezug auf die ihm daraus werdende Belehrung.

H a l l e,

bei Mühlmann 1844. Predigten zur Erkenntniß christlichen Glaubens von A. S. Neuenhaus, drittem Prediger an der Domkirche zu Halle.

Unsere Zeit ist in mancher Beziehung eine bedenkliche und gefährliche Patientin, eine religiöse Ungewißheit und Lauheit ist nicht das kleinste un-

ter ihren Gebrechen. Darum haben ihr schon viele Doctoren den Puls gefühlt; der Eine hat den Grund des Uebels hier, der Andere dort gesucht, der Eine hat dies verordnet, der Andere das. Unser Verfasser, offenbar ein reich gebildeter, geistvoller Mann, der sich in seiner Zeit umgesehen, findet die Wurzel der Krankheit in dem Mangel an christlicher Erkenntnis und hält darum Predigten 'zur Erkenntnis des christlichen Glaubens' für nöthig und zeitgemäß. Ohne Denen beizutreten, welche schon in diesem Titel einen inneren Widerspruch entdecken, erlaubt uns Neuenhaus anderer Meinung zu sein; sind doch nur selten die wirklichen Aerzte bei einem Kranken derselben Ansicht. In einer Confirmationsrede sagt der Redner (S. 295): 'Was man nicht recht kennt, das kann man nicht recht achten und nicht recht lieben.' Aber erlaubt dieser Satz wohl die Converse: Wenn man etwas nicht recht achtet, oder nicht recht liebt, so hat dies nur darin seinen Grund, daß man es nicht recht kennt? Nur bei einem durch die Sünde nicht getriebenen Zustande der menschlichen Seele würde eine solche Behauptung ihre Wahrheit haben. Auch der Apostel Paulus schickt in der trefflichen Stelle Col. 2, 2. 3, welche den Predigten statt der Vorrede vorgeedruckt ist, dem Reichthum des gewissen Verstandes, 'zu erkennen das Geheimnis Gottes' ein 'Zusammengefaßtwerden in der Liebe' voraus. Auch an des tieffinnigen Pascal Wort erinnern wir: 'Menschliche Dinge muß man kennen, um sie zu lieben; göttliche Dinge muß man lieben, um sie zu erkennen.' Mit einem Worte, wir suchen, von dem Verf. abweichend, den Grund des Zeitübels wo anders. Christliche Erkenntnis ist im Verhältnis zu andern Zeitaltern, relativ gesprochen, in Menge da; aber sie ist unbeweg-

licher, starrer und spröder als jemahls. Macht sie flüssig, macht sie lebendig! Schon ein Tropfen, wirklich und wahrhaftig in den Adern einer Menschenseele zu Blut und innerstem Eigenthum geworden, macht sie gesund. Schreibt, schreit, ruft, predigt zur Verlebendigung, — zur Menschwerdung christlichen Glaubens!

Aber wir legen wohl in den Titel mehr und Anderes hinein, als nach dem Willen des Verfs darin zu suchen ist. Er ist vielleicht nur ein Feind gewisser Predigten, die in unsern Tagen sehr beliebt sind und jedenfalls etwas Imponierendes und Ergreifendes haben. Wie bei einem Feuerwerk staunt man über die kühnen Bilder-Raketen, die pikanten, aufgeworfenen Leuchtkugeln, über die Brillantsonnen der Sentenzen und geistvollen Aperçus — aber wenn Alles verpufft und verslogen ist, fühlt man sich hohl und flau, als sähe man das leere Gerüst und Sparrenwerk. Außer einem allgemeinen, unbestimmten Eindruck nimmt man nichts mit. Das will Neuenhaus nicht. Jede Predigt soll einen lehrhaften Kern haben, jede einen Stein zu dem Gebäude christlicher Erkenntnis in der Gemeinde hinzutragen. In diesem, durchaus nicht verwerflichen Sinne ist Neuenhaus ein 'lehrhafter' Prediger, der am Lehren und Erkennen offenbar besondere Freude findet. Fast in jedem der mitgetheilten Vorträge ist irgend ein Punct des christlichen Glaubens oder Lebens in den Schwinkeleiner zuweilen fast wissenschaftlichen Betrachtung genommen; die christlichen Festzeiten — denn an diese, seltener an ihre Pericopen — schließen sich die 25 Vorträge an, gaben dazu ungezwungene Veranlassung. Nur über Eins müssen wir mit dem lehrhaften Prediger rechten. Wie es in der Mathematik Axiome gibt, die nicht weiter

bewiesen werden und bewiesen werden können, so gibt es für die einfache Frömmigkeit Sätze, die man dauernd ins Herz drücken, aber nicht weiter zerlegen, oder aus einer Meute von Zweifeln, welche die Skepsis etwa gegen sie losgelassen hat, herausretten darf. Das Volk weiß von solchen Zweifeln Nichts — der Gelehrte weiß von ihnen, kann er sie etwa immer genügend lösen? Nehmen wir die 18te Predigt: Ohne Gott kann uns nichts begegnen, so halten wir es für ganz unnöthig, auf der Kanzel eine Vermittelung der Naturordnung mit menschlicher Freiheit zu suchen. 'Hier, meine Brüder — sagt Neuenhaus — sind wir mit unserer Betrachtung an eine Schwierigkeit gelangt, deren Lösung wir zu finden haben. Die Schwierigkeit ist also diese: Geschieht Nichts ohne Gottes Willen, nun so thut Gott auch das Uebel durch den Menschen, und der Mensch ist darum nur ein willenloses und auch unschuldiges Werkzeug; thut aber der Mensch das Uebel aus seinem Willen, nun so ist Gottes Wille darin beschränkt, und es geschieht also ohne seinen Willen. Wie lösen wir diese herben Widersprüche?' Darauf ist freilich die Antwort schwer, es hat sie noch Keiner ordentlich gegeben, auch Neuenhaus in seiner Predigt nicht. Aber warum dies schwierige Problem (mehr der Philosophie, als der Theologie) auf die Kanzel bringen? Fast möchten wir glauben, weil zuweilen mit dem Redner, geistlichen Gemeindepredner, der Scholasticus die Kanzeltreppe hinaufsteigt, und von Zeit zu Zeit mit einspricht. Seine unleugbar philosophisch angelegte Natur soll Neuenhaus nicht verleugnen, ja es erbauen, es festigen sich auf ihr bei ihm gerade schöne Bestrebungen; aber 1 Cor. I würde ich immer von Zeit zu Zeit einmahl nachlesen.

Die Wahl gerade dieses paulinischen Abschnittes könnte nun aber in Bezug auf die Form dieser Predigten zu dem großen Mißverstände verleiten, als hätten wir es mit gekünstelten Producten, mit unverständlicher, abstruser Darstellung und hohen Worten zu thun. Nichts von alledem. Vielmehr ist es zu bewundern und an den meisten Stellen mit großem Lobe anzuerkennen, wie dem oft schwierigen Inhalte gegenüber, die Sprache so einfach und durchsichtig, an vielen Stellen kindlich und gemüthlich, fast überall popular ist. In dogmatische Expositionen klingt die Sprache des Lebens hinein, und oft wird an einem alten Volksspruchwort die wissenschaftliche Rede weiter geleitet. Wie es die Reisenden von den Alpen erzählen, so sprossen dicht neben den erhabensten Partien die gewöhnlichsten und bescheidensten Blümlein. Daß ist ein schöner und hoher Vorzug, und der Redner wird schon zusehen, daß die gerühmten Tugenden nicht, wie man dies vereinzelt Passagen vorwerfen könnte, in ein nicht immer wohlthuendes Sichgehen lassen und in Lockerheit des Redegewebes ausarten.

Da Neuenhaus Vorträge sehr geeignet sind, sowohl das Herz in Erbauung zu erwärmen als auch den Geist zu weiterem Nachdenken anzuregen, so möchten sie sich zur Hausandacht für gebildete Christen besonders schicken. DI.

G r ä z.

Im Verlage der Damian und Sorge'schen Buchhandlung 1844. Geschichte des Herzogthums Steiermark. Erster Theil von Dr Albert von Muchar, Stiftskapitular von Admont, k. k. Professor an der Universität zu Grätz. VI und 474 Seiten in

Octav mit achtzehn Steindrucktafeln und einer Karte der römischen Steiermark.

Zwanzig Jahre nachdem der gelehrte Verf. in seinen Schriften über das celtische und römische Norikum den ersten Versuch gemacht hatte, die zerstreuten Nachrichten der alten Schriftsteller über dieses merkwürdige Grenzland deutscher und italienischer Bildung mit dem reichen Schatze seiner ausoptischen Untersuchungen und Sammlungen über alte Denkmähler in jenen Gegenden zu einem Ganzen zu verbinden, beginnt er dieses dankenswerthe Unternehmen aufs Neue, wenn auch nach einem etwas veränderten Plane, der, wie der Titel lehrt, in seinem Verfolge über die Grenze des classischen Alterthums hinaus zu gehen verspricht, und deshalb schon hier vielmehr durch die heutige, als durch die antike Abmarkung des Landes bestimmt ist. Denn das alte Noricum umfaßte bekanntlich außer dem größeren Theile der heutigen Steiermark noch eine beträchtliche Anzahl benachbarter Landschaften, während dagegen von Steiermark selbst der jenseits des Mons Cetius gelegene Theil schon zu Pannonien gerechnet ward; gleichwie jedoch der Vf. schon in der Vorrede des frühern Werkes als natürlich voraussetzt, daß er 'bei Ausarbeitung des Ganzen seinen Blick mächtig erweitern und denselben auf die jenseits gelegenen germanischen Landestheile, auf Oberpannonien selbst, auf die jehna Region Italiens, und auf die beiden Rhätien ausdehnen mußte', so hat auch hier die obige Grenze nicht so scharf gehalten werden können, daß nicht auch die übrigen Theile von Norikum und Pannonien, ja Süyrikum mehrfach zur Ergänzung des Bildes herein gezogen worden wären, und in so fern bewegt sich im Ganzen auch dieses Werk mit jenem so ziemlich auf gleichen Boden. Nur darf

es darum nicht etwa als eine zweite Auflage des früheren angesehen werden, die jenes in sich aufgenommen und seinen Inhalt zu einer neuen Form verarbeitet hätte; wie wenig dies die Absicht des Verfs gewesen sein kann, geht schon daraus hervor, daß er wiederholt auf sein römisches Morium verweist; und sollen wir offen sprechen, so ist uns letzteres durch gegenwärtige Arbeit so wenig entbehrlich gemacht, daß wir ihm vielmehr im Puncte der Forschung wie der Darstellung fortwährend den Vorzug vor dieser einräumen. Dort sprach er es klar aus, daß sein Werk 'keine für Jedermann cursorisch zu lesende Geschichte, daß es vielmehr nur eine kritische Vorarbeit, eine Quellsammlung zu einer künftigen vollkommen ausgearbeiteten Geschichte sein solle' — und diesem bescheidenen aber mit richtiger Berechnung seiner Kräfte gesteckten Ziele entsprach denn auch die Behandlung und Vertheilung des Stoffs dergestalt, daß jeder Punct, der dabei in Betracht kam, einen abgeschlossenen und befriedigenden Eindruck zurückließ; jetzt hat er mehr als Sammler und Forscher, er hat auch Geschichtschreiber sein, und den ganzen reichen, fast überwältigenden Stoff zugleich für ein größeres Publicum, für seine steirischen Landsleute insgemein übersichtlich machen wollen, und indem er zu diesem Ende die Massen seiner Sammlungen und Notizen auf einander thürmt, statt sie wie früher vor den Augen des Mitforschers auseinander zu legen, verrückt er diesem den Standpunct der Betrachtung, ohne ihn darum, wie wir glauben, dem Laien wesentlich zu nähern. Wir wollen nicht von dem Stile reden, obgleich nicht unbemerkt bleiben darf, daß derselbe keinesweges durchgängig der Versicherung der Vorrede entspricht: 'in der Darstellung selbst habe ich mich eines ein-

fachen und schlichten Ausdruck besaßen, weil es mir nur um historische Richtigkeit und Wahrheit zu thun war'; was uns aber besonders störend angesprochen hat, ist die Eintheilung des Ganzen, die einen großen Theil des schönen Stoffs geradezu auf den Kopf stellt, und dadurch nicht nur das methodische Eindringen in denselben erschwert, sondern auch Anticipationen auf der einen, Wiederholungen auf der andern Seite hervor bringt, die bei der oft nur allzu gedrängten Kürze des Uebrigen doppelt unangenehm sind. Von den drei Theilen, in die jede Specialgeschichte eines Landes von selbst zerfällt, ist der erste oder topographische unter der Ueberschrift: 'des Steirerlandes Gegenwart', einschließlich eines Abschnitts 'über des Steirerlandes Naturgestalt und Veränderungen in der Urzeit', auf sechs Seiten erledigt, die begreiflicherweise kein organisches Bild des Landes in der Gliederung seiner örtlichen Grundlagen, sondern nur eine Namen- und Productenliste in dem Rahmen declamatorischer Schilderung bieten können; und statt daß man hiernächst die äußere Landesgeschichte erwarten sollte, an welche sich dann die Beschreibung seiner ursprünglichen und nachfolgenden Culturzustände anschloße, folgen zuvörderst 'die inneren Verhältnisse und das innere Leben im Steirerlande in der vorchristlichen Epoche und in der Römerzeit' (S. 9—204), und darauf erst 'die Geschichte des Steirerlandes' (S. 205—344) in geschichtlicher Darstellung, so daß man also früher von der 'Verfassung der celtisch-germanischen Völkerschaften der Steiermark' liest, ehe man von der Einwanderung dieser Völkerschaften etwas weiß, und fast 200 Seiten eher die Namen der römischen Statthalter in Pannonien und Norikum kennen lernt, als man die Eroberung dieser Länder durch

die Römer erfährt! Wohl bestimmt der Verf. in der Vorrede S. IV seinen Vorsatz dahin, 'nicht bloß eine trockene Reihe von vaterländischen Begebnissen zusammen zu stellen, sondern auch vorzüglich das innere Leben der Steiermark nach der Hauptidee der fortschreitenden Humanität, des öffentlichen und privaten Rechts, der bürgerlichen und religiösen Verhältnisse und Wirksamkeit zu schildern'; aber dann hätte er sein Buch erstens von vorn herein nicht als eine Geschichte der Steiermark, sondern als eine steirische Culturgeschichte ankündigen müssen, für welche alles Uebrige nur als Voraussetzung gedient hätte, und zweitens sieht man nicht ein, was unter diesem Gesichtspuncte nun doch jener ganze große Abschnitt soll, der unter den 'Geschicken der Steiermark' auch das erzählt, daß mehr als zweihundert Jahre der Senat den neuen Kaisern zuzurufen pflegte: 'herrsche glücklich wie Augustus, gut wie Trajanus!' und mehrere Seiten auf die Beschreibung des Aussehens der Gothen und Hunnen nach Jornandes verwendet!

Mit allem diesem wollen wir jedoch nur verhüten, daß man nicht in diesem Werke einen inneren Fortschritt erwarte, der dem langen Zeitraume, welcher zwischen ihm und seinem früheren Vorläufer liegt, entspräche; das Verdienst, welches es nur mit diesem gemein hat, tüchtigen und umfassenden Quellenstudiums und Sammlerfleißes, lassen wir ihm ungeschmälert, und erkennen auch gern an, daß diese Eigenschaften sich inzwischen in demselben Maße, wie der Stoff selbst gewachsen ist, noch über ein größeres Gebiet ausgedehnt haben. Namentlich gilt dieses von den culturgeschichtlichen Kapiteln über die uralten steiermarkischen Berg-

werke, Salinen u. s. w. (S. 115 fgg.) und über die Religion der celtisch-germanischen Urbewohner und die römische Götterverehrung in der Steiermark (S. 146 fgg.), die mit reichen Beobachtungen aus dem heutigen Leben untermischt, gewiß Niemanden, der sich für diese Zweige interessiert, unbefriedigt lassen werden; und wenn auch andere Kapitel dieses Abschnitts nur Auszüge aus der früheren Schrift, ja ganze Untersuchungen dieser hier in einer Note zusammengedrängt sind, so wird man doch nicht leicht eine Notiz vermissen, die bei irgend einem alten Schriftsteller oder auf einem sonstigen Denkmale in näherer oder entfernterer Beziehung auf die Steiermark und deren Bewohner stünde. Das Einzige ist auch hier zu bedauern, daß der Verf. sich nicht auch mit neuern Forschungen, wie z. B. Grimms deutscher Mythologie und dessen Rechtsalterthümern, vertraut erhalten *) oder auch nur gegen die antiquarischen Annahmen seiner früheren Schrift durchgehends eine ähnliche Kritik geübt hat, wie er z. B. S. 181 die Echtheit der ersten Pallium-Bulle des Papstes Symmachus an den Vorcher Bischof Theodor, welche er dort B. II, S. 61—88 vertheidigt hatte, jetzt aufgibt; eine consequente Strenge in dieser Art würde sein Buch von manchen häßlichen Makeln befreit haben, die es jetzt namentlich in Beziehung auf römische Provinzialverwaltung entstellen und meistens aus der ältern Schrift ohne erneuerte

*) So lesen wir z. B. S. 150 von der Frau Perchte (Berhta, Perabta): 'nach römischen und christlichen Auslegungen scheint sie die Isis, Herodias, Diana Abundia, Minerva gewesen zu sein' — wer versteht das, ohne Grimm S. 250 fgg. zu vergleichen? Oder hätte der Verf. auch nur diesen, ohne ihn zu nennen, excerpiert?

Prüfung herüber genommen worden sind. So lesen wir S. 18: 'zum Behufe der politischen und militärischen Verwaltung theilte Constantin der Große das ganze Römerreich in vier große Prätorien, jedes Prätorium in Diöcesen' u. s. w., fast wörtlich wie im Röm. Norikum B. I, S. 11, aber ohne die geringste Auctorität für jene Bezeichnung der vier großen Statthalterschaften, die offenbar nur aus Mißverständnis des Titels ihrer Vorsteher, der Praefecti Praetorio hervorgegangen ist, während man nach Walters richtiger Bemerkung (Rechtsgesch. S. 382) nicht einmahl von einer Eintheilung des Reichs in vier Praefecturen reden darf. Aehnlichen Schlages ist was wir S. 73 lesen: 'unter den Kaisern entrichteten die Provinzen die Abgaben nicht mehr in Zehnten, sondern jeder derselben ward ein bestimmtes Quantum an Getreide auferlegt ... alle diese Abgaben und Einkünfte wurden von den Censoren in Rom im Namen des Senats verpachtet', als ob es unter den Kaisern überall noch Censoren im Sinne und mit den Geschäften der Republik gegeben hätte, oder auch nur alle Provinzialeinkünfte fortwährend dem Senate zugeslossen und nicht vielmehr ein großer Theil derselben, wohin gerade auch die von Norikum und Pannonien gehörten, von Procuratoren für den kaiserlichen Fiscus verwaltet worden wären. Aber auch von diesen Procuratoren hat der Verf. einen sehr unklaren Begriff, wenn er z. B. S. 65 schreibt: 'in den ersten Zeiten römischen Besizes, in welchen Augustus die illyrischen Provinzen unmittelbar sich selbst vorbehalten hatte, war die Steiermark unter Procuratoren gestellt, welche alle Civil- und Militärgeschäfte leiteten' — eine Behauptung, deren Unbegreiflichkeit nur durch die

nächstfolgende übertroffen wird: 'in der Epoche von Vespasianus bis Commodus war der Einfluß der Prätorialpräfecten auf die Steiermark entscheidend, aus welcher Zeit wir auch die trefflichen illyrischen Befehlshaber L. Plautius Silvanus u. s. w. kennen'! Was der Verf. damit meint, versteht man überhaupt erst, wenn man das Römische Norikum aufschlägt, wo es B. I, S. 77 heißt: 'da erhielten auch gewöhnlich die Prätorialpräfecten ausgedehntere und fast ungemessene Gewalt, das Obercommando über die Grenzgarben und alles in den Limesprovinzen vertheilte Militär'; doch ist auch dieses für die angegebene Zeit in solcher Allgemeinheit eben so falsch wie die den Procuratoren beigelegte Civil- und Militärgewalt, die gleichfalls aus dem früheren Buche S. 76 entnommen ist, obgleich dort wenigstens die pannonischen Legaten Atellius (nicht Attilius) Hister (Tac. Ann. XII. 29) und Titus Flavianus (Hist. II. 86) nicht in eine Classe mit dem Procurator Norici Petronius (Hist. I. 70) geworfen sind, während wir hier unmittelbar nach jenem Passus von den Procuratoren weiter lesen: 'in solcher Macht und Würde erscheinen von Augustus bis Vespasian auch in der Steiermark Fusius (vielmehr Fufius) Geminus, Attilius Hister, Petronius und Titus Flavianus'! Erst S. 241 begegnet uns Hister in seiner richtigen Stellung als Befehlshaber in Pannonien; aus dem Vorhergehenden aber sieht man offenbar, wie der Verf. von der römischen Provinzialverfassung keinerlei klaren Begriff gehabt, sondern 'was von einem Amte oder einem Lande galt, schlechthin auf das andere übertragen hat, wie er denn auch z. B. S. 406 schwankt ob er die Abkürzung Proc. in einer In-

schrift durch Procurator oder Proconsul Pannoniae ausfüllen soll, welchen letzteren Titel es nie gegeben hat; und eben dahin gehört es, wenn er wiederholt von *Proprietoren* in Pannonien u.s.w. spricht, indem er von der inschriftlichen Formel *legatus Augusti pro praetore* die beiden ersten Worte wegläßt und die letzten als alleinigen Amtstitel betrachtet. Auch die *Vicuri* (S. 79) statt *viocuri* oder *curatores viarum*, die ein philologisches Auge seltsam afficieren werden, sind unverbeßert aus dem Römischen Norikum B. I, S. 226 herübergefloßen; und nehmen wir dazu, daß das frühere Werk, was bei gegenwärtigem bei Weitem nicht in solchem Maße der Fall ist, für jede Angabe doch seine Quelle hinzufügt, wodurch dieselbe jedenfalls sofort controlirt werden kann, so werden wir selbst in seinen Fehlern jenem noch einen Vorzug einräumen müssen, den dieses durch einzelne Zuwüchse seinerseits kaum aufwägt.

Nur in einem Stücke, das wir bisher noch nicht berührt haben, hat allerdings das vorliegende Buch ein selbständiges Verdienst, auf das wir noch mit einigen Worten näher eingehen müssen, obgleich wir freilich auch hier nicht immer gerade mit dem Verf. einverstanden sein können: wir meinen das höchst willkommene Urkundenbuch römischer Inschriften, die freilich zum größern Theile auch früher schon benutzt waren, hier aber nicht nur vervollständigt, sondern auch nach dem Orte, wo sie sich befinden, alphabetisch geordnet und zugleich mit den nöthigen Notizen über sonstige Alterthümer steirischen Fundorts verbunden sind.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 12. Julius 1845.

G r ä ß.

Schluß der Anzeige: 'Geschichte des Herzogthums Steiermark. Erster Theil von Dr Albert von M u c h a r.'

Unter den letztern, die uns auch durch die beigegebenen Steindrucktafeln bildlich vor das Auge geführt sind, zeichnet sich vor Allen der so genannte Pranger in Pettau aus, ein Grabmonument mit mehreren Feldern, von welchen das hauptsächlichste einen Orpheus unter den Thieren vorstellt; doch lehrt diese nämliche Vorstellung noch auf einem zweiten Denkmahle zu St. Martin am Bachern bei Windisch Feistritz wieder, und auch andere kleinere Steine bieten manches interessante Bild, sei es aus der Typik des Alltagslebens oder aus der Mythologie, worunter wir für letztere Kategorie nur auf Tafel XVIII mit Leda, die der Schwan umarmt, und der zu Endymion herabsteigenden Selenene *), für erstere aber auf Tafel I aufmerksam

*) Der Verf. sagt zwar S. 441: 'eine weibliche Gestalt auf einem von zwei Pferden gezogenen Wagen vor-

machen, wo der Verf. S. 351 sehr glücklich zwei von den 'in den Gegenden um Aussen und dessen Salzbergen einheimischen Hallaunen oder Hellingern' mit Werkzeugen, die sich auf die Bearbeitung der Salinen und das Salzsieden beziehen (Kufe, Becher, Krug, und Sudtöpfe) erkennt. Auch was die Inschriften betrifft, so hat derselbe ihrer Auslegung keine geringe Sorgfalt zugewendet und zugleich manche Lesart, der er in dem frühern Werke gefolgt war, nach wiederholter Autopsie berichtigt, wie dies namentlich von dem deus Chartus gilt, über welchen er dort B. II, S. 29 — 33 eine lange, jetzt aber von ihm selbst zurückgenommene Erörterung gegeben hatte; gehen wir inzwischen ins Einzelne ein, so bleibt allerdings auch hier nicht Weniges zu wünschen übrig, was besser hätte ausfallen können, wenn der Verf. theils das Bedürfnis seiner gelehrten Leser klarer ins Auge gefaßt, theils sich selbst durch genauere epigraphische und antiquarische Studien diesen gleicher gestellt hätte. In der erstern Hinsicht hätte er wenigstens vielen Raum sparen und die Uebersicht wesentlich erleichtern können, wenn er dieses Urkundenbuch mit einem oder mehreren Registern versehen und jedenfalls einen Nomenclator Noricus beigefügt hätte, aus dem man sich mit einem Blicke selbst hätte entnehmen können, was er jetzt mit vielen Worten bei jeder betreffenden Inschrift anmerkt.

stellend, welche einer andern zur Seite unter einem Baume liegenden Person ein Kind in flüchtiger Fahrt zu rauben scheint'; wenn aber das über dem Haupte flatternde Gewand der einen, und der Schlaf, wie der Hirtenstab der andern Figur an der Bedeutung der Hauptpersonen nicht zweifeln läßt, so werden wir auch in dem vermeintlich geraubten Kinde vielmehr Groß erkennen müssen, der Seines Wagen zu dem geliebten Schläfer lenkt.

Es ist gewiß sehr schön und verdienstlich, wenn er überall auf die eigenthümlichen Namen dieser Gegend achtet, deren manche er bis in das Mittelalter, ja bis auf die lebenden Geschlechter herab zu verfolgen gesucht hat; aber bedarf es dazu bei jedem einzelnen Steine mit langer Rede zu erzählen: 'die Namen Calventus und Veraucus sind hier einzig; Secundus kommt auf vielen andern vaterländischen Monumenten vor; der Name Jucundus kommt auf steiermarkischen Römersteinen niemahls, wohl aber Jucunda auf einem Denksteine zu Seckau bei Leibnitz vor; Attilius liest man auf Denkmählern zu Gilly und St. Dionysen bei Bruck' u. dgl.? In der andern Beziehung aber braucht man nur wenige Seiten zu lesen, um auf Auslegungen zu stoßen, die den Proben, welche wir oben von der antiquarischen Unsicherheit des Verfs gegeben haben, völlig entsprechen. Selbst in der bereits berührten Inschrift S. 440, wo er seine frühere Lesart jetzt so berichtigt hat: deo invicto Charito Neviod. summ., dürfte sein deus Charitus, der 'so viel als deus Amor, Cupido puer, Amor Charis (gr. Charitos, χάρις) Gratia, die Huldgöttin' bedeuten soll, um kein Haar besser als der frühere deus Chartus bestellt, und eben so wenig am Schlusse an Summanus zu denken sein, welchen 'die meisten Alterthumsforscher für den Jupiter selbst halten'; sondern der deus invictus wird wohl wie gewöhnlich (Orelli n. 450) Sol oder Mithras, Charito aber der Name eines Mannes aus Neviodunum sein, und am Schlusse vielleicht etwas fehlen, so daß die Inschrift eine ähnliche Form wie die Urnsfelder S. 350 gehabt hätte: J. O. M. Venustinus sum. pontif. signum Larum (so scheint für L. arup. gelesen werden zu müssen) cultoribus cum basi. In einer andern

S. 360 hat der Verf. zwar selbst gesehen, daß für Aur. Justino militi leg. II. Italo vielmehr zu schreiben ist Ital. O d. h. mortuo, vgl. Jahn Spec. epigr. p. 54; wenn er dagegen zum folgenden: in exp. Dac. ... scae an. XXXIII Aur. Verin. Vet. et Mess. Quartina parentes fecerunt, zuerst bemerkt: 'statt des in der Mitte verstümmelten Wortes lesen Einige Dacoisca, was auch einen bestimmten Sinn gibt', und sodann zu parentes: 'wahrscheinlich die Aeltern oder Blutsverwandte', so weiß man nicht ob man seinen Augen trauen soll. Nach DAC. folgt in seiner Abschrift IIRSCAE; aller Wahrscheinlichkeit nach ist darunter die panonische Stadt Siscia verborgen, so daß jener Soldat in expeditione Dacica Sisciae gestorben wäre. Auch S. 348 dürfte mit leichter Aenderung herzustellen sein Secundus Veraci f. et Secunda Calventi fil. v. f. sibi u. f. w., wo der Verf. LE für ET gelesen und durch legavit erklärt hat; noch sicherer aber ist S. 353 Genio Aug. nicht durch augusto zu ergänzen und 'dem behren Schutzgeiste' zu übersetzen, oder S. 355 mil. leg. s. s. b. f. praef. stip. an. VI. O ann. XXV mit dem Verf. zu lesen: militi legionis supra scriptae bona fortuna praefecto stipendiato. Annis Sex. mortuis annorum viginti quinque, sondern dort nach Analogie unzähliger Stellen Augusti, hier aber nach supra scriptae zu setzen beneficiario praefecti (wie legati bei Orelli n. 3182) und dann fortzufahren: stipendiorum annuorum VI, mortuo annorum XXV. Was die Worte S. 407 sollen: 'Ve- und Flamen ist der besondere Priester einer eigenen Gottheit', wollen wir eben so wenig untersuchen, als die Richtigkeit der Inschrift S. 356: STATIVS. V. FI. SATVRNINVS. C. STATIO. SEIANO. T. EX.

VOTO, wo nur so viel gewiß ist, daß keine von beiden Auslegungen des Verss paßt: 'Statius vovit. Filius Saturninus C. Statio Sejano terminavit, oder Statius Veberanus, Filius Saturninus C. Statio tribuno ex voto posuerunt'; aber wie derselbe auch da, wo ihm das Richtige vorliegt, auf eine unbegreifliche Weise schwankt, sehen wir S. 363, wo er M. L. durch miles legionis und erst in Klammern durch Marci libertus erklärt, oder S. 358, wo er die bekannte Abkürzung D. N. M. Q. in divo numini majestatique auflöst, obgleich er anderswo S. 364 die ausgeschriebene Formel devoti numini u. s. w. vor Augen hatte und selbst S. 425 richtig so ergänzt hat. Doch nur zu lange haben wir uns bei diesen Steinen verweilt, die allerdings mit geringen Ausnahmen, wohin wir z. B. den Genius Anigemius S. 353 rechnen, nur bekannte Erscheinungen und Verhältnisse darbieten; deshalb zum Schlusse lieber noch ein Wort über die höchst interessanten Schriftzüge, die sich nach S. 446 auf zwölf vor mehreren Jahren in den so genannten windischen Büheln bei Negau zwischen Pettau und Radkersburg ausgegrabenen Bronzehelmen finden. Der Verf. nennt sie Runenschrift, und hat zur Vergleichung auch ein Runenalphabet darunter abdrucken lassen, mit welchem inzwischen die Ähnlichkeit jedenfalls nur eine scheinbare weniger Zeichen ist und außerdem die offenbare Richtung der Schrift von der Rechten zur Linken in directem Widerspruche steht; für diese gibt das Runengebiet nur in den beiden uplandischen Steinen bei W. Grimm Taf. VI eine Analogie, die aber nach dieses Erklärers eigenem Zeugnisse S. 171 fgg. mit allen übrigen bekannten Denkmählern dieser Art eben so contrastiert, als sie auch in sonstigen Einzelheiten unserer Helm-

schrift entspricht; und wenn man schon bei jenen Steinen unwillkürlich an etruskische Buchstaben erinnert wird, so sind wir hier, wo Rhätien (Liv. V. 33) als Verbindungsglied so nahe liegt, gewis noch ernstlicher an diese Quelle zu denken berechtigt.

R. Fr. H.

L e i p z i g,

bei F. A. Brockhaus 1844. Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt von Dr. D. W. H. Busch, Geh. Medicinalrathe u. s. w. Fünfter Band. VIII und 495 Seiten in Octav.

Mit diesem Bande ist das ganze Werk geschlossen, über dessen frühere Theile wir bereits in unseren gel. Anz. 1842. 2. St. und 1844. 20. St. berichtet haben. Es enthält dieser letzte Band die Operationen in den Geschlechts-Krankheiten des Weibes, und zwar sind dieselben in neun Abschnitten dargestellt. — Der erste Abschnitt gibt die chirurgische Anatomie und Untersuchungslehre der weiblichen Geschlechtsorgane, in seinem ersten Theile die Einleitung für das ganze Buch selbst bildend, in so fern die Geschlechtsorgane des Weibes hier einer genauen Darstellung unterworfen werden. Die neuesten Untersuchungen Lisfranc's, Ricord's, Krause's und Anderer hat der Verf. überall mit eingeschaltet. Der zweite Theil dieses Abschnitts, welcher der Untersuchungslehre der weiblichen Geschlechtstheile gewidmet ist, lehrt die Untersuchung durch das Gesicht, das Gefühl und das Gehör. Ein besonderes Kapitel ist dabei den Mutterspiegeln gewidmet: der Verf. gibt den einfachen Speculis den Vorzug, wenn der Mutterhals untersucht werden soll, welche auch bei der Application

Von Aetzmitteln die Scheide vollkommen schützen: Besonders sind zu letzterem Zwecke die gläsernen Instrumente zu benutzen, welche durch die Aetzmittel nicht angegriffen werden. Im Kapitel von der Untersuchung durch das Gehör folgt der Verf. im ersten Kapitel 'Untersuchung mittelst des Plessimeters' dem Franzosen Piorry, da ihm die Angaben des Letzteren durchaus richtig und practisch erscheinen: Das zweite Kapitel (die eigentliche Auscultation) berücksichtigt besonders die Erfahrungen und Lehren Hohl's. — Der zweite Abschnitt handelt von den Operationen, welche zu verschiedenen Zwecken angewendet werden. In sechs Kapiteln sind hier erläutert: 1) die Injectionen in die Mutterscheide und Gebärmutter. 2) Die Einbringung der Schwämme und des Charpiepfropfes in die Scheide. 3) Die Anlegung der Bauchbinden und der T-Binde für die Geschlechtstheile. 4) Die Application der Aetzmittel an die Geburtstheile. 5) Die Application von Blutegeln an die Gebärmutter. 6) Der Catheterismus. — Der dritte Abschnitt ist den Operationen am Unterleibe und Becken gewidmet, und zwar das erste Kapitel der Laparotomie (η λαπαρά heißt nicht der Bauch, sondern bezeichnet nur einen Theil desselben, den Weichtheil an den Seiten unter den Rippen bis an die Hüften): auch ist hier die Elytrotomie (nicht Elythromie, wie im Buche steht) näher auseinander gesetzt. Im zweiten Kapitel sind die Verrenkungen und Brüche der Beckenknochen dargestellt. Das dritte Kapitel ist der Exstirpation krankhafter Geschwülste im Becken, der Crostosen und Osteosteatome gewidmet. — Der vierte Abschnitt bringt die Operationen am Perinäum, und zwar 1) die Operation der Dammrisse, 2) das Einschnneiden des Perinäums. Letz-

tere Operation ist zur Verhütung von Dammrissen bei der Geburt, und in solchen Fällen empfohlen worden, in welchen man sich einen Zugang zu den inneren Geschlechtstheilen behufs der Ausführung von Operationen verschaffen will. (Bei einer Totalerstirpation des Uterus sah Ref. dieses Verfahren von Langenbeck in Anwendung gebracht). Mit Recht verwirft der Verf. das Einschneiden des Damms zu geburtshilflichem Zwecke, und beschränkt dasselbe nur auf bedeutendere Verengerungen des Scheideneingangs, welche in organischen Anomalien ihren Grund haben. Bei einer mäßigen Verengung oder Unnachgiebigkeit des Scheideneingangs ist es zweckmäßiger, unter Anwendung der erschlaffenden Verfahrensarten, den Fall der Natur zu überlassen, zumahl, da oft noch die Geburt ohne Zerreißung des Mittelfleisches selbst in den verzweifeltsten Fällen erfolgt. — Fünfter Abschnitt. Operationen an den äußeren Geburtstheilen. Erstes Kapitel: Von der Operation der Verwachsung der großen und kleinen Schamlippen. Zweites Kap.: Von der Operation des imperforierten Hymen. Drittes Kap.: Von der Nymphotomie. — Sechster Abschnitt. Operationen an der Mutterscheide. 1) Von der Operation bei Verwachsung der Mutterscheide. 2) Von der Operation der Blasenscheidenfisteln. 3) Von der Operation der Mastdarmscheidenfisteln. — Der siebente Abschnitt handelt von den Operationen an der Gebärmutter. 1) Von der unblutigen Erweiterung des Muttermundes. Sie wird nothwendig in der Gebutshilfe zur Ausführung der künstlichen Frühgeburt, und bei krankhaften Zuständen, um anomale Körper aus der Gebärmutter zu entfernen, wenn die Zeit nicht beschränkt und der Mutterhals nachgiebig ist, so daß man eine unblutige

Erweiterung zu erreichen im Stande ist. Die Erweiterung selbst geschieht entweder mit dem Finger, dem Preßschwamm oder mit Dilatatorien. 2) Von der Operation zur Eröffnung der verschlossenen Gebärmutter. 3) Von dem Gebärmutterstich. In diesem Kapitel ist auch die Punctio abdominis durch die Scheide aufgenommen. 4) Von den Operationen zur Heilung des Gebärmutter- und Muterscheidenvorfalls. In diesem Kapitel werden betrachtet: a) Verengerung der Scheide; b) Episiorrhaphie (Schamleßzennahrt); c) die Abtragung des vorgefallenen Theils der Scheide; d) die Anwendung der Mutterkränze. 5) Die Operation der Gebärmutterpolypen. Besonders sind hier die zwei Methoden, die Unterbindung und Abschneidung näher gewürdigt. 6) Die Exstirpation der Gebärmutter. Der Verf. betrachtet hier sowohl die theilweise wie die Totalerexstirpation. — Der achte Abschnitt behandelt die Operationen bei den Krankheiten der Eierstöcke: 1) die Paracentese derselben, und 2) ihre Exstirpation. — Der neunte Abschnitt endlich ist den Operationen an den Brüsten gewidmet: 1) von dem Aufbinden derselben; 2) von den Brustwarzenhütchen; 3) von den Mitteln zur künstlichen Entleerung der Milch; 4) von der Amputation und Exstirpation der weiblichen Brüste. — Hinter jedem Abschnitte ist auch in diesem Bande eine bedeutende Menge von Büchern angeführt, wobei wir nur eine größere Auswahl gewünscht hätten, wie sich solche für ein practisches Lehrbuch besser eignet und dann auch wirklichen Nutzen stiftet.

B e r l i n ,

bei Dehmiß 1844. Sinnius Capito. Eine

abhandlung für geschichte der Römischen grammatik von Martin Hertz. 37 S. in gr. Octav.

Sinnius Capito, den die Alten in eine Reihe mit Aelius Stilo, Cincius und andern Zeit- und Fachgenossen Barro zu stellen pflegen, muß etwas jünger als jene Männer gewesen sein, da ein Brief von ihm an Dvids Freund Clodius Tuscus erwähnt wird. Sinnius gehört zu den grammatisch-antiquarischen Forschern, die seit der Mitte des 2. Jahrhunderts nach dem Muster der alexandrinischen Polyhistorie ihr vaterländisches Alterthum in Literatur und Sage mit edlem Streben und großem Kraftaufwand durchforschten und als deren erste Größe Barro dasteht. Doch sammelt sich um diesen eine Reihe nicht unbedeutender Mitforscher, unter denen Sinnius und Nigidius Figulus hervorstechen. Die Werke dieser Gelehrten blieben indes fast ausschließlich ein Eigenthum der engern gebildeten Kreise, bis sie von spätern Grammatikern compendiarisch verarbeitet, dem größern Publicum zugänglicher gemacht wurden. Eben dieser Umstand ist aber Ursache, daß unsere Kenntniß ihrer Werke äußerst lückenhaft ist.

Sinnius, zu den viri eruditissimi gerechnet, zeichnete sich durch Genauigkeit seiner grammatischen Untersuchungen aus, ohne die antiquarische Seite zu vernachlässigen. Grammatische Streitfragen verhandelten namentlich seine epistolae mit reichen Stellensammlungen aus der ältern Literatur, wie den zwölf Tafeln, Navius, Ennius, Pacuvius u. s. w. In den von Hn Hertz S. 18 ff. überzeugend unserm Sinnius vindicirten libri spectaculorum unterwarf er die verschiedenen Spiele und öffentlichen Schauspiele in enger Verbindung mit den gottesdienstlichen Beziehungen, denen sie ihren Ursprung verdankten, seiner Betrachtung. Beson-

dere Aufmerksamkeit muß er auf Erklärung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redeweisen verwandt haben, welche ihm vielfach Anlaß boten, gelehrte antiquarische Ausführungen anzuknüpfen. Es scheint fast, als habe er in einem eigenen Werke den griechischen Sammlungen eine vaterländische zur Seite gestellt. In geographisch-ethnographischen Studien, die ihm nicht fremd blieben, scheint er sein Augenmerk besonders auf griechische Colonisationen in Italien gerichtet zu haben, während er in der Etymologie lateinischer Wörter in der Regel sich an die Muttersprache hielt. Eng verwandt sind seine Forschungen in Bezug auf Gegenstände der römischen Religion, der Verfassung und des Rechtswesens, wobei auch die außerrömische Bevölkerung Italiens Berücksichtigung fand. Die meist inhaltreichen von S. 27 — 37 zusammengestellten Bruchstücke seiner Schriften lassen nur noch die ungefähren Umrisse so umfangreicher Bestrebungen erkennen.

Wir bedürfen noch vieler Monographien so gründlicher Art, wenn die lange Zeit hintangesetzte römische Erudition in ihren zusammenhängenden Einwirkungen auf die Literatur und Bildung des Volkes ganz ermessen werden soll. Je mehr die ältern Werke der Art zerstückelt sind und das Material zerstreut und verschüttet, desto wünschenswerther sind so gelehrte Vorarbeiten für eine zusammenfassende Darstellung. Da die neueste Zeit auch hier frisch Hand ans Werk gelegt hat und fortzufahren verspricht — wie wir denn von Herrn Herk zunächst eine Schrift über Nigidius Figulus erwarten dürfen —, so scheint sie die Verwirklichung einer solchen sehr wünschenswerthen Gesamtdarstellung nicht in allzu weite Ferne hinaus zu rücken.

F. W. G.

S t u t t g a r t ,

bei Chr. Belser 1845. Ist die evangelisch=lutherische Kirche eine neue Kirche oder die alte? Aus den symbolischen Büchern dieser Kirche beantwortet von A. F. C. Mengert, Pfarrer zu Fischbach in Oberfranken. 76 Seiten in Octav.

Bei Gelegenheit des zu Augsburg erfolgten Uebertrittes des evangelischen Pfarrers Dr Haas zur römischen Confession hat ein hoher katholischer Geistlicher eine Rede gehalten und bald hernach veröffentlicht, in welcher die alt römische kindische Ansicht vom baldigen Untergange des Protestantismus und seinem vermeintlichen Irrthum, in alt hergebrachter Beschränktheit aber mit der ganzen Zuversicht der neuen römischen Polemik zu Tage tritt. Der Uebertritt des gedachten Pfarrers sei ein 'Vorwärts', das 'die Aufgabe der Zeit macht', 'die Gläubigen an Gottes Wort unter den Protestanten werden über kurz oder lang vorwärts gedrängt werden zur Anerkennung des unfehlbaren Richters der Kirche', 'Stillstand in der Mitte sei Halbheit, nur gedankenloser, nicht denkender Geister würdig, unwürdig ihres Heiles bekümmelter Seelen' u. s. w.; 'mit Wehmuth trauere jeder Katholik um den irrenden Bruder', weil er ihn 'draußen stehen sieht, nackt, außer der Kirche, ohne wahre Predigt, ohne wahre Losprechung, ohne wahren Leib des Herrn, ohne wahre Gnadenmittel zur Seeligkeit' u. s. w. Der Verf. hält nun wenigstens die Veranlassung solchen Ge-
redes, die Convertierung eines evangelischen Geistlichen, für bedeutend genug, die Frage aufs neue gründlich zu erörtern, wo die wahre alte, Eine heilige, apostolische, katholische Kirche sei, und zeigt dies in genügender Weise aus den Erklärun-

gen der evangelischen lutherischen Symbole über ihre Principien, ihren Charakter und ihre Lehren. Wir bezeugen dem Verf., daß er die Sache der evangelischen Kirche würdig führt, und freuen uns seines würdigen Zeugnisses evangelischer Wahrheit, wenn wir auch seine Befürchtung, daß mancher Evangelische sich, leichtgläubig und schwach, als 'irrenden Bruder' ansehen, und 'auf den Mitterruf der römisch-katholischen Kirche sich aus den teuflischen Schlingen des Betruges erretten und zur Einheit der Wahrheit zurückführen lassen werde' (Worte des Festredners in Augsburg), nicht theilen. Sonst machen wir noch darauf aufmerksam, daß diese Rede des Festredners in Augsburg sich wohl dazu eignet (neben den vielfältigen Injurien der Münchener historisch-politischen Blätter gegen das evangelische Bekenntniß, neben Riffel u. s. w.) bei der Klage des Domcapitels von Trier am Bundestage über Verletzung der Parität der Confessionen durch die protestantische Presse mit in Frage zu kommen. Kölner.

B o m b a y.

Printed for Collett et Comp. Transactions of the medical and physical Society of Bombay. Vol. 1. 1838. XV. 370 S. — Vol. 2. 1839. 269 Seiten in Octav mit 2 (sehr schlechten) Lithographien.

Schon seit einer Reihe von Jahren verdanken wir der medicinisch-physikalischen Gesellschaft in Calcutta durch die Herausgabe ihrer Verhandlungen manche interessante Mittheilungen über die medicinischen Verhältnisse Indiens. Im Jahre 1835 hat sich nun auch in Bombay eine ähnliche Gesellschaft gebildet, die in Calcutta bestehende sich zum Vorbilde nehmend. Sie stellte sich die Aufgabe, vorzüglich für das westliche Indien, Un-

tersuchungen anzustellen über Meteorologie, medicinische Topographie, über die physischen Verhältnisse der Bewohner, ihre Krankheiten, der Eingebornen sowohl als der Europäer; über den Zustand der Medicin unter den Eingebornen; indische *Materia medica*; Botanik, Zoologie und vergleichende Anatomie, so weit sie sich auf Indien beziehen. Die wichtigeren dieser Untersuchungen sollen in den jährlich erscheinenden Transactions dem Publicum mitgetheilt werden.

Die zwei ersten dem Ref. vorliegenden Bände dieser Transactions enthalten Abhandlungen, welche dem oben mitgetheilten Plane entsprechen. Sie sind als schätzenswerthes Material für die Kenntniß indischer Zustände zu betrachten, und wir wollen deshalb die wichtigeren ihrem Inhalte nach aufzählen.

Zu den wichtigeren Abhandlungen des ersten Bandes über medicinische Topographie und Epidemiologie gehören: eine Skizze der Provinz Guzerat von Deesa bis Damaun mit Karte, von Gibson (S. 1—77), die sich über Landesbeschaffenheit, Producte und herrschende Krankheiten verbreitet. Eine Abhandlung über das Klima der Berge von Mahabuleshwur, die für die Präsidentschaft Bombay eine bedeutende medicinische Wichtigkeit haben, da sich dort eine sehr besuchte ärztliche Anstalt für Kranke und Reconvalescenten befindet, von J. Murray (S. 78—154). Dann ziemlich kurze Bemerkungen über die warmen Quellen im Konkan von A. Duncan. Auch die Epidemiologie ist reich vertreten. Wir finden: Berichte über epidemische Krankheiten (nach den Einen Bubonenpest, nach Andern typhöse Fieber), die in den Jahren 1815—1820 in Kutch, Kattywar und im Zillah von Ahmedabad herrschten von Lh. Whyte, J.

M'Adam und J. Gilder. Berichte über die Krankheiten, die unter verschiedenen Regimentern der Garnisonen des westlichen Indiens herrschten, von Brown, Forbes, Hunter, worunter Ref. besonders Angaben über den Guineawurm (*Draconculus*) von Interesse waren (S. 216 ff.). Percival Lord schildert in einer Abhandlung den Zustand der Medicin unter den Anwohnern des Indus — er entspricht noch ganz der ersten Kindheit des Menschengeschlechts. Ein ziemlich voluminöser Appendix enthält Casuistik und die Proceedings der Gesellschaft.

Der Inhalt des zweiten Bandes ist im Wesentlichen von derselben Art, wie der des ersten. Er bringt Berichte: über das Klima von Sattara, von Young, eine topographische und statistische Schilderung von Ahmednuggur, von L. Barra; eine Abhandlung über Vegetation, Volk und Krankheiten im Deccan von Gibson; einen zweiten Bericht über die Reconvalescentenstation auf den Bergen von Mahabuleshwar von J. Murray; Berichte über einzelne Epidemien, über den Gesundheitszustand mehrerer Garnisonen u. s. w. Auch hier bilden Mittheilungen einzelner Krankheitsfälle und die Proceedings der Gesellschaft den Schluß.

Nur wenige der in beiden Bänden enthaltenen Aufsätze sind von allgemeinerem Interesse und wohl keiner nach des Ref. Urtheil von irgend bedeutendem wissenschaftlichen Werthe, aber das Ganze gibt doch zu interessanten Betrachtungen über die indischen Verhältnisse Anlaß, läßt eine erfreuliche Erweiterung unserer Kenntnisse derselben hoffen und darum ist auch die Fortsetzung dieser transactions zu wünschen.

J. B.

B a s e l.

In der Schweighäuser'schen Buchhandlung 1844.

Die Waldstätte vor dem ewigen Bunde von 1291 und ihr Verhältniß zum Hause Habsburg. Von Rem. Meyer, V. D. M. Hauptlehrer am Gymnasium. 51 S. in Octav.

Die — vorzüglich durch Ropp's Forschungen angeregte — Streitfrage über die ältesten Verhältnisse der Waldstätte und die Entstehung der Eidgenossenschaft, hat mehrere Arbeiten hervor gerufen, deren Verfasser eines Theils der Ansicht Tschudis und Müllers beitreten, andern Theils aber in bedeutenden Stücken von denselben abweichen. Zu den ersteren gehört d. Vf. dieser Schrift, zu den letzteren Referent. Der Verf. sucht darzuthun, 'daß bis zum ewigen Bunde vom Jahre 1291 das Haus Habsburg in keinem der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden erbliche Hoheitsrechte besessen habe.' Als ein Hauptargument gilt ihm, in Bezug auf Schwyz, eine durch den 'Geschichtsfreund der fünf Orte' erst bekannt gemachte Stelle, welche Tschudis Aussage, Graf Rudolf von Rapperswyl habe die (bisher bald für echt, bald für unecht erklärte, von uns nicht ohne Gründe dem Grafen Rudolf von Habsburg zugeschriebene) Urkunde von 1217 ausgestellt, und den alten Grenzstreit zwischen Einsidlen und den Schwyzern geschlichtet, bestätigen soll. — Der Vf. breitet seine Untersuchung auch über das Siegel von Unterwalden aus, und will beweisen, daß die auf Tschudis Autorität sich stützende Selbstständigkeit Unterwaldens in sehr frühen Zeiten keine erdichtete sei. Es lassen sich aber demokratische Einrichtungen späterer Zeit, ein vom Volke gewählter Landammann und ein Landrath im 13. Jahrhundert, und schon früher, mit dem alten Verfassungszustand jener Thäler nicht vereinbaren; sie würden, wie Hr Blumer in seiner gelehrten Abhandlung (Archiv für Schw. Gesch. B. III) bemerkt, der ganzen staatlichen Entwicklung des übrigen Deutschlands, — wozu die Schweiz einmahl gehörte, da sie in das deutsche Reich eingegliedert war — widersprechen. Es sei uns vergönnt diese kurze Anzeige mit einer merkwürdigen Stelle aus Joh. Conrad Füssli's Staats- und Erdbeschreibung der Schweiz zu beschließen: 'Die Scribenten haben eine gute Absicht. Sie machen die Freiheit der Städte und Länder alt, und wollen damit beweisen, daß diejenigen, welche Freiheit erlanget, nichts anderes gewonnen, als was sie vorher verloren hätten. Die Sache wäre recht, wenn die Historie nicht dadurch umgekehrt würde. Meines Bedünkens ist es eben so löblich, aus einem Sklaven frei werden, als die Freiheit verlieren und hernach wieder erwerben.' H—s—y.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 14. Julius 1845.

B e r l i n ,

bei Reimer 1845. Guil. Mauricii Schmidt
Diatribē in dithyrambum poetarumque dithy-
rambicorum reliquias. VIII und 271 Seiten in
groß Octav.

Da ich dieses reichhaltige Buch eines tüchtigen
jungen Philologen in einer andern Zeitschrift einer
ausführlichen Beurtheilung unterworfen habe, so
will ich mich hier auf die Prüfung eines kleinen
Abschnitts beschränken. Ueber den bisher allge-
mein in seiner Bedeutung und merkwürdigen In-
dividualität verkannten Dithyrambiker Sikymnios
von Chios gibt auch vorliegendes Werk nur
ungenügende und vereinzelte Bemerkungen, aus
denen kein klares Bild des Mannes hervor tritt.

Nachdem Hr Schmidt p. 83 sq. einige Verse
des Sikymnios zu verbessern gesucht hat, bemerkt
er, daß Hr Bergk Poett. Lyr. Graec. p. 840
entweder das achte Bruchstück weglassen oder auch
die Stelle in den scholl. Ven. II. B, 106 dem
Dithyrambiker habe zulegen sollen. Die Stelle

heißt so: *Λικύμνιος δὲ παραδηλοῦσθαι φησι
 λεληθότως τὴν ἔχθραν, ἵνα μὴ λαιδορήσῃ τὸ
 γένος· τὸ μὲν γὰρ δῶκε φιλίας τεκμήριον,
 τὸ δὲ καταλιπεῖν ἀνάγκης· διὸ ἐφ' ὧν μὲν
 τῷ ἔδωκεν ἐχρήσατο, ἐφ' ὧν δὲ τῷ ἔλιπεν.*
 Herr Schmidt kann den Zweck der Bemerkung des
 Licymnios nicht gehörig erwogen haben, wenn er
 schließt, *Licymnium quoque aliquem inter eos
 nomen professum esse, qui Homericis lectio-
 nibus illustrandis operam navaverunt.* Li-
 cymnios Beobachtung, die etwas Sophistisches ver-
 räth und recht wohl in der *τέχνη* des Rhetors
 stehen konnte, sollte keineswegs bloße Worterklä-
 rung sein. Denn schon früh mußte es auffallend
 scheinen, daß die Feindschaft des Atreus und Thyestes,
 der Stoff so vieler Tragödien, von Homer dort
 nicht angedeutet wird. Da dieß Manchem un-
 glaublich vorkommen mochte, so versiel man auf
 spitzfindige Deutungen des *λείπε* und *δῶκε*, welche
 Aristarch's gesunder Sinn verwarf, indem er ge-
 radezu erklärte, daß dem Dichter die tragische Fa-
 bel unbekannt sei: das lehren die scholl. Ven. A:
*ἡ διπλῇ, ὅτι οὐ γινώσκει τὴν ἔχθραν Ἀτρέως
 καὶ Θυέστου, ἀλλὰ συμφωνοῦντας αὐτοὺς
 συνίστησιν.* Mit dieser richtigen Auffassung der
 Sache verschwindet zugleich die Folgerung Herrn
 Schmidts, das achte Bruchstück sei ursprünglich ein
 Scholion zu Il. P, 211 gewesen, zu welcher Stelle
 eine ähnliche Ableitung des Namens *μέλος* aus
Myrsilos von Lesbos angeführt wird, wie sie Li-
 cymnios aufgestellt hatte. Nämlich das Excerpt
 des Mel. Festus Alphthonius bei Gaisford scrr. metr.
 lat. p. 240 sq. lautet: *Μέλος dictum putant a
 Meline (Melia) Oceani filia, quam primam quat-
 tuor chordis usam affirmat Lysanias, sive, ut
 Licymnius, ἀπὸ τοῦ μελεάζειν, τουτέστι*

Σημείω. Daß aber eine solche Ableitung auch unabhängig von der Stelle der Ilias und zu ganz anderm Behufe aufgestellt werden konnte, versteht sich von selbst und ist klar durch das aus gleicher Quelle geflossene Excerpt *περὶ λυρικῶν* in Boissonades Ann. Græc. IV, 458.

Nachher verwirft Hr Schmidt die Ansicht Spengels, der Artt. scriptt. p. 91 den Liskymnios der Scholien, den er für eine Person mit dem Dithyrambiker hält, mit den alten Erklärern Homers, einem Theagenes, Stesimbrotos und Andern, auf gleiche Linie stellt. Hr Schmidt wendet ein, diese Männer haben sich mit physischer und ethischer Auslegung der Mythen im wissenschaftlichen Sinne ihrer Zeit beschäftigt. Das ist kein Grund gegen Spengel, da er gar nicht behauptet hat, daß Liskymnios eine gleiche Richtung verfolgt habe. Daß Hr Schmidt ferner sich versehen hat, wenn er dem Liskymnios eine *satis ieiuna verborum derivatio* beilegt, ergibt sich aus dem Obigen. Wenn Liskymnios der Rhetor und der Homerische gleich seien, meint weiter Hr Schmidt, so brauche man sich nicht über seinen großen Ruf zu verwundern, den er *his ipsis conaminibus* habe damahls (wann?) erwerben können. Und Manche hielten allerdings den Rhetor und lyrischen Dichter für identisch, wogegen sich außer Heindorf zum Phädrus namentlich Geel hist. crit. sophist. p. 179 erklärt habe, wie denn andere neuere Gelehrte den Dichter für älter als Simonides, den Rhetor für weit jünger ausgaben. So weit Hr Schmidt.

Bei diesem ungewissen Schwanken ist es der Mühe werth, der Sache einmahl auf den Grund zu gehen, zumahl tüchtige Gelehrte, um von den Nachschreibern abzustehen, im Irrthum befangen sind. Die allgemeine Annahme ist für Verschie-

denheit des Dithyrambikers vom Rhetor, wie z. B. noch W. Dindorf thes. Steph. s. v. beide unterscheidet. Ja, die Literaturhistoriker haben den Dithyrambiker unter die ältesten attischen Dithyrambiker gestellt, wie auch Hr Bergk ihn nach Kydias und Lamprodes, vor Pratinas und Lasos von Hermione aufgeführt hat, wovon schon Form und Inhalt der Ueberreste hätten warnen sollen. Ulrici, der den Sikymnios eben so ansieht, verweist auf Fabricius zum Sextus p. 700 und da haben wir die alleinige Quelle des verjährten Vorurtheils. Fabricius nennt ihn *poeta dithyrambicus antiquissimus*. Und mit welcher Flüchtigkeit hat man dies nachgebetet! Er setzt ausdrücklich hinzu, er meine älter als Platon, da sich die Stelle im Phädrus auf denselben Mann zu beziehen scheine. — Der einzige Forscher, der meines Wissens widersprochen hat, ist L. Spengel l. c. p. 91 sq., indem er sich auf die Zusammenstellung des Rhetors beim Dionysius mit Agathon beruft und wegen der poetisch zierlichen termini seiner *τέχνη* sich dahin ausspricht: *vix possumus quin contra vulgarem sententiam eundem esse atque poetam Parium (vielmehr Chium) lyricum Licymnium statuamus, nec quemquam, qui Empedoclem, Euenum, alios idem fecisse meminit, poetam rhetoricen tractasse male habebit*. Wegen der Notiz über *δῶκε* und *λεῖπε* hält Spengel es für erlaubt, ihm auch grammatische Erklärung des Homer zuzutrauen.

Man müßte sich darüber wundern, daß Spengels gesundes Urtheil nicht allgemein Eingang gefunden hat, wenn nicht der treffliche Gelehrte es versäumt hätte, die Nachrichten über den Lyriker und seine Ueberreste gleichfalls zu untersuchen und

wenn von ihm nicht zufällig eine entscheidende Stelle des Aristoteles übersehen worden wäre.

Zuvörderst wollen wir uns den Rhetor näher bringen. Wir finden ihn zuerst erwähnt bei Platon im Phädrus p. 267, C. τὰ δὲ Πώλου πῶς φράσμεν αὐτὸν μουσεῖα λόγων, ὡς διπλασιολογίαν καὶ γνωμολογίαν καὶ εἰκονολογίαν, ὀνομάτων τε Λικυμνιείων, ἃ ἐκείνῳ ἐδωρήσατο πρὸς ποίησιν εὐεπείας; Platon sagt nach der richtigen Lesart, daß Polos sich habe vom Eikhymnios die Tummelplätze von ὀνόματα (d. h., wie sich gleich zeigen wird, poetische, klingende Ausdrücke, kühne Metaphern und dgl.) schenken lassen, um dadurch eine schöne Diction zu erreichen. Eikhymnios nämlich, gleich Polos ein Schüler des Gorgias, trachtete selbst in den termini seiner Technik nach zierlichen, bildlichen Ausdrücken; darin überbot er gar den Polos, weshalb Platon ironisch sagt, Polos habe sich die μουσεῖα ὀνομάτων von Meister Eikhymnios schenken lassen. Die Scholien freilich denken sich wirklich Polos als Schüler des Eikhymnios: p. 318 Bekker. Ὁ Λικύμνιος Πώλου διδάσκαλος, ὃς διήρει τὰ ὀνόματα εἰς κύρια, σύνθετα, ἀδελφά, ἐπίθετα καὶ εἰς ἄλλα τινά, welches Hermias p. 192. Ast. und Gregorios Kor. Walz. VII, 2, 1224 nachsagen. Doch ist das eben so gut ein Trugschluß aus Platon, wie die umgekehrte Angabe bei Suidas s. v. Πῶλος, wonach dieser διδάσκαλος Λικυμνίου gewesen. Beide waren Schüler des Gorgias, und der Alfragantiner konnte weder Lehrer noch Schüler des Chiers sein. Auch würde ich auf die Angabe der Scholien von der διαίρεσις ὀνομάτων des Eikhymnios nicht so großes Gewicht legen, wie Spengel p. 88, der es nicht un-

glaublich findet, daß Polos als Sikuler sich vom Eikhymnios dergleichen angeeignet habe. Allein zur εὐέπεια gehörten doch Definitionen der Art nicht eigentlich. Auch darin greift Spengel fehl, wenn er Suidas Nachricht vom Polos: ἔγραψε — περὶ λέξεων hierher zieht. Denn nach der richtigen Lesart περὶ λέξεως muß man an Polos τέχνη denken.

Ueber Eikhymnios rhetorische Richtung kann hier nach schon kein Zweifel sein. Genauer lehrt ihn uns Dionysios von Halikarnas kennen: Gorgias, Polos, Eikhymnios stellt er zusammen als nach schmucken Redefiguren haschende Künstler, wie de Thuc. iudic. p. 869 (131. Krüger.) *Εὗροι δ' ἄν τις οὐκ ὀλίγα καὶ τῶν θεατρικῶν σχημάτων κείμενα παρ' αὐτῷ, τὰς παρισώσεις λέγω καὶ παρονομασίας καὶ ἀντιθέσεις, ἐν αἷς ἐπλεόνασε Γοργίας ὁ Λεοντίνος καὶ οἱ περὶ Πῶλον καὶ Λικύμνιον καὶ πολλοὶ ἄλλοι τῶν κατ' αὐτὸν ἀκμασάντων.* Vgl. p. 792. (223. Kr.). Dadurch erhielt die Prosa ein buntes, poetisches Glitterkleid: Dionys. de Lys. iud. p. 457. stellt diese poetische Prosa der schlichten Art des Eysias gegenüber: *οἱ βουλόμενοι κόσμον τινὰ προσεῖναι, τοῖς ὅλοις ἐξήλλαττον τὸν ἰδιώτην καὶ κατέφευγον εἰς τὴν ποιητικὴν φράσιν μεταβολαῖς τε πολλαῖς χρώμενοι καὶ ὑπερβολαῖς καὶ ταῖς ἄλλαις τροπικαῖς ιδέαις, ὀνομάτων τε γλωττηματικῶν καὶ ξένων χρήσει καὶ τῶν οὐκ εἰωθότων σχηματισμῶν τῇ διαλλαγῇ καὶ τῇ ἄλλῃ καινολογίᾳ καταπληττόμενοι τοὶ ἰδιώτην.* *Δηλοὶ δὲ τοῦτο Γοργίας ὁ Λεοντίνος ἐν πολλοῖς πάνυ φορτικὴν τε καὶ ὑπερογκον ποιῶν τὴν κατασκευὴν καὶ οὐ πὸ ὁρῶ διθυράμβων ἔνια φθεγγόμενος, κα*

τῶν ἐκείνου συνουσιαστῶν οἱ περὶ Λικύμνιον τε καὶ Πῶλον. An einer andern Stelle nennt er ihn neben Agathon als Vertreter des καλλωπίζειν τρυφεροῖς καὶ περιέργοις σχήμασιν, s. de admir. p. 1035. Nachdem Dionysios die Worte des Menexenos angezogen: Δεῖ δὲ τοιούτου τινος λόγου, ὅστις τοὺς μὲν τετελευτηκότας ἱκανῶς ἐπαινέσει, τοῖς δὲ ζῶσιν εὐμενῶς παραινέσει, ruft er aus: Οὐκ οὖν ἐπιῥήμα ἐπιῥήματι παρᾶκειται καὶ ῥήματι ῥήμα, τὸ μὲν ἱκανῶς τῷ εὐμενῶς, τῷ δ' ἐπαινέσει τὸ παραινέσει, καὶ ταῦτα πάρισα; Οὐ Λικύμνιοι ταῦτ' εἰσὶν οὐδ' Ἀγάθωνες οἱ λέγοντες

ὑβριν ἢ πρὶν μισθῷ ποθεῖν ἢ μόχθον πατρίδων *),

ἀλλ' ὁ δαιμόνιος ἐρμηνεύσαι Πλάτων. Mögen die Worte dem Eikymnios, wie es scheint, oder dem Agathon gehören, immer ist die Stelle ein bedeutender Grund, den Rhetor zugleich als Dichter zu denken, und schon Spengel hat hierauf besondern Nachdruck gelegt.

Auf die τέχνη des Eikymnios bezieht sich Aristoteles einige Male, wie Rhet. III, 13. p. 137. Bekker. Δεῖ εἶδος τι λέγοντα καὶ διαφορὰν ὀνομά τι θέσθαι· εἰ δὲ μή, γίνεται κενὸν καὶ ληρῶδες, οἷον Λικύμνιος ποιεῖ ἐν τῇ τέχνῃ, ἐποῦρωσιν ὀνομάζων [τὴν ἐπανα-

*) Vortrefflich emendiert Herr Schmidt:

ὑβριν ἢ Κύπριν, ὅσων πόθον ἢ μόχθον
πραπίδων.

Namentlich ist πραπίδων glücklich erkannt. Statt ὅσων würde ich aber lieber auf μύθων rathen, wodurch eine Assonanz zwischen πόθον und πραπίδων, μύθων und μόχθον gewonnen werden würde. Doch läßt sich Sicheres nicht sagen.

ληψιν] καὶ ἀποπλάνησιν ὄζους. So hat Spengel p. 89 mit Hilfe des Scholiasten die Worte überzeugend hergestellt. Aristoteles tadelt die lächerliche Biererei der Worte, wo es auf eine Bezeichnung ankommt, die den neuen Begriff scharf und bestimmt angebe. Was wir schon aus Platon wissen, daß Eikymnios besonders auf εὐέπεια ausging, bestätigt Aristoteles III, 2. p. 117. Κάλλος ὀνόματος τὸ μὲν, ὥπερ Λικύμνιος λέγει, ἐν τοῖς πόφοις ἢ τῷ σημαινομένῳ, καὶ αἶσχος δὲ ὡσαύτως· ἔτι δὲ τρίτον ὃ λύει τὸν σοφιστικὸν λόγον.

Netzt können wir die Ueberreste der Iyrischen Gedichte des Eikymnios mustern und zusehen, ob sie zu der Eigenthümlichkeit des Redekünstlers stimmen. Nur einmahl werden ausdrücklich Dithyramben angeführt, Ath. XIII, 603, D. Λικύμνιος (codd. ἀλικύμνιος) ὁ Χῖος ἐν διθυράμβοις; einmahl kommt Λικ. ὁ Χῖος μελοποιός vor bei Parthen. Erot. 22., und es ist gar nicht nöthig, die Iyrischen Poesien des Dichters auf Dithyramben zu beschränken, obschon sie allerdings die Hauptsache sind. Ich halte mich an die Folge der Bruchstücke bei Herrn Bergk.

Das erste und zweite hatte Apollodor im zwanzigsten Buche περὶ θεῶν (Heyne I, 391 sq.) angeführt wegen der ὀνομάτων παρέμφασις der Ströme im Hades. Und zwar nach Anführung von Melanippides Persephone sagt er: ἔτι καὶ Λικύμνιος φησιν·

Μυρίασι παγαῖς δακρύων Ἀχέρων
ἄχέων τε βρύει·

καὶ πάλιν·

Ἀχέρων ἄχεα βροτοῖσι πορθμεύει.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. 114. Stück.

Den 17. Julius 1845.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Guil. Maur. Schmidt
Diatrobe in dithyrambum poetarumque dithy-
rambicorum reliquias.'

An und für sich würde eine solche Etymologie
noch keineswegs ein Beweis rhetorischer Tändelei
sein, wie denn außer Melanippides selbst Aeschylus
Agam. 1536 mit πόρθμενι' ἀχέων dieselbe eben-
falls angewandt hat. Allein die Wiederholung
mahnt an den Redekünstler, den συνοσιαστής
des Gorgias, der nach Gleichklängen jagte. Und
nun werden wir auch der Etymologie μέλος von
μελεάζειν bei dem μελοποιός ihr Recht lassen,
da sie in ähnlicher Verbindung sehr wohl denkbar
ist. — Sentimental nach Inhalt und Form ist
das dritte Bruchstück, worin Eikymnios die zärt-
liche Liebe des Hypnos zum schönen Endymion
ausmahlt, den der Schlafgott mit offenen Augen
einschläfert, um sich ihrer auch dann zu freuen:

"Υπνος δὲ χαίρων ὁμιμάτων αὖ-

γαῖς ἀναπεπταμένοις ὄσσοις
ἐκοίμιζεν κόρον *).

Schon die Häufung ὀμμάτων ἀνγαῖς und ὄσσοις verräth den zierlichen, Synonyma mit spitzer Schärfe abwägenden Wortkünstler: auch scheint die Assonanz ἐκοίμιζεν κόρον nicht unabsichtlich zu sein. — Das vierte schöne Bruchstück kann nicht in Betracht kommen, da die Ansicht Meinekes Comm. gr. 2, 362 viel für sich hat, daß Sextus fälschlich den Eikymnios statt des Aripbron genannt hat. Indes ist es so zart, daß es, gehöre es wem es wolle, platterdings nicht aus so alter Zeit stammen kann, wie man annimmt. Das scheint auch Passow bewogen zu haben, den Eikymnios zu den Alexandrinern zu schlagen. — Das fünfte, Hymenäos Liebe zum schönen Argynnos, stimmt auffallend zu Hypnos Liebe zum Endymion und kam vielleicht in demselben Dithyrambus vor. — Das sechste geht auf die Liebe der Manis, Krösos Tochter, zu Kyros, dem sie die Akropolis von Sardes übergibt, ohne daß Kyros ihre Leidenschaft erwiedert. Wer wollte leugnen, daß die Erzählung von einem unglücklichen Liebesabenteuer historischer Zeit in einem μέλος eben so schwer zu denken wäre bei einem Dichter älter als Pausanias, wie sie bei ei-

*) Weder darf daran gedacht werden ἀναπεπταμένοις ὄσσοις zu streichen, wie Fiorillo wollte, noch darf man durch die Aenderung Hrn Schmidts ἐκοίμιζεν κόρας dem Dichter allzu viel Ungeschmack aufbürden. Obenein bestätigt Athenäus Paraphrase: ἀναπεπταμένον τῶν βλεφάρων κοιμίζειν τὸν ἐρωμένον entschieden κοῦρον oder κόρον. Uebrigens erwähnt Eubulos im Ganymedes bei Athenäus VI, 248, C. die Liebe des Hypnos zum Ganymedes:

Ἵπνος γὰρ αὐτὸν ὄντα κακόσιτον τρέφει.

Meineke Comm. 3, 213 vergleicht Eikymnios Mythos, irrt aber, wenn er den Ganymedes stillschweigend selbst im Texte des Athenäus statt des Endymion substituiert.

nem rhetorisierenden und nach dem Zierlichen strebenden Dichter begreiflich ist?

So stimmen die Nachrichten vom Rhetor und die Reste des Dichters vortrefflich zusammen. Und daß wir unter Eikhymnios nur eine Person, die eines vielseitigen Zeit- und Kunst-Genossen des Ploos zu denken haben, erweist allein die Stelle des Aristoteles Rhet. III, 12. p. 135 unwiderleglich: βασιάζονται οἱ ἀναγνωστικοί, οἷον Χαιρήμων (ἀκριβὴς γὰρ ὥσπερ λογογράφος), καὶ Λικύμνιος τῶν διθυραμβοποιῶν. Es bedarf für die Kenner der griechischen Poesie keiner Worte, daß ein Dithyrambiker vor Lasos unmöglich mit einem Chäremon zusammen als ein Dichter bezeichnet werden konnte, dessen Dithyramben einem lesenden Publicum gefallen mußten. Nur zu dem subtilen Rhetor stimmt eine ἀκριβεία ὥσπερ λογογράφου, wie beim Chäremon. Dazu kommt nun noch der äußere Grund, daß Aristoteles in der Rhetorik nicht Λικύμνιος ohne weitem Zusatz als Techniker und Dithyrambiker genannt haben würde, wäre an zwei verschiedene Personen zu denken.

So gewinnen wir im Eikhymnios von Chios eine äußerst interessante Persönlichkeit. Es ist der zweite Dithyrambiker, den die Weininsel den Athenern geliefert hat: denn in Athen werden wir ihn uns seiner rhetorischen Studien wegen zu denken haben. Als ein würdiges Seitenstück zu seinem vielleicht wenig ältern Landsmann Son ergriff er mit ionischer Leichtigkeit die eben aufgekommene sicilisch-athenische Rhetorik, mit der er in Poesie wie in Prosa prunkte. Wir werden ihn neben Son zu den ersten Männern zu zählen haben, die die früher streng abgegrenzten Gebiete der Poesie und Prosa gleichmäßig anbauten, dergestalt, daß die

Prosa noch ganz poetische Diction behielt und in die Poesie Manches aus den rhetorischen Studien übertragen wurde. Auch diesen Schritt thaten zwei bewegliche Jonier zuerst. F. W. S.

F r a n k f u r t a. M.

1844. Handbuch der Forst- und Jagdliteratur. Vom Jahre 1829 bis zum Jahre 1843. Systematisch geordnet u. herausgegeben von C. P. L a u r o p.

Es dürfte nicht unangemessen erscheinen, in diesen Blättern, die als Archive des wissenschaftlichen Fortschreitens in allen Fächern anzusehen sind, eine kurze Nachricht über die neueste forstliche Bibliographie nieder zu legen. — Bücherverzeichnisse sind Nachweisungen des Ganges, den der menschliche Geist auf dem Wege der Wissenschaften nimmt; Meilensteine, um darauf abzulesen, wie weit er in dieser oder jener Richtung fortgeschritten; zugleich aber auch Warnungstafeln, um nicht auf Seiten- oder Abwege, denn jede Wissenschaft hat ihre Abwege, zu weit abzuschweifen.

Die Forstwissenschaft, unter ihren Geschwistern die jüngste, verdient vielleicht am meisten diese Art von Controle; noch so jung und im Wachsen begriffen, kann sie, wenn sie es bedürfen sollte, vielleicht noch recht gut erzogen werden; einer guten Erziehung aber bedarf sie gewiß, theils dieser Jugend wegen, theils aber ihrer eigenthümlichen Natur und hohen Verwandtschaft wegen.

Aus empirischem Boden erwachsen kann sie sich, gleich der ihr so nahe stehenden Landwirthschaft u., der Urproduction überhaupt, nur durch Verbindung mit andern Fächern in der Reihe der Wissenschaften aufrecht erhalten: die naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächer sind gleichsam

die Ammen, die die Forstwissenschaft aus ihrer kleinen Wiege aufgenommen und groß gezogen haben. — Ihr Object, der Wald, ist allgemein ein Gegenstand gleichsam von ewiger Dauer; in der jedesmahligen Gegenwart wurzelnd, verfällt er sehr häufig erst der Zukunft zur Erndte anheim; er ist mehr Gemeingut als Privatgut, dagegen aber mit einer Menge privatrechtlicher Gerechtsame belastet und in der freien Natur belegen, manigfachen Angriffen von Innen und Außen durch Menschen und Thiere und durch Naturereignisse ausgesetzt.

Der Staat und die Gesetzgebung muß sich daher seiner Verwaltung, seiner rechtlichen Benützung und seiner Beschützung durch Maßregeln und durch Menschen (Officianten) annehmen.

Also abermahls Verbindungen der Forstwissenschaft mit Grundsätzen der Staats- und Rechts-Verwaltung, der National-Deconomie und des polizeilichen Schutzes der National- und Privat-Güter; Verbindungen, die zwar ihr eigenes Feld, die Verbindung der Erhaltung des Waldes mit seiner Benützung, zwar nicht unmittelbar berühren, aber doch nicht davon getrennt werden können, wenn die Zwecke der Forstwissenschaft im Staate erreicht werden sollen.

Bei dieser großen und zahlreichen Verwandtschaft der Forstwissenschaft mit andern Fächern (wir hätten den genannten noch andere, z. B. historische und medicinische, hinzufügen können) kann, wenn ich mich des Ausdrucks eines unserer größten Philosophen bedienen darf, bei ihrer Ausbildung leicht ein Streit der Facultäten entstehen; eine jede will ihre Lehren vorzüglich geltend machen; und da kann der Fall, wie bei der Concurrency mehrerer Präceptoren bei einem Zögling, leicht eintreten,

daß eine Disciplin vernachlässigt, eine andere aber über die Gebühr vorgezogen wird.

Wir haben noch ganz vor Kurzem, in diesen Blättern eine Schrift (Kritische Beleuchtung 2c.) angezeigt, deren Verf., Hr Schulze, über die dermalige Bevorzugung der s. g. Hilfswissenschaften und Vernachlässigung der eigentlichen reinen Forstwissenschaft, bittere Klage führt und hierin einen Hauptgrund der augenblicklichen Stockung in der Ausbildung der Forstwissenschaft sucht.

Ein Blick auf ihren Entwicklungsweg mag also wohl an der Zeit sein.

Das Jagdwesen, seit den ältesten Zeiten und in vielen Ländern auch noch jetzt, mit dem Forstwesen aus bekannten Gründen, in administrativer Hinsicht, verbunden, steht, so wie auch die Fischerei (Jagd im Wasser), wissenschaftlich mit dem Forstwesen fast in gar keiner Berührung: beide liegen in dieser Hinsicht so weit auseinander, wie Thierkunde und Pflanzenkunde. — Practisch hingegen, weil der Wald der Hauptaufenthalt des Wildes ist, kommen beide wesentlich mit einander in Berührung; und man kann, in Folge dieses Naturverhältnisses, auch nicht in Abrede stellen, daß die Ausübung beider, zweckmäßig, in einer Hand verbunden und es nützlich sei, daß der Jäger mit dem Förster eine Person bilde.

Dieses Verhältnisses wegen ist es denn auch von jeher Gebrauch gewesen, die Literatur des Forstwesens mit der des Jagdwesens gemeinschaftlich abzuhandeln; ja, da die Bienen (allerdings auch jagdbare Thiere) ihre Waben auch in hohlen Bäumen aufbauen und der Torf brennt wie Holz, auch wohl im Walde gefunden wird, so hat man auch die Literatur dieser beiden Fächer, des Beidelwesens und des Torfstichs, an die des Forstwesens

geknüpft, obwohl die Bienenzucht längst den Händen des Jägers, für welchen sie eigentlich gehörte, entrückt und das Torfwesen für den Förster sowohl als für den Jäger ein so heterogenes Geschäft ist, daß, um das Maß voll zu machen und dem Förster (wahrlich oft ein Lastträger!) neben dem Waldhammer, der Wolfsangel, dem Fischhaken, der Bienenkappe, dem Torfmesser auch noch Schlägel und Eisen in die Hand zu geben und ihm ein Leder umzubinden, weiter nichts fehlt, als auch noch die Lehre von der Stein- und Braunkohlen-Gewinnung zu dem Kreise der erforderlichen forstlichen Kenntnisse hinzu zu rechnen; und sehr wohl erinnert Ref., als er noch zu den Füßen seines forstlichen Lehrers saß, es sich noch, daß unter den verschiedenen Kohlenarten auch die Braun- und Steinkohlen figurirten.

In der That, die Cumulation so vieler Hilfs- und Nebenfächer auf ein einziges Haupt, beweiset recht schlagend die wahre Natur der Forstwissenschaft und das grenzenlose Bestreben ihrer Verehrer, immer noch Mehr in ihren Kreis herab zu ziehen. — Das kann sie aber nicht ertragen; ihre Basis ist nicht breit genug, um eine solche Last auf sich zu nehmen, und es gehört nicht viel prophetisch-wissenschaftlicher Geist dazu, um voraus zu sagen, daß sie dereinst, wie ein Gebäude auf schwachem Grunde, umfallen, dann aber, mit sammt ihren practischen Consequenzen von Männern in einer Gestalt aufgerichtet werden werde, die ihrem Standpunkte in der Reihe der Wissenschaften (und zugleich auch verwirklicht) in der Reihe der Staatseinrichtungen angemessen ist.

Wir werden die Belege zu diesen Aeußerungen zum Theil in dem Folgenden finden und uns jetzt

näher zu dem Inhalte unsers anzuzeigenden Buchs wenden.

Mit Uebergang der früheren Bibliographen des Forst- und Jagdwesens zc., von Rohr, Kreyßig, Zinken, Bergius, selbst des um die wissenschaftliche Landwirthschaft so hochverdienten Joh. Beckmanns u. A., deren Verzeichnisse sich nicht bloß auf Schriften des Forst- und Jagdwesens zc., sondern zugleich und hauptsächlich auch auf cameralistische, oeconomische, mercantilische, physikalische zc. Wissenschaften beziehen, wollen wir uns sogleich zu dem von Moser im 18. Bde seines Forst- und Jagd-Archivs 1796 gelieferten und in den folgenden Bänden fortgesetzten Verzeichnisse der damaligen Forst- und Jagd-Literatur zc. wenden.

Das Verzeichniß ist, so weit man urtheilen kann, vollständig und systematisch und zugleich auch kritisch; es umfaßt nicht bloß die deutsche, sondern auch die ausländische (französische, engl., italiänische, schwedische zc.) Forst- und Jagdliteratur; es enthält aber auch zugleich eine Menge von Werken aus dem Fache der Mathematik, Physik, Chemie, Botanik u. s. w., die durchaus nicht forstlicher Natur, sondern nur als Lehrbücher dieser Hilfswissenschaften überhaupt anzusehen und sowohl für den Forstmann als für jeden andern Studierenden von Nutzen sind.

Das System, welches Moser seinem Verzeichnisse zum Grunde gelegt hat, fällt mit dem, jetzt vor uns liegenden in vielen Stücken zusammen, nur ist die Reihenfolge der einzelnen Abtheilungen eine andere. Die Kritiken sind nur kurz, in den meisten Fällen aber bündig und treffend.

Um, zur Vergleichung, nur eine kleine Probe seiner Arbeit zu geben, will Ref. den ersten Abschnitt des I. Kapitels, die Einleitungsschriften enthaltend,

in den Hauptsummen vollständig und aus den folgenden Kapiteln zc. nur Einiges mittheilen: jener Abschnitt enthält 'die forstwissenschaftlichen Hilfs- wissenschaften' (Mathematik, Physik, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Chemie und Technologie) und zählt folgende Werke (Compendien zc.) auf:

1) Mathematische Forstschriften	46	Schrift.
(Vermessung zc. der Waldungen ins- besondere	21	
Gehalt der Bäume zc.	26)	
2) Physikalische (Compendien, z. B. Erleben zc.)	1	—
3) Botanische (Linnéische System zc.)	34	—
4) Zoologische (nur einige auf Forst- wissenschaft bezogen).	9	—
5) Mineralogische Forstschriften (Sy- steme zc.)	1	—
6) Chemische (z. B. Suckow zc.)	1	—
7) Technische (Beckmann, Lam- precht zc.)	2	—

überhaupt also = 141 Schrift.

Der zweite Abschnitt enthält die forstwissenschaftlichen Hilfsmittel (ähnlich dem Lauropschen Verzeichnisse) nämlich: Abbildungen, Sammlungen, Herbarien zc., Forstakademien zc. Von den letzteren waren damahls in Deutschland nur 7 vorhanden, jetzt sind deren 13. — Im III. Kapitel werden Wörterbücher aus allen Sprachen aufgeführt und an deutschen allein = 23, worunter sich indessen Werke wie das Krünik'sche zc. befinden.

Das rein Forstwissenschaftliche bei dieser großen Vermischung mit ganz allgemein-wissenschaftlichen Gegenständen auszugiehen, würde eine höchst mühsame und am Ende wenig lohnende Arbeit sein. — So viel gibt sich schon aus dem ersten Abschnitt zu erkennen, daß Mathematik und Botanik schon

damahls als die vorzüglichsten Hilfswissenschaften der Forstwissenschaft angesehen und ausgebeutet wurden, Physik und Chemie zc. aber noch sehr im Hintergrunde standen.

Dagegen mögen die verzeichneten Jagdschriften, als ihrem Inhalte nach rein abgeschlossen, hier vollständig folgen:

1) Griechische und lateinische (ältere).	14.
2) Deutsche	73.
3) Französische	30.
4) Englische	7.
5) Holländische	3.
6) Italiänische	15.
7) Schwedische	1.
8) Spanische	2.
9) Portugiesische	1.
10) Jagdrechtliche Schriften	15.
11) Vom Bogelfang	9.
12) Von der Falkonierkunst	23.

überhaupt = 193.

Das Europäische Verzeichniß enthält an deutschen Jagdschriften allein 480 Nummern in dem Zeitraume von 14 Jahren. Die Jagd hat zwar, wie die Wälder, abgenommen; die Leidenschaft zur Jagd, die Kunst des Schießens (Gewehr = Construction zc.), die Berührung der Jagd mit der Land- und Forstwirtschaft u. s. w. haben aber zugenommen; daher neuerdings so viele Schriften über Jagd = Gewehre, Wildschäden, Wildschäden = Verhütung zc., Gegenstände, die man zu Mosers Zeiten allerdings auch kannte und bearbeitete, aber nicht in der Maße wie jetzt, wo durch unaufhörliche Verminderung und Theilung der Wälder das regale Wild auf die Felder der Einwohner getrieben und nicht selten vom Fleiße des Landmanns genährt wird.

Nicht übergehen dürfen wir hier ein im Jahre 1823 in Berlin bei dem Buchhändler Th. Chr. Fr. Enslin erschienenenes alphabetisches Verzeichniß der in älterer und neuerer Zeit, insbesondere aber vom Jahre 1750 bis zur Mitte des Jahrs 1823 in Deutschland im Forst- und Jagdwesen, in der Fischerei und im Vogelfange heraus gegebenen Schriften in fl. Octav auf 41 Seiten. Es macht auf Vollständigkeit und Wissenschaftlichkeit aber keinen Anspruch und ist mehr als eine Buchhändlerspeculation, als wie ein literarischer Ueberblick anzusehen, weshalb es auch die Ladenpreise, aber keine Kritiken enthält. Inzwischen dient es doch auf den ersten Angriff zur Abhilfe, und sein Sichbeschränken lediglich auf deutsche Forstschriften ist für uns erwünscht.

Im Jahre 1829 erschien in Gotha unseres Hn Vfs systematisches Handbuch der Literatur der Forst- und Jagd-Wissenschaft von den ältesten Zeiten bis Ende des Jahrs 1828 und fast gleichzeitig mit demselben Dr W. Pfeils kritisches Repertorium der Forstwissenschaft und ihrer Hilfswissenschaften. Berlin 1830.

Das systematische Handbuch u. ist in Hrn Dr W. Pfeils kritischen Blättern 5. Bds. 2. Heft beurtheilt worden und ohne Zweifel längst in den Händen aller Literatoren. Wir können daher über eine Anzeige desselben hier in diesen Blättern hinausgehen und zwar um so mehr, als wir gleich die Fortsetzung desselben, das jetzt vorliegende Handbuch, weiter besprechen wollen. — Eben so wenig kann eine Anzeige des Pfeil'schen Werks im Plane liegen, da es nun auch schon seit einer Reihe von Jahren bekannt ist; bemerken wollen wir nur, daß es sich durch seine kritische Natur von dem Europäischen Unternehmen unterscheidet und sich dadurch

dem Moserschen Werke mehr nähert, um so mehr, als in den kritischen Blättern des Hrn Wfs neu erschienene Schriften fernerhin eben so angezeigt werden, als dies in der Fortsetzung des Moserschen Werkes geschehen ist.

Hrn Laurop's gegenwärtiges Handbuch schließt sich, wie die darauf angeführten Zahlen beweisen, an das vorige an, es ist also als eine Fortsetzung desselben bis in die neueste Zeit anzusehen. Auch in Form und Inhalt ist es dasselbe geblieben; es umfaßt den Zeitraum von 14 Jahren, also beinahe von $1\frac{1}{2}$ Decennium, und enthält in nachfolgender systematischen Ordnung: A. an Forstschriften 2664 Nummern und B. an Jagdschriften 480 Nummern: nämlich in der ersten Abtheilung: Forst- und Jagd = Literatur überhaupt 549 Nummern und zwar

A. Einleitungsschriften:

I. Geschichte des Forst- u. Jagdwesens 42 Num.

II. Literatur des Forst- u. Jagdwesens 8 —

B. Abhandelnde (?) Schriften:

I u. II. Forstgeographie u. Forststatistik 221 —

III. Forst- und Jagd-Topographie 3 —

IV. Biographien 40 —

V. Forst- und Jagd-Wörterbücher 6 —

VI. Forst- und Jagd-Zeitschriften . 40 —

VII. Forst- und Jagd-Vereine und deren Verhandlungen . . . 77 —

VIII. Forst- und Jagd-Taschenbücher und Kalender 9 —

IX. Vermischte Forst- und Jagd-Gegenstände 30 —

In der zweiten Abtheilung: Forstliteratur insbesondere betreffend 2664 Nummern in folgenden Unterabtheilungen:

A. Forstwissenschaftliche Hilfswissenschaften:

I. Naturkunde 36 Num.

113. 114. St., den 17. Julius 1845. 1141

II. Naturgeschichte	541	Nun.
III. Forstmathematik	29	—
IV. Baukunst	18	—
B. Forstwissenschaftliche Hilfsmittel:		
I. Naturalien = Sammlungen	3	—
II. Holzpflanzen = Abbildungen	8	—
C. Forstwissenschaft überhaupt:		
I. Hand = und Lehrbücher der Forstwissenschaft	26	—
II. Vermischte forstliche Gegenstände	38	—
D. Forstwirthschaft überhaupt	55	—
I. Waldbau	519	—
II. Forstpfl ege (z. B. Forsttaration)	342	—
III. Forstbenutzung (Forsttechnologie)	344	—
IV. Forstschutz (z. B. vor Insecten ic.)	199	—
V. Forstpolizei (Forstrecht, Forstorganisation, Staats-Forstwissenschaft; Bildung des Personals	508	—
In der dritten Abtheilung werden die Jagdschriften aufgeführt und zwar in folgender Ordnung (480 Num. überh.)		
A. Jagdwissenschaftliche Hilfswissenschaften:		
I. Jagdthierkunde	113	Nun.
II. Kenntniß der zur Jagd erforderlichen Hunde	39	—
B. Jagdwissenschaftliche Hilfsmittel:		
I. Jagdgewehre	33	—
II. Jagdgeräthschaften	2	—
C. Jagdwissenschaft überhaupt:		
I. Lehr = und Handbücher der Jagdwissenschaft	17	—
II. Wörterbücher der Jagdwissenschaft	10	—
III. Vermischte Jagdgegenstände	73	—
D. Jagdausübung:		
I. Wildzucht	4	—
II. Wildjagd (auch Trüffeln = und Bienenjagd ic.)	114	—

III. Wildschuß	7 Num.
IV. Jagdzustand und Jagdvertrag . .	20 —
E. Jagd = Polizei:	
I. Jagdrecht	32 —
II. Maßregeln zur ordnungsmäßigen Jagd = Benützung (bei Verpachtun- gen, Wildschäden)	16 —

Man muß aber nicht glauben, daß die hieraus sich ergebende Zahl von überall 3693 Nummern eben so viele besondere Werke oder auch nur eben so viele Bände wären; es sind zum größten Theile nur Nummern von den verschiedenen Gegenständen, die in ein und demselben Werke oder in ein und eben derselben Zeitschrift enthalten sind und die hier nur unter der Abtheilung aufgeführt stehen, wohin sie gehören. So z. B. befinden sich in Behlens Forst- und Jagdzeitung, in Pfeil's kritischen Blättern u. Abhandlungen und Aufsätze über alle und jede Gegenstände des Forst- und Jagdwesens; sie sind ausgezogen und zur Bequemlichkeit des Suchenden mit einer Nummer in ihr betreffendes Fach gestellt worden.

Eben so finden sich auf der anderen Seite auch hier, ähnlich, wie in dem Moserschen Verzeichnisse, Bücher, die rein Wissenschaftliches im Allgemeinen abhandeln (Compendien u.) ohne gerade in unmittelbarem Bezug auf das Forst- und Jagdwesen zu stehen; z. B. Dietrich's Handbuch der Botanik, Wiegmanns Handbuch der Zoologie u. s. w.

Sind diese Werke als die Quellen der Wissenschaft anzusehen, so sind jene Auszüge gleichsam die Canäle, die auf die verschiedenen Gegenstände abgeleitet werden.

Ueber das von dem Hrn Verf. gewählte System der Verzeichnung wollen wir mit demselben nicht rechten. Er hat dasselbe in einer systematischen Uebersicht entwickelt, und nach derselben wird es

Jedem leicht werden das gewünschte Buch 2c. zu finden. Nur ein paar Bemerkungen, zum Theil mit Bezug auf das, was wir oben beim Eingange über die Natur der Forstwissenschaft gesagt haben, wollen wir uns in dieser Beziehung erlauben; jedes System ist am Ende ein künstliches Gebäude, in welchem man sich erst durch Uebung zurecht finden muß.

Gleich in der I. Abtheilung unter dem Buchstaben B. hat der Hr Verf. 'abhandelnde Schriften' und als solche Werke über Forstgeographie, Forststatistik, forstliche Reisen 2c. aufgeführt. Was soll dieser Ausdruck hier besonders bedeuten? Ref. will bedünken, daß alle Bücher ohne Unterschied, Etwas 'abhandeln' und Reisebeschreibungen nicht mehr, als ein Compendium, das ruhig in der Stube abgefaßt worden ist. — Die bloße Ortsveränderung oder die Ortsverschiedenheit 2c. kann den Begriff nur 'abhandeln', nicht constituieren; wir halten dafür, daß der Ausdruck nicht gut gewählt sei.

Der Begriff von Polizei ist freilich ein ziemlich weiter; man kann Alles dahin rechnen, was zum Schutze und zur Sicherheit der Waldungen in ihrem äußeren und inneren Zustande gereicht; und so ist es ein Leichtes Forsttaxationen und Betriebsregulierungen als forstpolizeiliche Maßregeln anzusehen, sie gehen geradezu auf den Schutz und die Sicherheit der Waldungen los; ja, die ganze Forstverwaltung ist hiernach am Ende weiter nichts, als eine polizeiliche Maßregel!

Unser Hr Verf. führt nun unter Forstpolizei unter andern auch die Staatsforstwirthschaft und unter dieser mit Recht 'die Forstorganisation' und die 'Oberaufsicht über die Nationalforstwirthschaft' auf. Dies, dünkt uns, ist ein Versehen gegen die Gliederung der Wissenschaft selbst. Die Staatsforstwirthschaft ist ein Ausfluß der höchsten Regie-

rungs-Gewalt im Staate selber; sie umfaßt alle Wälder im Staate ohne Unterschied, und zwar, zum Zwecke einer dem Wohle des Ganzen angemessenen Behandlung, und aus ihr müssen alle Bestimmungen, die zu diesem Zwecke führen, also auch forstpolizeiliche, sowohl für die eigenen Staatswaldungen, als auch für alle übrigen Waldungen im Staate, hervorgehen; sie ist der Quell aller forstlichen Gesetzgebung.

Die Staatsforstwirthschaft, weit entfernt, ein untergeordnetes Glied der Forstpolizei zu sein, ist also vielmehr die Urheberin derselben; sie ordnet die Forstpolizei nicht allein in den eigenen Staatswaldungen, sondern auch in den Gemeinde-, Stifts-, Privat- u. Waldungen an u. s. w.

Vollständig, den Quellen nach (denn bei der vorhin angeführten Numerierung muß man allerdings von Quellen reden), ist das Verzeichniß nicht ganz, obwohl es, soweit wir es haben prüfen können, auf diese wesentliche Eigenschaft hohen Anspruch machen kann. So z. B. vermissen wir unter der Literatur des Forst- und Jagdwesens, Rubrik: Kritische Anzeigen, die Götting. gel. Anzeigen ganz, obwohl sie seit einer langen Reihe von Jahren mehrere Anzeigen von forstlichen Werken enthalten, was wir um so mehr bedauern, da hieraus hervor zu gehen scheint, daß der Hr Verf. diese Anzeigen nicht liest, also auch von dieser unserer wohlgemeinten Kritik nichts erfährt. Das Hann. Magazin, ein anderes norddeutsches periodisches, obwohl nicht so allgemein verbreitetes Blatt, ist zwar hin und wieder, aber doch nicht in allen Fällen, wo es forstliche Aufsätze liefert, angeführt. Ueberhaupt scheint dem Hrn Verf. die forstliche u. Literatur im Norden von Deutschland fremder, als im Süden, geblieben zu sein.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 19. Julius 1845.

Frankfurt a. M.

Schluß der Anzeige: 'Handbuch der Forst- und Jagdliteratur. Vom Jahre 1829 bis zum Jahre 1843. Systematisch geordnet und herausgegeben von C. P. Laurov.'

Vollständig, der Materie nach, kann das Verzeichniß nicht allein genannt werden; es enthält nach des Ref. Ansicht sogar Gegenstände, die durchaus nicht zum Forstwesen gehören. Dahin zählt Ref. beim Forstwesen den Torfstich und die Steinkohlen-Gewinnung und beim Jagdwesen das Trüffeln-Suchen. Torf und Steinkohlen sind Gegenstände der bergmännischen Gewinnung; wenn auch angenommen werden mag, daß der Torf sich wieder erjünge, so geschieht es doch auf eine Art und mit einer Langsamkeit, die mit der beim Holz durchaus nicht verglichen werden kann; im Gegentheile stehen beide in dem größten Widerspruche mit einander. Weswegen will man nun zwei Gegenstände, die in ihrem Ursprunge und in ihrem innern Wesen so ver-

schieden von einander sind, mit einander vermischen? Etwa weil der Torf auch brennt und wärmt, oder weil er auch verkohlt wird, oder weil er zu Zeiten auch im Walde gefunden wird und der arme Förster (öfter ein Träger vieler Würden und Bürden) den Stich in seinem Walde auch beaufsichtigen muß? Dann könnte man noch viele andere Gegenstände unter diese Kategorie rechnen, und die Zahl der Hilfs- und Nebengewissenschaften des Forstbedienten nähme kein Ende!

Bei den Steinkohlen und deren Gewinnung ist der Widerstreit mit den Grundprincipien des Forstwesens noch größer.

Eben so groß ist er in seiner Art beim Jagdwesen, hinsichtlich der Trüffeln und deren Auffuchens. Jedermann weiß, daß die Trüffel ein wohlriechender und wohlschmeckender Schwamm ist, der unter der Oberfläche der Erde allerdings zu Zeiten im Walde wächst, nicht in jedem Jahre zur Vollkommenheit gelangt und bei seiner Reifezeit an Hunde und Schweine durch seinen Geruch verrathen wird. Kann man nun das Auffuchen solcher Schwämme eine Jagd nennen, deswegen weil es mit Hunden geschieht? oder kann man es dem Förster zc. aufbürden, deswegen weil die Trüffel an einer Baumwurzel erwächst? Was wächst nicht alles unter Bäumen und was spürt der feine Geruchssinn der Hunde nicht alles aus! Man sollte doch dergl. Dinge aus Forst- und Jagd-Lehrbüchern und Bücherverzeichnissen weglassen; die Literatur ist doch übermäßig reich!

Dagegen will Ref. es nicht verhehlen, daß es ihm außerordentlich angenehm gewesen sein würde, wenn der Hr. Verf. seine Arbeit auch auf die aus-

ländische Forst- und Jagdliteratur (wenn letztere nun einmahl eine treue Begleiterin der Forstliteratur sein soll) ähnlich, wie sein Vorgänger Moser, erstreckt oder Hoffnung gegeben hätte, sie noch bis dahin erstrecken zu wollen.

Ref. weiß wohl, daß ein solches Unternehmen mit großen Schwierigkeiten und mit geringem Lohne, hinsichtlich der Vollständigkeit, verbunden ist; die landwirthschaftliche Literatur des Auslandes ist, begreiflich, gerade diejenige, die am wenigsten die Grenzen überschreitet, so nützlich und unschädlich dieß auch im Allgemeinen geschehen könnte. Nichts desto weniger aber sind die Wege hierzu gegenwärtig doch auch vielseitig eröffnet; das auch im Auslande, z. B. sogar in Schweden und Rußland, fühlbar werdende Bedürfnis den Wäldern Aufmerksamkeit zu widmen, hat Verbindungen aller Art mit Deutschland, dem Geburtslande der Forstwissenschaft, zuwege gebracht; deutsche Forstleute werden herbei gerufen; deutsche Lehrbücher zum Grunde gelegt, und nach Deutschland reisen Ausländer, um sich an Ort und Stelle von der deutschen Waldwirthschaft zu unterrichten u. s. w. Dieß und die manigfaltigen Canäle, worin die Literatur von ganz Europa nun einmahl hin und her fließt, würden, sollte man glauben, hinreichen, um sich auch einigermaßen mit der Forst- und Jagdliteratur des Auslandes bekannt zu machen.

Nun noch einige Betrachtungen über den Zustand der Forstliteratur im Allgemeinen und über die Richtung, die sie nach dem vorliegenden Verzeichnisse zu nehmen scheint; die Jagdliteratur wollen wir von diesen Betrachtungen ausschließen, weil die Jagd, gegenwärtig mehr ein Gegenstand des Vergnügens, als des Nutzens, niemahls so tief

in das National=Wohl eingreifen kann, als die Waldwirthschaft.

Daß über die Wälder nicht genug geschrieben werde, kann man wahrlich nicht behaupten; was für eine reiche Bibliothek hat nicht schon eine so junge Wissenschaft, als die Forstwissenschaft, aufzuweisen! Eher möchte man sagen, es werde zu viel geschrieben; und in der That, geht man in die Wälder, erwägt man die Einfachheit der Waldwirthschaft und ihr wahres Bedürfnis, so weiß man öfter nicht, woher der Stoff zu den vielen Büchern u. kommt, die über sie erscheinen; wie lange, wenn es so fortgeht, wird es dauern, so überflügelt die forstliche Literatur die landwirthschaftliche, wenn gleich die Landwirthschaft fast ein so ehrwürdiges Alter hat, wie das Menschengeschlecht!

Was ist hiervon der Grund? Nach des Ref. Meinung nicht die Tiefe und Uerschöpflichkeit der Wissenschaft selber, obwohl die Natur, die erhabene Natur in allen ihren Zweigen, unerschöpflich genannt werden kann, sondern ihr eigenthümliches, beschränktes, aber vielseitig mit andern Fächern verbundenes, Feld und der lebhafteste Wunsch ihrer Verehrer, sie geltend zu machen und sie zu dem Range zu erheben, den sie, ihrer Ansicht nach, in der Aula und im Staate einnehmen müsse! Je weniger Stoff, desto mehr Gerede! Das soll nicht eine Anflage, ein Wühlen in eigenen Eingeweiden, sondern nur der Ausdruck des Gedankens sein, daß practische, empirische Wissenschaften zwar allerdings auch Grundsätze, aber doch mehr Handeln, als Schreiben, verlangen!

Die Naturkunde und die daraus abgeleiteten practischen Gegenstände, z. B. der Waldbau, haben die

vorzüglichste Bearbeitung gefunden; bezüglich 576 und 519 Nummern! Das ist ganz in der Ordnung und höchst erfreulich, denn eine gute treue Naturbeobachtung muß den Stoff zur Forstwissenschaft liefern! Dann folgt die reine und forstlich angewandte Mathematik (29 und 342 Nummern), von dem Hrn Verf. Forstpflanze genannt (Vermessung und Bonitierung der Forsten, Berechnung des Inhalts der Bäume &c.), und das ist abermahl in der Ordnung und erfreulich: ohne Mathematik kann die Forstwissenschaft, deren Object organische Massen sind, die sich erzeugen und ausbilden und massenhaft manigfaltig verwandt werden und wirken, gar nicht fertig werden!

Hier aber kann Ref., wie er es schon zum öftern gethan, es nicht unterlassen, vor wissenschaftlich unnützen und practisch nachtheiligen oder höchst kostbaren Abwegen zu warnen! Und diese Warnung besteht darin: von der Mathematik nicht mehr zu erwarten, als sie bei organischen Körpern leisten kann!

Die Forstmathematiker sind z. B. sehr bemüht gewesen den körperlichen Inhalt der Bäume auf das Genaueste zu berechnen, und sie haben hierzu mehrere Formeln, gestützt auf regelmäßige mathematische Körper: Cylinder, Kegeln, Paraboloiden, angewandt und hiernach dicke Rechenknechte, zum practischen Gebrauche, angefertigt. — Die Form der Bäume, Wurzel- und Stammende zusammen genommen, im Allgemeinen, ist die zweier mit ihren Grundflächen gegen einander stehender Kegeln; der eine, der bei weitem regelmäßigkeit, der überirdische, geht mit seiner Spitze in die Luft; der andere, öfter unregelmäßige, verbreitet sich in die Erde, und der erste behält die Kegelform noch bei, wenn

man sich auch alle vom Stamme divergierenden Zweige an den Hauptschaft angelegt denkt. Unsere Bäume sind, wenn wir einen Ausdruck von der Mineralogie entlehnen dürfen, zwei mit ihren Grundflächen verwachsene organische Crystalle (Pyramiden), von denen sich der eine in der Erde (in Wurzeln), der andere in der Luft (mit den Zweigen), vermöge der Lebensthätigkeit, ausbreitet.

Nun aber ist der lebsthätige Organismus der Bäume ein widerspenstiges Ding, das sich durchaus nicht in die regelmäßige Kegelform zwingen läßt; es nimmt bisweilen, je nach seinem Standorte, seinem Wachsthumzustande, seinem Alter &c. sonderbare bauchige, zusammengeschnürte &c. Gestalten an, deren körperlicher Inhalt, ohnerachtet aller Reductionszahlen &c. nach einer einzigen Formel nicht richtig gefunden werden kann. Wozu hilft nun das ewige und ewig wiederholte Anlegen von dieser oder jener starren mathematischen Formel an die lebendige Form der Bäume, wenn man doch weiß, daß man die Wahrheit nie ganz erreicht, daß eine Abweichung von einigen Kubikzollen, ja, wenn man will, von einem Kubikfuß, für die Forstbewirthschaftung von gar keinem, für den Verkehr von nur geringem, sich gewöhnlich wieder ausgleichendem, Einflusse ist! Man quält sich hier bei einem Baum mit einer Mikrologie, während man öfter im Walde, z. B. durch unvorsichtiges s. g. Durchforsten wachsender Bäume, ein gros verschwendet. Ferner: die Bäume, nach unserer Angabe gestaltet, wachsen alle Jahre so zu, daß sich über dem alten soliden Kegel und allen seinen Zweigen, ein neuer Hohlkegel, Zuwachs, Jahresring genannt, herzieht.

Sollte der jedesmahlige neue Zuwachs von glei-

chem körperlichen Gehalte sein; so müßte nach Maßgabe der verschiedenen Höhen die Dicke der Wand des neuen Kegels mit der Dicke der Wand des vorhergehenden in einem umgekehrten Verhältnisse stehen, oder die Dicke der Wände des neuen Kegels müßte verhältnißmäßig geringer sein, als die Dicke der Wände des vorigjährigen.

Nun aber hat die Natur sich in dieser Beziehung durchaus an kein feststehendes Gesetz gebunden. Im Allgemeinen zwar ist in den ersten Jahren eines dikotyledonischen Baumlebens der Zuwachs im Zunehmen; in den mittleren Jahren gleichförmig in der Schwebe; im späteren Alter aber, den organischen Gesetzen gemäß, im Abnehmen; allein von diesem allgemeinen Gesetze der Ausbildung organischer Körper machen die Bäume eine große Ausnahme, so z. B., daß die Dicke der Jahresringe im Zunehmen begriffen, wenn sie, theoretisch, im Abnehmen begriffen sein sollten und umgekehrt; und alles dies bisweilen so plötzlich, daß es scheint, als habe die Natur einen Sprung gethan, was doch sonst ihrem regelmäßigen Gange nicht angemessen. Meistentheils liegt der Grund hievon in den verschiedenen Erdschichten, die die Wurzeln beim fortschreitenden Wachsthum des Baums durchdringen, zu Zeiten aber auch in anderen äußeren klimatischen oder Standorts u. s. w. Ursachen.

Aus dieser unbezweifelten Thatsache ergibt sich nun, daß der körperliche Inhalt der so alljährlich auf einander geschobenen Zuwachskegel einem angenommenen Gesetze der Zunahme, Gleichförmigkeit und Abnahme durchaus nicht entspreche, sondern, daß das wirkliche Wachsthum diesem angenommenen Gesetze auf die auffallendste Weise widerspreche; daß also auch alle Berechnungen von einem zukünf-

tigen Wachsthumsgänge oder die s. g. Zuwachsrechnungen, die nothwendig von irgend einer bestimmten räumlichen Grundlage ausgehen müssen, in der Regel unrichtig und falsch sind oder nur durch einen Zufall das Richtige treffen und vor Erfahrungssätzen über den Wachsthumsgang der Bäume nur das voraus haben, daß man nachrechnen könne, um wie Vieles man sich geirrt habe? &c.

Nun aber ist es bekannt, daß auf diesem Wachsthumsgange, auf dieser Entwicklung der Baum- und Waldformen, die ganze Taxationslehre oder die Lehre sich stütze, wonach dictatorisch voraus bestimmt werden soll, wie ein organischer Körper nach mathematischen Gesetzen sich entwickle!

Man fühlt ohne Weiteres, daß dies, um sich mäßig auszudrücken, ein Unding ist; daß die Mathematik hier ihre Grenzen erreicht habe, daß also alle wiederholten Versuche Versuchen gleichen, ein leeres Faß zu füllen, und daß es der Wissenschaft, den Wäldern und den Cassen bei weitem förderlicher sein dürfte, die Natur zu beobachten und den Bäumen oder den Wäldern ihren Entwicklungsgang unter allen Umständen abzulauschen, damit man so aus der Erfahrung Maßstäbe gewinnen möge, die man an einen jungen Wald mindestens mit eben der Sicherheit anlegen könne, wie einen mathematischen, der am Ende jedenfalls sich auf Erfahrung stützen muß!

Die Forstbenutzung (Forsttechnologie &c.) ist auch nicht vernachlässiget worden; sie zählt sogar noch mehr Nummern als die Forstpflanze, nämlich 344.

Je mehr die Wälder ab- und die Holzbedürfnisse zunehmen, desto mehr muß man auf eine möglichst-größte und zweckmäßigste Benutzung dessen, was sie dermahlen noch liefern (ihres Material-

Ertrages), bedacht sein; und dies kann nur durch eine sorgfältige Sortierung des Materials, je nach seiner Gebrauchsfähigkeit bewerkstelliget werden.

Wie unendlich vieles Holz, was zu edlern Zwecken geeignet wäre, zu Bau- und Nutzholz aller Art, wird in den Ofen gesteckt und zu Asche gebrannt!

Dies mag sanguinisch klingen, denn die Menschen müssen doch Brandholz vor Allem haben, und am Ende könnte jede Brandluft noch zu irgend einem technischen Zwecke dienen; wohin würde dies zuletzt führen? Allerdings zu etwas Kleinlichem. Allein bis zu einem solchen Detail wollte Ref. auch nicht herab steigen; er wollte nur auf den möglichen Gang der Forstbenutzung im Großen, auf den Aufschwung der Wälder zu einem höheren Gebrauche aufmerksam machen, wenn der niedere, zum Brandbedarfe, auf andere Weise beschafft werden kann und nützlich beschafft wird.

Eine wie unendlich große Masse von Torf ist nicht in Deutschland, insbesondere im nördlichen Deutschlande vorhanden; man könnte sagen, es gäbe hier Gegenden, wo mehr Torf als Ackerland! Und dieser unermessliche Reichthum von Brennmaterial liegt, wenn nicht ganz, doch größtentheils unbenutzt da und dient zu weiter nichts, als zu schlechten Weide- und Jagd-, selten zu Getreidegründen! Wie große Lager von Braun- und Steinkohlen unter der Erde verborgen sind, wissen wir freilich nicht. — Gering mag aber ihre Menge und Masse dennoch nicht sein, denn fast täglich werden deren neue zufällig entdeckt; und suchte man nach, würde man deren noch mehrere entdecken!

Gesetzt diese für Jahrhunderte, ja vielleicht für Jahrtausende unerschöpfliche Menge von Brennmaterial, die zu nichts Anderem gebraucht werden

kann (kleine Nebengebrauche kommen hierbei nicht in Betracht), käme auf den Markt, zum Gebrauche der Nation, was würde davon zunächst die Rückwirkung auf die Wälder sein oder sein können? Aufblühen derselben, denn ihre (jetzige) Hauptlast, Herbeischaffung des Brenn-Materials, wäre dann von ihren Schultern gewälzt; sodann aber bessere, technische Verwendung ihres Holztrages (sie würden gleichsam als lebende Nutz- und Bauholz-Magazine anzusehen sein) und endlich Reduction der vorhandenen Waldflächen auf das wahre Land- und Staats-Bedürfnis, denn aller Boden, der nicht von Natur lediglich zur Erzeugung von Holz bestimmt ist, würde dann zum Ackerbau u. bestimmt werden können; den Umstand, daß ein großer Theil der abgestochenen Torfmoore ebenfalls die herrlichsten Acker- und Wiesengründe liefern würde, nicht einmahl in Anschlag gebracht. — Welcher Gewinn für National-Reichthum und Wohlstand liegt hier verborgen! Aber er ist nur, wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, durch Staats-Forstbenutzung und durch Staats-Technologie zu erreichen.

Daß unsere jungen Forstmänner sich nicht genug in den Wäldern umsähen, nicht genug reiseten, und daß überhaupt die Forststatistik vernachlässiget würde, kann man auch nicht sagen; dies Fach zählt 221 Nummern, immer genug in einem Zeitraume von 14 Jahren!

Die forstlichen Reisen haben gewiß eben die guten Folgen wie alle übrigen Reisen. Sie erweitern die Kenntnisse und den Blick des Reisenden; beladen mit dem, was er in fremden Wäldern Gutes und Schlechtes sah, kehrt er zu den heimischen zurück; und wenn er auch nicht alles Vortheilhafte sogleich bei sich einführen kann, so bleibt doch die

Idee wach und tritt ins Leben, wenn die Umstände günstig werden.

In Deutschland ist mit den forstlichen Reisen noch ein besonderer Vortheil, nämlich der verbunden, daß es seine (immer noch ungemeinen) forstlichen Kräfte besser kennen lernt. Die deutsche Forststatistik ist noch sehr häufig im Dunkeln gehalten und belegen: gehalten, weil man, sonderbarer Weise, aus den Waldverhältnissen hin und wieder noch ein Geheimniß macht; belegen, weil vieler Orten die Wälder, und namentlich die Gemeinde- und Privat-Wälder, nicht vermessen, kartiert und reguliert sind.

Würde nun durch forstliche Reisen der Waldreichtum Deutschlands aufgeschlossen, zeigten die Reisenden, wie hier der Ueberfluß benützt, dem ärmeren Nachbar oder wohl gar dem Auslande zugeführt, dort dem Mangel durch Surrogate, bessere Einrichtungen zc. abgeholfen werden könne u. s. w., so würde auch hinsichtlich der Wälder eine Einheit in Deutschland, dem zerrissenen Deutschland, herbei geführt und dem Lande ein Aufschwung und den Wäldern eine Sicherheit, z. B. in Betreff allgemeiner polizeilicher Maßregeln gegeben werden, deren nur wenige andere Länder Europas sich zu erfreuen haben dürften.

Mit einer Bemerkung über die s. g. Forstpolizei, die in der von dem Hrn Verf. beliebten, oben bereits getadelten, Anordnung, eine reiche Bearbeitung gefunden (508 Nummern), wollen wir die Anzeige über diese Bibliographie schließen.

Was hat alles Cultivieren, Betriebsregulieren, Taxieren zc., alles Schreiben am Ende, für einen Zweck? Natürlich keinen andern, als: die Wälder

für den Staat und seine Einwohner so nutzbar, wie möglich, zu machen und in diesem Zustande zu erhalten.

Aber was hilft alles Cultivieren und Taxieren zc., wenn man mit der einen Hand nimmt, was man mit der andern gibt? man kommt nicht einen Schritt weiter; ja, viel mehr zurück, als vorwärts; und dies ist der Fall sehr häufig bei unserer Wald- und Forstwirthschaft im Großen!

Bei der Erzielung keines Bodenerzeugnisses ist der Einschluß der Fläche in feste Grenzen, der Bühne, auf welcher dies Erzeugniß vor sich gehen soll, nothwendiger, als beim Holze, eben, weil hier die Erndte nicht unmittelbar hinter der Saat folgt und die Einrichtungen auf Jahrhunderte gemacht werden. Aber geschieht dies? Keinesweges so dauernd und feststehend, als erforderlich wäre!

Bei der Vornahme einer Betriebs- und Abgaberegulierung zc. hat man freilich in der Regel nichts Eiligeres zu thun, als die Grenzen zu regulieren und festzulegen: das Bedürfnis drängt sich auf; und es ist in dieser Beziehung nichts vergänglicher, als die Schärfe der Grenzwinkel gewahr zu werden, die bei dieser Gelegenheit gezogen werden.

Aber wie lange dauert diese genaue und allerdings im höchsten Grade erforderliche Unveränderlichkeit (Starrheit möchten wir sagen) des Waldbodens, auf welchen alle Betriebsabgaben und Culturpläne zc. gegründet sind, in unendlich vielen Fällen? Häufig nicht länger, als einige Jahre ($\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$ zc. der Betriebszeit); dann treten Gründe ein, den regulierten Wald zu beroden, zu theilen, zu purificieren; in ihm den Betrieb und den Abgabesatz zu ändern u. s. w.

Was ist die Folge davon? Neue Cultur und

Exarationspläne, nicht selten den früheren schnurstracks entgegen gesetzt; der arme Wald muß sich Alles, gleich einem Patienten, der auf dem Todtenbette liegt, ruhig gefallen lassen: die Hartigsche Fachwerks- oder die Hundeshagensche rationelle Methode zc., er kann sich, da die Wälder keine Kohlgärten sind, nicht sogleich wieder erheben; er braucht Jahre dazu.

Mittlerweile aber wechseln Menschen und Ansichten, nicht die Eigenschaften des Waldes; die Nachkommen verlieren die Geduld; ähnliche Gründe von der früheren Unveränderlichkeit abzuweichen, treten vielleicht von Neuem ein; also abermahl's neue Betriebs-Exarations- und Cultur-Pläne; so oft, als eine neue Generation auftritt! Wer zu diesem Gemählde aus seiner eigenen Erfahrung keine Beispiele auffinden könnte, und dasselbe zu grell finden sollte, den verweise ich auf die geistreiche Schilderung der preussischen Forsten durch den Hrn v. Bülow; dort wird er den Anbau fremder, nord-amerikanischer Holzarten noch hinzutretend finden.

Liegt dieß in dem Verhältnisse eines rohen Naturzustandes zu einem cultivierten, des Waldbodens zum Ackerboden, und sagt man, daß diese Angriffe nicht eher aufhören würden, als bis nicht viel mehr, ähnlich, wie in England, Frankreich zc., übrig bliebe, als was gar nicht anders, als zu Wald, benutzt werden könne; gut, dem mag sein, denn mag man, auch ähnlich, wie in England und Frankreich, Prämien auf die neue Anpflanzung von Wäldern ausgeloben und Hunderte und Tausende von Morgen, wie der Herzog von Athol, künstlich anpflanzen. Aber wozu denn diese unaufhörlichen Wiederholungen der Exarationen und

Betriebs = Regulierungen und Anweisungen zum Waldbau zc., wenn man die Wälder nicht in ihrer erforderlichen Integrität bestehen läßt?!

Also vor allen Dingen: Festlegung des Waldbodens, außerdem sind alle Empfehlungen von Waldbau und Wald-Regulierung schöne, aber leere Formen, ohne realen Inhalt; und des Schreibens nimmt kein Ende.

B a s e l.

Schweighauser'sche Buchhandlung 1844. Ueber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege, von E. F. Schönbein, Professor der Chemie zu Basel. X und 159 Seiten in Octav.

Es ist theoretisch gar nicht unwahrscheinlich, daß viele von den Stoffen, welche die gegenwärtige Chemie als einfache Elemente bezeichnet, diese nicht sind, sondern sich noch weiter in einfachere Stoffe werden zerlegen lassen. Aber seit einer Reihe von Jahren wurde diese Seite der Chemie nur sehr wenig bearbeitet. Man hielt mit Recht Forschungen auf diesem Gebiete für schwierig und dabei verhältnismäßig unfruchtbar, wandte sich daher lieber anderen Gegenständen zu, die mehr Erfolg versprachen. Ja, man scheute sich beinahe, Versuche der Art anzustellen, weil sie gar häufig von vorne herein von den Fachgenossen mit Geringschätzung betrachtet wurden und dem Rufe dessen, der sie anstellte, in der Regel mehr schaden als nützen.

Der Verf. der vorliegenden Schrift ließ sich durch diese Bedenklichkeiten, die er wohl kannte, nicht abhalten, gewisse Beobachtungen, welche eine zusammengesetzte Beschaffenheit des Stickstoffes vermuthen ließen, weiter zu verfolgen, und wurde dadurch zu der Ansicht geführt, daß der Stickstoff

ein binär zusammengesetzter Stoff sei, bestehend aus einer früher unbekannten Substanz, welche unser Verf. Ozon nennt, und aus Wasserstoff. Es ist nun der Zweck der vorliegenden Schrift, die Beobachtungen des Verfs, welche für diese Ansicht sprechen, den Fachgenossen zur Prüfung und weiteren Verfolgung vorzulegen. Die erste Anregung zu seiner Ansicht bekam Schönbein durch die Beobachtung, daß bei der elektrolytischen Zersetzung des Wassers durch die Volta'sche Säule sich neben dem Sauerstoff, also am positiven Pole, noch eine eigenthümlich riechende gasförmige Substanz entwickelte, die er eben ihres Geruches wegen Ozon nannte. Ganz denselben Geruch beobachtet man auch beim Ausströmen der Reibungselektricität aus den Spitzen eines Conductors. Auch bei Gewittern wird ein ähnlicher Geruch bemerkt. Aus zahlreichen, verschieden abgeänderten Versuchen, zu denen diese Beobachtungen Anlaß gaben, glaubte nun Schönbein schließen zu dürfen, daß diese riechende gasförmige Substanz durch eine elektrolytische Zersetzung des Stickstoffes der Atmosphäre entstehe, und daß also der Stickstoff nicht als ein einfacher Körper, sondern als eine binäre Verbindung des elektro-negativen Ozon mit dem elektropositiven Wasserstoff anzusehen sei. Damit nicht zufrieden versuchte unser Verf. auch auf chemischem Wege der Lösung der Frage näher zu kommen, und es gelang ihm auch durch Einwirkung von Phosphor auf atmosphärische Luft unter gewissen Bedingungen Ozon zu erhalten. Diese und ähnliche Versuche sind die Hauptbeweise, welche der Verf. für seine Ansicht, daß der Stickstoff aus Ozonwasserstoff bestehe, beibringt.

Von einer genaueren Prüfung der Versuche des Verf. und der daraus gezogenen Schlüsse kann hier nicht die Rede sein. Das Gebiet, auf dem sie sich bewegen, ist ein sehr dunkles, und es dürfte ihm noch lange Zeit hindurch nur wenig abzugewinnen sein. Ref. begnügt sich, zu bemerken, daß die Arbeit des Verf. jedenfalls die Aufmerksamkeit der Chemiker verdient und viel Anregendes enthält, daß aber die beigebrachten Thatsachen durchaus nicht hinreichen, die Zusammengesetztheit des Stickstoffes aus Ozon und Wasserstoff zu beweisen. Zur Führung dieses Beweises sind noch weitere, aber nur mit großem Aufwand von Zeit und Hilfsmitteln auszuführende Untersuchungen, namentlich die Darstellung von größeren Quantitäten Ozon, als sie dem Verf. bisher gelang, nothwendig, Untersuchungen, zu denen eben wegen der großen Schwierigkeiten, die sie darbieten, nur wenige befähigt sind und die daher aller Wahrscheinlichkeit nach in der nächsten Zeit nicht unternommen werden. Bis dahin werden die Ansichten des Verf. wohl die Berücksichtigung einzelner Forscher verdienen und gewis auch finden, aber es wäre voreilig, ihnen jetzt schon den wichtigen Einfluß auf die ganze chemische Wissenschaft einzuräumen, welchen sie nothwendig ausüben müssen, wenn sie sich bestätigen sollten. *) B.

*) Seit der Abfassung dieser, schon vor mehreren Monaten niedergeschriebenen Anzeige, sind einige Versuche über das Ozon publiciert worden, wodurch jene Ansicht unseres Vfs., daß es ein Bestandtheil des Stickstoffes sei, sehr unwahrscheinlich wird, ohne daß man jedoch dadurch über seine wahre Natur ins Reine gekommen wäre. Ref.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.


116. Stück.

Den 21. Julius 1845.

B e r l i n.

Mit akademischen Schriften 1845. Inscriptiones Graecae ineditae, collegit ediditque Ludovicus Rossius, Holsatus, Professor Halensis etc. Fasciculus III; insunt lapides insularum Meli, Therae, Casi, Carpathi, Rhodi, Symes, Chalces, Calymnae, Coi, Astypalaeae, Amorgi, li. Acht unpaginierte und 64 Seiten groß Quart.

Hr Prof. Roß, dem die Munificenz eines deutschen Monarchen nach der beklagenswerthen Zernichtung seines athenischen Wirkungskreises nicht nur eine ehrenvolle Stätte zu erneuerter Thätigkeit, sondern auch die nöthige Muße gewährt hat, um seine angefangenen Forschungen auf classischem Boden abzuschließen, beschenkt uns hier mit einer neuen Frucht der Lettern, die dieses Mahl vorzugsweise auf den sporadischen Inseln des Archipels gesammelt den Erträgnissen seiner früheren Reisen nicht nachsteht, sondern sie vielleicht in mancher Hinsicht noch übertrifft. Gleich der Anfang bietet uns in einer Reihe melischer Grabschriften neue

und lehrreiche Beiträge zu der dorischen Paläographie, wie wir sie wohl im Gegensatze des bekannteren attischen und ionischen Alphabets unbedenklich nennen dürfen, und von der sich nachgerade so viele homogene Probestücke sammeln, daß man ihre Denkmäler nicht mehr, wie noch im C. I. mit der gleichfalls aus Melos stammenden Columna Naniana geschehen ist, unter die willkürlich rohen Incunabeln der Epigraphik wird verweisen können: können sich auch die vorliegenden Einzelnamen nicht mit dem Prachtstücke dieser Classe messen, das uns kürzlich aus Kerkyra gekommen ist — vgl. des Padre Secchi Lezione sopra l'arcaica paleografia monumentale di Corinto e delle sue colonie, Rom 1844 — so bieten sie doch auch ihrerseits manche interessante Eigenthümlichkeit dar, wohin wir namentlich das halbe C für Omikron im Gegensatze des ganzen O für Omega und das Zeichen  rechnen, dessen Bedeutung als Koppa sich mit den Angaben des berühmten abcdarischen Gefäßes bei Lepsius in den Ann. dell Inst. Archeol. T. VIII, p. 186 fgg. wechselseitig bestätigt. Auch aus Thera erhalten wir p. 10 ein ähnliches nur von der Rechten zur Linken geschriebenes Monument: *Απρωνος Ηεμι*, das übrigens auch bereits von Welcker im N. Rhein. Mus. 1843, S. 443 mitgetheilt worden ist; fast möchten wir daher unter diesem Fundorte das größere Interesse für eine andere Reihe von Grabchriften in Anspruch nehmen, die obzwar einer ganz entgegengesetzten Zeit und Geistesrichtung angehörend doch in ihrer Art kein minder neues Licht in der Epigraphik verbreiten dürften. Schon das C. I. n. 2476 kennt eine theräische Inschrift *Αγγελον Κρατέρον*, wozu in den Nachträgen p. 1088 noch eine andere schon früher von Hn Roß gefundene *Αγγελος Μητρο-*

δῶρον kommt, und nun bietet uns derselbe auf einmahl sechs ähnliche, in welchen durchgehends das Wort ἄγγελος mit einem oder zwei folgenden Genitiven steht. Er selbst faßt es freilich nur als einen auf jener Insel häufigen Namen, kann aber eben unter dieser Voraussetzung wenigstens die eine dieser Inschriften: Ἄγγελος Καλλινοῦς καὶ Συφριανπικῆς (?) begreiflicherweise nicht anders erklären, als daß er sagt: ab ultimo titulo interpretando abstineo; uns scheinen dieselben alle christlich zu sein, und ἄγγελος den Schutzengel des Grabes zu bedeuten, mit welchem dann die Namen des oder der Verstorbenen auf ähnliche Art im Genitiv verbunden wird, wie solches in heidnischen Grabschriften nach Dis Manibus zu geschehen pflegt. Unter dieser Voraussetzung würde auch die räthselhafte Erscheinung n. 252 ihre einfache Erklärung dahin erhalten, daß das in schönen großen Zügen oben stehende Ἄγγελος schon im Voraus auf den verkäuflichen Stein gemeißelt war, während die darunter folgenden kaum leserlichen Züge den später eingegrabenen Namen des Todten enthalten; über jene Bedeutung von ἄγγελος aber findet sich der triftigste Beleg in der vorliegenden Sammlung selbst p. 9, wo in einer entschieden christlichen Inschrift folgende Stelle vorkommt: ἐνορκίζω ὑμᾶς τὸν ὡς ἐφροσῶτα ἄγγελον, μὴ τις ποτὲ τολμήσῃ ἐνθάδε τινὰ καταθέσθαι. Unter den folgenden Nummern sind die kassischen und karpatischen hauptsächlich nur dadurch interessant, daß von diesen Inseln bisher noch keine monumenta literata bekannt waren; die rhodischen dagegen haben theilweise sehr positiven Werth und geben in mehr als einer Hinsicht überraschende Aufschlüsse zur Statistik dieses wichtigen Punctes der alten Geschichte, dessen reiches Leben die Alter-

thumsforschung noch bei Weitem nicht erschöpft zu haben scheint. Dahin rechnen wir vor Allem die Entdeckung von sieben Demen oder, wie sie in dorischem Ausdrücke genannt werden müssen, κώμας, deren Einzelne auch schon früher bekannt, aber theilweise entstellt und jedenfalls unklar waren, bis wir ihre Bedeutung jetzt aus einem Verzeichnisse priesterlicher Personen kennen lernen, hinter deren jeder einer dieser sieben Namen: Βρυγινδάριος, Ἰστανίος, Νεοπολίτας, Ἀστυπαιεύς, Ποντωρεύς, Πολίτας, Σιβύθιος, steht; hierdurch erhalten nicht nur C. I. n. 2513. 2537. 2545. 2546 ihr Licht, wo Böckh Brytindara, wie er laß, und Pontorea für Städte der kleinasiatischen Küste gehalten hatte, sondern Hr. Roß berichtigt darnach auch Athen. XIV, p. 652 und Pollux VI. 81, wo bisher ἰσχαδες Βρυγινδαρίδες oder Βαγινδάριαι mit der Erklärung Ῥόδιαι gelesen wurde, ohne daß man weder der Lesart noch der Bedeutung sicher gewesen wäre. Ferner lernen wir eine Anzahl öffentlicher Beamter kennen, die in frühern Urkunden gar nicht oder höchstens beiläufig erwähnt waren, hier aber uns in amtlichen Namensverzeichnissen begegnen: vor Allem μαστροί, die schon Hesychios als βουλευτῆρες παρὰ Ῥοδίοις erklärt, dann στραταγοί (zwölf, vielleicht einer für jeden Monat), ταμίαι (sieben, etwa nach der Zahl der obigen Komen), ἐπίσκοποι (drei), ein γραμματεὺς τὰς βουλᾶς, zwei ὑπογραμματεῖς, und eine Reihe gottesdienstlicher Stellen, worunter der ἀρχιεροθύτας ganz neu und auch die ἱεροφύλακες wenigstens in dieser Art noch nirgends da gewesen sein dürften, außerdem ἐπιστάται, ἐπίσκοποι, und ἱεροποιοί mit einem ταμίᾳ. Noch interessanter aber sind die θιασῶται oder gottesdienstlichen Körperschaften

ten, dergleichen wir zwar auch früher schon, z. B. *Ἀλιασταί*, auf Rhodos kannten, jetzt aber eine ganze Reihe, und zwar mitunter in seltsamer Namensbildung lesen: *Διοσχεινιασταί*, *Διονυσιασταί* *Χαιρημόνειοι*, *Παναθαναῖοι* *Λινδιασταί*, *Σωτηριασταί*, *Διοσαταβυριασταί*, *Ἀγαθοδαιμονιασταί* *Φιλώνειοι*, welche letztere nach des Herausgebers richtiger Bemerkung offenbar auch den Namen ihres Stifters verewigen; und daran reihen wir dann noch die sonstigen Localculte, deren einige wenigstens eine schätzbare Bereicherung zu Hefsters Götterdiensten auf Rhodus, Herbst 1827 — 1833 abgeben. Den Dionysos und Helios, die *Ἀθήνα Πολιάς* von Lindos, den *Ζεὺς Πολιεὺς*, *Σωτήρ* und *Ἀταβύριος*, kennt zwar auch dieser schon, und eben so dürfen wir in dem *Ἀπόλλων Πυθαεὺς* seinen *Πύθιος*, in dem *Ἐρεθίμιος* seinen *Ἐρευθίβιος* erkennen, den außerdem Hr Ros sehr glücklich auch in dem lyfischen *Ἐρεθύμιος* des Hesychios nachweist; dazu kommt aber nun noch eine *Ἀρτεμις ἐν Κεκοία*, ein *Ἀπόλλων* *Ὀλιος* oder *Οὔλιος*, wie Hr Ros gewis richtig nach Macrob. Saturn. I. 17 deutet, ein *Ἀπόλλων Στρατάγιος*, und was dem Ref. am allerwillkommensten war, ein *Ζεὺς Πάναμιος*, wie wir ihn wenigstens aus dem Feste der *Διπανάμια* n. 277 mit derselben Sicherheit entnehmen können, wie die athenischen *Διπόλια* den Namen des *Ζεὺς Πολιεὺς* enthalten, und woraus nun zum ersten Male auf den eben so häufig wiederkehrenden als räthselhaften dorisch-äolischen Monatsnamen *Πάναμιος* wenigstens in so fern ein Licht fällt, als wir die früher nur geahnte Cultusbeziehung desselben jetzt mit Sicherheit bestätigt finden. Was freilich im Uebrigen Sinn und Zweck jener merkwürdigen n. 277 sei, was insbe-

sondere die *πανάγυρις μετὰ τὸν πόλεμον* und die *Ῥωμαία τριετηρίς* bedeute, wollen wir für jetzt nicht weiter untersuchen, und eben so wenig uns bei den Namensverzeichnissen n. 273 und 274 aufhalten, so interessant auch diese in ihrer Art als Liste von Geldbeiträgen sind, zu welchen einerseits auch Fremde, andererseits Kinder gesteuert haben; nur zu n. 275 sei noch die Bemerkung erlaubt, daß Hr Rosß sie offenbar mißverstanden hat, wenn er die Worte: *Ἐπιγόνου Ῥοδιοπολίτα μετοίκου ἐλευθερωθέντος ὑπὸ τῆς πόλεως*, so deutet: *qui quum fuisset inquilinus, postea jus civitatis nactus est!* Denn wäre Epigonos nicht mehr Weisasse, so würde er sich auch nicht mehr so nennen, und wie könnte der Uebertritt ins Bürgerrecht aus dem Fremdenstande eine Befreiung heißen, da doch der Weisasse eben so wohl ein Freier ist? Offenbar war jener Staatsclave und trat nach seiner Befreiung eben unter die Weisassen, in welcher Eigenschaft er immerhin, wie in Athen auch, Choregie leisten konnte, s. Staatsalterth. §. 115, Note 11. Es folgen Inschriften der rhodischen Inseln Syme und Chalke, auf deren letzterer uns gleichfalls merkwürdige *διασοι* begegnen: *Ἀφροδισιασταί, Παναθαναῖοι*, und vor Allem *Ζουσαριασταί*, bei welchen Hr Rosß an den megarischen Namen *Ζουσαρίων* denkt; und hieran knüpft sich noch eine nachträgliche Sammlung von solchen Sporaden, die Hr Rosß bereits im vorhergehenden Hefte behandelt hatte, ohne daß jedoch die gegenwärtige jener an Zahl oder Interesse wesentlich nachstünde. Namentlich gilt dieses von Rosß, dessen frühere Inschriften gleichzeitig auch von Leake in den *Transactions of the R. society of literature* publiciert worden

sind, während die jetzigen mit Ausnahme dreier als völlig unediert gelten können; und unter diesen befinden sich dann mehrere, die uns einen ganz neuen δᾶμος Ἰοθρμιωτᾶν auf jener Insel kennen lehren, andere, die von einem δᾶμος Ἀντιμαχιδᾶν καὶ Αἰγηλιῶν καὶ Ἀργιδᾶν herrühren; und endlich ein großer Stein mit einer vierseitigen Inschrift, deren antiquarische Bedeutung dem berühmten Testamente der Epikteta nicht viel nachsteht, wenn gleich zunächst nur je zwei Seiten zusammen gehören dürften, indem zwei derselben in dorischem, die beiden andern im gemeinen Dialecte abgefaßt sind. Leider fehlen beide Anfänge der breiten Seite; doch sehen wir so viel, daß es sich um einen in dem Geschlechte eines Diomedon erblichen Cultus handelt, der insbesondere dem Herakles galt und diesen wie einen Fremdling bewirthe zu haben scheint (ξενισμὸν ποιεῖν τῷ Ἡρακλεῖ); zu diesem Ende waren Grundstücke, ein κᾶπος und ξενῶνες darin, angewiesen, und eine Slavenfamilie, wie es scheint, mit der Bedingung in Freiheit gesetzt, dieses Gartens und seiner Zubehörungen zu warten: ἐόντω δὲ ἐλεύθεροι ποιεῦντες τὰ συντεταγμένα, ἐπιπαέσθων δὲ ἀπ' αὐτῶν τῶν ἱερῶν κοινωνεῦντες, ὅπως ἐλεύθεροι ὄντες διατελέωντι καὶ μηθεὶς αὐτοὺς ἀδικῇ. Daß die Opfer selbst von den Nachkommen des Diomedon versehen werden, versteht sich, und zwar von dem Ältesten, weshalb wir I. 25 vielmehr wie bei Epikteta II. 29 προσβύτατος als προσβύτερος lesen würden; die Einzelheiten sind verwischt, und nur so viel scheint aus dem Anfange von Col. II hervor zu gehen, daß derselbe dafür nach bekannter Sitte (Boeckh Prooem. Berol. 1835 — 36) Theile des Opfer=

thiers erhielt; wir ergänzen nämlich: γέρον (für γέρα, γέρεα, wie δόρη) δὲ λαμβανέτω τοῦ ἱερείου ἑκάστου σκέλος καὶ τὸ δέρμα. Dann folgen Bürgschaften zur Sicherung des Fideicommisses, Anweisung der Reparaturkosten auf die Einnahme, und Verordnung der Einführungssteuer neuer Mitglieder: εἰσαγώγιον δὲ δίδωτω ᾧ κα γένηται παιδίον οἷς μέτεστι τῶν ἱερῶν χοῖρον (nach des Verss Ergänzung) ἱερὰ λιβανωτὸν σπονδεῖον στέφανον: insbesondere aber die Zeitbestimmung, die unsere Monatskunde um einen sehr erwünschten Beitrag bereichert: θύεν δὲ ἑκκαίδεκάτα μηνὸς Πεταγειτνύου, τὰν δ' ἀποπυρίδα ἑπτακαίδεκάτα u. s. w. Ueber die ἀποπυρίς können wir nicht mehr sagen als Hr Roß mit der freilich unzureichenden Verweisung auf Athen. III, p. 111 und VIII, p. 334 gethan hat; hinsichtlich des Πεταγείτνυος aber, den derselbe ganz richtig mit dem attischen Μεταγειτνιῶν vergleicht, sei es uns vergönnt, auf die doppelte Beglaubigung aufmerksam zu machen, welche unsere Theorie durch diese Vergleichung erhält, indem nicht nur das Verhältniß der dorischen Monatsendung auf os zu der ionisch=attischen auf ων durch ein neues Beispiel dargethan, sondern auch unsere Vermuthung bestätigt wird, daß die attischen Monate, die in dem ionischen Kalender nicht vorkommen — dem Μεταγειτνιῶν entspricht dort Βουφονιῶν — dorischen Ursprungs sind; außerdem ist auch die Verwandlung des ι in υ wie bei Ἀμφικτύων zu bemerken.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. 118. Stück.

Den 24. Julius 1845.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Inscriptiones graecae ineditae, collegit Ludovicus Rossius. Fasc. III.'

Zum Schlusse der zweiten Columne werden ἐπιμήνιοι angeordnet, wie wir sie auch in einer kaiserschen Inschrift des zweiten Hefles p. 60 und auf andern Urkunden (C. Inscr. II. p. 1133) finden, d. h. wie schon Hesychios erklärt, ἱεροποιοί, die mit dem Priester die jährlichen Opfer besorgen und alles übrige versehen sollen, ὡς καὶ δὲν ποτὶ τὰν δεξιῶσιν, d. h. zum Empfange und der Bewirthung des Gottes; dann begegnen uns auf der dritten Columne nach einigen verstümmelten Verordnungen, die nur eine genauere Wiederholung der vorhergehenden zu sein scheinen, eine Reihe neuer, die darauf hindeuten, daß wenn in der Familie eine Hochzeit war, diese eben auch in dem heiligen Monate Petageitnyos nach Vollendung der gottesdienstlichen Cerimonien gefeiert zu werden pflegte. Mit welchem Rechte Hr Ross damit die Erzählung in Plutarchs Qu. Gr. 58 verglichen

hat, nach welcher zu Antimachia auf Kos der Priester des Herakles in weiblicher Kleidung opferte und auch Bräutigame ihre Bräute in ähnlichen Gewändern empfangen, steht dahin; eine directe Beziehung darauf ist jedenfalls nicht wahrzunehmen, und der wesentliche Inhalt jener Bestimmungen, so weit wir ihn verfolgen können, geht nur dahin, daß die heiligen Geräthe, so viel davon nöthig sei, für die Tafel gebraucht werden, der Priester für seine Mühwaltung acht Drachmen aus den Tempelinkünften bekommen, und diejenigen, welche die zugehörigen Wohnungen, τὴν τε ἀνδρείαν καὶ τὴν γυναικείαν, inne haben, sie für den Bedarf der Hochzeit hergeben sollen, παρεξελόμενοι οἰκήματα εἰς ἀπόθεσιν τῶν σκευῶν. Auch zu Anfang der vierten Columnne dürfte Hr. Ros das Naheliegende zu weit gesucht haben, wenn er hinter den Worten der Inschrift: τοῖς δὲ ἐπιμελομένοις ὅπως ἕκαστα συντελῇται καθὰ διαγέγραπται ὥστε δύναμιν εἶναι εὖ εἶη καὶ αὐτοῖς καὶ τοῖς ἐκγόνοις αὐτῶν, einen Fehler argwohnt und für εὖ εἶη etwa ἐξέτη vermuthet, während es doch eine einfache Segensformel für diejenigen ist, welche die Bestimmungen des Stifters nach Kräften (ὥστε δύναμιν εἶναι wie ὥστε καὶ μέγ' εἰδέναι und dgl.) erfüllen; im Uebrigen aber sind wir mit dem, was er über παρασκευὸς als Adjectiv und πυρὸς in der Bedeutung von Feuerbecken oder dgl. sagt, völlig einverstanden, und gedenken unter den Weihgeschenken, welche diese Columnne aufzählt, nur noch der zwei Keulen, welche offenbar zum Costüme des Priesters gehören, der bei jenen Cerimonien den Herakles vorstellte. Noch einmahl werden hierauf die Nachkommen des Diomedon ermahnt, es nicht zu dulden, daß jemand diese Sakung überschreite, und diese Sorge

namentlich den aus ihrer Mitte zu wählenden ἐπι-
 μνηνίοις übertragen, woran sich noch die bemerk-
 tenswerthe Bestimmung knüpft: ἂν δέ τις νόθος
 ὢν κριθεὶς γνωσθῇ μετέχειν τῶν ἱερῶν, μὴ
 ἐξέστω αὐτῷ μετέχειν τῶν ἱεροσύνων: und
 dann schließt wenigstens unser Bruchstück mit der
 nicht minder eigenthümlichen Verordnung, daß die
 Nachkommen männlicherseits (οἱ κατ' ἀνδρογέ-
 νειαν) den Mōren und dem Πάσιος opfern sol-
 len, welcher letztere Name hier auch zum ersten
 Male vorkommt, obgleich seine Bedeutung als
 dorischer Ausdruck für κτήσιος nicht zweifelhaft
 sein kann. Doch diese Proben mögen genügen,
 um das alterthumsliebende Publicum auf die neue
 Bereicherung seines Stoffs aufmerksam zu machen,
 welche es auch dieser Arbeit des unermüdlchen
 Verfassers verdankt, wie denn Andere leicht Man-
 ches noch für wichtiger als das von uns Hervor-
 gehobene halten werden; ebendeshalb aber über-
 lassen wir jedem Leser für seinen Geschmack und
 sein Bedürfnis selbst das Uebrige zu finden, und
 fügen nur noch die weitere erfreuliche Nachricht
 hinzu, daß wir mehrfachen Anführungen zufolge
 demnächst auch einen dritten Band der Inselreise
 des Verfs zu erwarten haben, welcher diesen In-
 schriften selbst wieder wenigstens in äußerlicher Hin-
 sicht zum Commentar dienen wird. K. Fr. H.

S o l o t h u r n.

Verlag von Tent und Gasmann 1844. Die
 Venetianer Alpen. Ein Beitrag zur Kenntniß der
 Hochgebirge von Dr Wilhelm Fuchs, K. K.
 Bergverwalter zu Ugordo im Venetianischen. Mit
 einer geognostischen Karte und Gebirgsprofilen in
 achtzehn Tafeln. 60 Seiten in Quersolio.

Kein Theil der Alpen besitzt einen größeren Reichtum an merkwürdigen und räthselhaften Erscheinungen als der, welchem das vorliegende Werk gewidmet ist. Seitdem Leopold von Buch die Aufmerksamkeit der Geologen auf das südliche Tyrol lenkte, und seinen dort gesammelten Beobachtungen durch ihre eigenthümliche Deutung ein hohes Interesse verlieh, hat jene Gegend den Ruf erlangt, der Schlüssel für das geologische Studium der Alpen zu sein. Die geistreiche Auffassung der dortigen Erscheinungen und die Neuheit der daran geknüpften, großartigen Ansichten, übten eine starke Anziehung auf viele reisende Gebirgsforscher aus, und nur wenige wagten es, Zweifel an der Richtigkeit der auf die Beobachtungen in Fassa und Fleims gegründeten Theorien laut werden zu lassen. Der Verfasser des obigen Werkes gehört zu den unbefangenen Forschern, die sich durch eine große Auctorität nicht blenden lassen, und hatte vor anderen Beobachtern, welchen nur ein kurzes Weilen in jener Alpengegend vergönnt war, den Vortheil, in derselben zu wohnen, und ein anhaltendes, genaues Studium aus ihrem Bau machen zu können, der um so höher anzuschlagen, je schwieriger es ist, bei Gegenständen von so kolossaler Größe in kurzer Zeit zu einer richtigen Auffassung der oft verborgenen und verwickelten Verhältnisse zu gelangen.

Die erste Abtheilung des vorliegenden Werkes liefert ein geognostisches Bild der ganzen Gruppe der Belluneser Hochalpen. In der zweiten ist die Darstellung der Lagerungsverhältnisse der Boralpen von den Hügeln Conegliano's an, bis an den Lago di Garda enthalten. In der dritten Abtheilung ist eine kritische Zusammenstellung der Beobachtungen befindlich; die vierte enthält eine kurze

Schilderung der Vegetation des Gebirges; die fünfte ein Verzeichniß von neuen Höhen-Bestimmungen. Referent muß sich auf die Mittheilung der wichtigsten, aus den Beobachtungen des Verfassers hervorgegangenen Resultate beschränken.

Als tiefstes und ältestes Gebilde treten in dem bezeichneten Alpenzuge überall Thon- und Glimmerschiefer auf. Den Schiefer durchbrechend, oder ihm angelagert und ihn theilweise überdeckend, hebt sich der rothe Feldsteinsporphyr aus der Tiefe, der ohne Zweifel die zweite Stelle in der Reihe der dortigen Formationen einnimmt. Mit dem rothen Sandstein, der aus Feldsteinsporphyr und Thonschiefer sich allmählich entwickelt und alle übrigen Gesteinsformen, mit Ausnahme der abnormen unterteuft, beginnt die Reihe der versteinерungsführenden Straten, und sein paläontologischer Charakter spricht dafür, daß er dem bunten Sandsteine zuzuzählen sei. Aus dem rothen Sandsteine entwickelt sich Kalk, in welchem Posidonomyen beinahe ausschließlich sichtbar werden, bis höher hinauf Plagiostomen und Pectiniten erscheinen, um später Grinoideen Platz zu machen. Nun folgt durchgehends feuersteinführender Kalk mit Ammoniten und Belemniten, zwischen denen nur selten Bivalven sich erkennen lassen. Wo die Dolerite keine Einwirkung hatten, entwickelt sich aus dem feuersteinführenden Kalle durchgängig ein rother, glimmriger, versteinерungsarmer Mergel, über den sich mächtige Kalklagen mit Polyparien, Radiarien u. s. w. und zuletzt mit mehreren Brachiopoden legen. Der an den rothen Sandstein zunächst sich reihende Kalk ist nach dem Verfasser als ein Aequivalent des Muschellalkes zu betrachten, wogegen der Cephalopodenkalk und rothe Mergel für Stellvertreter der Jurabildung, und die höheren

Straten für Repräsentanten der Kreide anzusehen sein dürften. Der Ichthyolithenkalk des Vicentinischen und der Belluneser Sandstein entwickeln sich aus den letzteren Gebilden allmählich, ohne bestimmbare Grenzen, und beide Formen scheinen einander gegenseitig zu vertreten. Auf denselben lagern im Vicentinischen und im Piavethale blaue und gelbe Mergel, auf welche im Trevisanischen Nagelschiefer, im erstgenannten Gebiete Nummulitenkalk folgt. Ichthyolithenkalk oder Belluneser Sandstein bilden das Verbindungsglied zwischen den Kreidebildungen und den tertiären Schichten, und nur wo dieselben fehlen, wird ein plötzlicher Wechsel der Gesteinsformen und mithin eine scharfe Grenze sichtbar.

Granit, Syenit, Melaphyr, Dolerit und andere oft unter den so genannten Trappgebirgsarten begriffene Gesteine, durchbrechen in den Hochalpen alle Formationen bis zu den rothen Mergeln hinauf, beinahe stets begleitet von Unregelmäßigkeiten in der Lage der durchsetzten Schichten. Jene massigen Gesteine erscheinen in solchen Verhältnissen zu den erwähnten stratificierten, daß man bei ihnen nothwendig eine spätere Entstehung und ein Emporsteigen durch dieselben annehmen muß. Dasselbe gilt von den Basalten des Veronesischen, denen nach dem Verfasser eine gleichartige, wiewohl keine gleichzeitige Bildung mit den Augitporphyren der Hochalpen zuzuschreiben ist; aber nicht von gewissen Gesteinen der letzteren, denen häufig unpassend der Name Basalt beigelegt wird, die nichts Anderes sind, als aus den Trümmern der Dolerite gebildete Conglomerate, Sandstein- und Tuffmassen.

Aus den im ersten Abschnitte enthaltenen Schilderungen geht hervor, daß Doleritgänge Kalk

und Dolomit gleichmäßig durchbrechen; daß Dolomit oft an Puncten auftritt, welche von den schwarzen Porphyrn entfernt liegen, während Kalk sie unmittelbar berührt; daß auf mächtigen Doleritmassen Kalk ruhet, welchem Dolomit sich auslagert; kurz, daß der Dolomit nicht in solchen Beziehungen zu den Augitgesteinen steht, wodurch die Annahme einer Umwandlung des Kalkes in Dolomit durch Einwirkung derselben gerechtfertigt erscheint. Während häufig dichter und krystallinisch-körniger Kalk den Melaphyr berühren, ist gerade der dem Granite von Predazzo angelagerte Marmor, Dolomit, und hier könnten die zahllosen Serpentinflüsse, welche ihn durchsetzen, wohl eher jene Hypothese unterstützen, wenn nicht auch hier zu viele Gründe dagegen sprächen.

Zu den auffallendsten Erscheinungen in den Venetianer Alpen gehört die Art, wie die Spuren organisirter Wesen in den stratificirten Massen vertheilt sind, welche mit den allgemeineren Erfahrungen im Widerspruche stehen, wiewohl es auch andere Gegenden, namentlich in den Dauphinéer Alpen und in den Apenninen gibt, welche ähnliche Ausnahmen von den hinsichtlich der Vertheilung der Petrefacten in den Erdrindlagen geltenden Regeln wahrnehmen lassen. Thierüberreste, welche sonst dem Uebergangsgebirge oder der Steinkohlenformation angehören, z. B. Orthocerathiten, finden sich in Schichten, denen für jüngere Flöze charakteristische Petrefacten eigen sind, und überhaupt zeigen sich in jenem Theil der Alpen in den versteinigungsführenden Schichten nicht die scharfen Grenzen hinsichtlich des Vorkommens gewisser Petrefacten, wodurch die Flözformationen anderer Gegenden bezeichnet zu werden pflegen. Die paläontologischen Charaktere können daher in den

Venetianer Gebirgen nur mit großer Vorsicht in Anwendung gebracht werden, so wie denn jene Erfahrungen überhaupt die Lehre geben, daß es nicht gerathen ist, sich auf die Petrefacten allein zu verlassen, wenn es darauf ankommt, zu sicheren Bestimmungen des relativen Alters von Gebirgsschichten zu gelangen. Bei dem Versuche, jene Erscheinungen zu erklären, stößt man auf große Schwierigkeiten. Der Verfasser hat folgende Deutung gegeben, deren Richtigkeit er übrigens dahin gestellt sein läßt. Er hält es nicht für unmöglich, daß, so wie auf dem Lande in den verschiedenen Niveau's über dem Meere bestimmte organische Formen leben, die weder abwärts noch aufwärts über gewisse Grenzen steigen, dieses auch unter dem Meerespiegel der Fall sei, und daß jene organischen Reste weniger die Repräsentanten der Zeit, als der Höhe seien, in der jene Ablagerungen Statt fanden. Wie nach und nach die Straten dem Meerespiegel sich näherten, verschwanden die Wesen, deren Dasein durch tieferes Wasser bedingt war, und andere traten an ihre Stelle, um wieder bei steigendem Meeresboden neuen Formen Platz zu machen, während an den tieferen Punkten, wenn solche sich noch fanden, die früheren Organismen nach wie vor lebten. Wo nun solch' ruhiges Ablagern und Steigen gewaltsam gestört wurde, und tiefere Lagen plötzlich in höhere Horizonte stiegen, oder umgekehrt, mußten die tiefer lebenden Organismen mit hinauf gehoben werden, oder die höheren herab sinken und sich dann mit anderen fremdartigen Formen mengen.

Man hat in dem Emporsteigen des Melaphyrs die Hauptursache der Erhebung der Alpenkette zu finden geglaubt. Der Verfasser sucht zu zeigen, daß diese Ansicht nicht haltbar sei. Nach seinen

Untersuchungen ist ein großer Theil der stratificirten Massen der Hochalpen erst nach dem Emporsteigen des schwarzen Porphyr's entstanden. Diese jüngeren Schichten zeigen nun noch größere Störungen und Verwerfungen, als bei den älteren Gebilden wahrgenommen werden. Man wird daher zu der Annahme genöthigt, daß die Alpen noch nach der Erhebung des Melaphyr's bedeutende Veränderungen erlitten haben. Wollte man der Basalterhebung am Rande der Alpen einen Einfluß darauf zuschreiben, so würde man doch auch damit nicht ganz ausreichen, da mächtige und sehr gestürzte Ablagerungen sich finden, die offenbar lange nach dem Emporsteigen des Basaltes gebildet worden. Das jüngste und zugleich bedeutendste Glied dieser späteren Ablagerungen ist die Nagelflue, welche der Alpenkette entlang einen zwei bis vier Miglien breiten Saum bildet, und deren steil vom Gebirge abfallende Schichten sich zu ansehnlicher Höhe erheben. Obgleich durchgehends ein breites Thal die steilen Risse dieses Conglomerates von den Hochalpen trennt, so bezeugen doch der Parallelismus der Schichten und die verbindenden Glieder der Belluneser und Kreidebildungen den Zusammenhang derselben hinsichtlich ihrer Bildungsweise und der Periode ihrer Aufrichtung. — Diese Forschungen in den Venetianer Alpen liefern also dasselbe Resultat, zu welchem auch die in anderen, zum Theil kleineren Gebirgen angestellten Untersuchungen geführt haben: daß die Erhebung der Gebirgsketten nicht einer einzigen Ursache zugeschrieben werden kann, sondern daß man zur Erklärung ihrer gegenwärtigen Höhe, Gestalt und Structur oft eine Reihe von Wirkungen annehmen muß, die sich nicht durchgehends auf das Emporsteigen am Tage liegender Massen zurückführen lassen.

Das vorliegende Werk zeichnet sich durch Schönheit des Druckes aus, wobei nur zu beklagen, daß der Text durch eine große Anzahl von Druckfehlern entstellt worden. Eine aus sechs Blättern bestehende geognostische Karte nebst zahlreichen Gebirgsansichten und Darstellungen von Lagerungs- und Structurverhältnissen erhöhen den Werth der schätzbaren Arbeit. Auch hierbei ist der Verfasser streng der Natur gefolgt, und hat keine ideale Gebirgsprofile, die eine so beliebte Ausschmückung geognostischer Schriften sind, geliefert.

W o l f e n b ü t t e l.

In der Holle'schen Buch = Kunst = und Musikalien = Handlung 1845. Anton Ulrich und Elisabeth Christine von Braunschweig = Lüneburg = Wolfenbüttel. Eine durch archivalische Actenstücke begründete Darstellung ihres Uebertritts zur römischen Kirche, von Wilhelm Hoeck. XIV und 320 Seiten in Octav.

Die Einleitung dieser trefflichen, auf der Benützung von meistens noch nicht veröffentlichten Actenstücken beruhenden Monographie führt in der Einleitung das Leben am Hofe zu Wolfenbüttel während der zweiten Hälfte des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts an uns vorüber. Die Charakteristik der Glieder der fürstlichen Familie, die gelehrte und theologische Richtung von Herzog August und dessen Kindern, die Stellung von Helmstedt und besonders von Georg Calixt in den confessionellen Streitigkeiten, das Alles ist mit Glück gezeichnet. Wenn sich dann der Verf. den politischen Verhältnissen und namentlich den Spaltungen zwischen den beiden welfischen Linien zuwendet, so glaubt Ref. bei dieser Gelegenheit

eben so wenig die Bemerkung, daß die Darstellung nicht durchweg mit der erforderlichen Unbefangenheit abgefaßt sei, zurückdrängen zu können, als derselbe, von dieser einzigen kleinen Ausstellung abgesehen, in dem vorliegenden Werke einen eben so wichtigen als interessanten Beitrag für die innere Geschichte Deutschlands erkennt.

Die Persönlichkeit von Ernst August und ein Zusammentreffen verschiedener glücklicher Verhältnisse bewirkten das Steigen des jüngeren Hauses von Braunschweig-Lüneburg. Die Macht derselben wurde durch die Begründung der Primogenitur concentrirt. Daß Ernst August die letztere ordnete, zeugt nur davon, daß er die Forderungen seiner Zeit richtig verstand, daß er das durch Einheit bedeutende Gewicht eines welfischen Hauses nicht abermahls durch Theilungen geschwächt sehen wollte. Daß des Herzogs nachgeborene Söhne sich hierüber erbittert zeigten, liegt nahe; daß sie am Hofe zu Wolfenbüttel, der mit Mißbehagen auf die Macht der jüngeren Linie sah, Rath und Unterstützung fanden, mag immerhin eine 'Vertheidigung auf echt politische Weise' genannt werden; ehrlich war es nicht gehandelt, und man muß zugeben, daß dadurch der Grund zu einem tiefen Zwiespalte zwischen den Vettern gelegt wurde und zwar ohne Provocation von Seiten der jüngeren Linie. Sonach gab sich die feindselige Gesinnung zuerst in Wolfenbüttel kund. Der Eindruck hiervon war in Hannover zu bleibend, als daß er durch darauf folgende Versicherungen freundlicher Gesinnung hätte wieder verwischt werden können. Die Erwerbung der Kur steigerte das Mißbehagen in Wolfenbüttel. Daß Blume in die Verschwörung von Maximilian Wilhelm verwickelt gewesen sei, ist allerdings nicht erwiesen,

da die auf diesen merkwürdigen Hochverraths-Proceß bezüglichen Acten nicht veröffentlicht sind, darf aber, bei des Prinzen Verhältnis zu Wolfenbüttel, mit einigem Rechte vorausgesetzt werden. Unbezweifelt ist das nahe, durch ununterbrochenen Briefwechsel genährte Verhältnis von Anton Ulrich zu der unglücklichen Sophia Dorothea, und zwar in einer Zeit, als diese nicht ohne Grund die höchste Erbitterung gegen den Hof in Hannover hegte. Am entschiedensten aber förderte der Ehrgeiz von Anton Ulrich die mißliche Stimmung, welche allerdings in der Theilung zwischen Heinrich und Wilhelm ihren primitiven Grund hat, ohne daß man jedoch bei dieser Gelegenheit zu dem Ausspruche berechtigt ist, 'es habe Heinrich seinen jüngeren Bruder gutmüthig zum Mitregenten angenommen.' Eine Regierung zur gesammten Hand brachte das Herkommen im welfischen Hause mit sich. Wie nach dem Tode von Ernst dem Frommen dessen vier Söhne, wenn auch unter Vormundschaft, der Regierung vorstanden, so, nach dem Tode von Friedrich und Franz Otto, die beiden überlebenden Brüder Heinrich und Wilhelm. Anton Ulrich trug kein Bedenken, diese von seinem Großvater eingegangene, von seinem Vater anerkannte Theilung anzufechten. Er war es vornehmlich, der den Bund der correspondierenden Fürsten ins Leben rief, der, um nur des Bruderhauses aufringende Macht zu beschränken, sich mit Ludwig XIV., dem Erbfeinde des deutschen Reichs, in Unterhandlungen einließ, dann den Bund abschloß. Allerdings unternimmt der Verf. nicht, das Verfahren von Anton, dem weder der ältere und regierende Bruder, noch später der eigene Erbprinz beistimmten, zu rechtfertigen. Aber die Bil-

ligkeit hätte erheischt, daß neben den wolfsenbüttelschen Beschwerdeschriften auch die Rechtfertigungen von Hannover und Celle *) in der Darstellung ihre Berücksichtigung gefunden hätten.

Das Vermählungsproject in Bezug auf Elisabeth Christine und Erzherzog Carl, die hierauf bezüglichen Verhandlungen, die kleinen Schliche und Umwege von Anton Ulrich sind genau, nicht ohne die Würze einer gewissen Laune, mitgetheilt, häufig mit Correspondenzen verwebt, überall in jener eigenthümlichen Frische, welche schwerlich auf künstlichem Wege gewonnen werden kann, sondern sich immer als eine Folge der Studien von Originalurkunden ergibt, die nach und nach das treue Bild der Vergangenheit in dem Leser erstehen lassen. Eine Auseinandersetzung der s. g. irenäischen Versuche von Leibniz und Molanus findet hier mit Recht ihren Platz. Doch thut der Verf. dem frommen Molanus Unrecht, indem er ihn der Eitelkeit zeibt. Daß sich der Abt von Loccum nur mit seinem Taufnamen unterschrieb, war eine Sitte, die aus der eigenthümlichen Stellung des Klosters hervorging und die sich bekanntlich bis in die neueste Zeit erhalten hat.

Treuer ist der Helmstedter Fabricius geschildert. Doch möchte man ihn lieber als den geschmeidigen, unterthänigst dienstbesessenen Hoftheologen, denn als den 'liberalen Theologen' bezeichnen. Sein Gutachten hat mit Recht hier Raum gefunden, so wie die Opposition der Hosprediger in Wolfsenbütt-

*) Ursachen, warumb das Haus Braunschweig-Lüneburg Cellischer Linie gegen die vom Hause Braunschweig-Lüneburg Wolfsenbüttelscher Linie vorgenommene ungemaine Armatur seine Sicherheit zu beobachten zc. gemüßigt worden. 1702. Quart.

tel — wollen wir sie etwa illiberale Theologen nennen, weil sie, der Stimme des Gewissens treu, mit der Gluth der Ueberzeugung gegen den Uebertritt der Prinzessin eifern? — welche durch keine Drohung bewogen werden konnten, anders zu handeln, als die Pflicht ihres Amtes ihnen auferlegte —. Der Verlauf der dadurch herbeigeführten Streitigkeiten, in welche heimische und ausländische Theologen hineingezogen wurden, der Abdruck des Gutachtens von Leibniz, der Ansichten von Molanus, Thomasius u. A., die zum Theil mit großer Schärfe abgefaßten Gegenschriften, sind eben so interessant als gründlich erörtert.

Dann führt uns der Verf. zu Elisabeth zurück. Wir finden sie meist von Katholiken umgeben; die im Catechismus des Canisius enthaltenen Lehresätze werden ihr erläutert; ein von Wien gesandter Jesuit überzeugt sich persönlich von den Fortschritten der Prinzessin im Auffassen der römischen Lehre. Ihm folgen bald andere Ordensbrüder von Wien und Hildesheim, mitunter, wie einst in Stockholm, als der Tochter von Gustav Adolph der Glaube des Vaters nicht mehr genügte, verlappt, unter erdichteten Namen, als routinierte Weltleute. Ihnen übergibt Elisabeth ihre schriftlich abgefaßte 'moderierte' Glaubenserklärung. Nahm man diese anfangs als ausreichend entgegen, so zeigte sich bald, wie wenig man sich durch dieses Document gebunden fühlte. Der Verf. vermeidet mit Recht bei dieser Gelegenheit jedes Raisonnement; er ist des Eindrucks gewiß, den die beredte Sprache der mit Feinheit an einander gereihten Thatsachen auf jeden Leser machen wird; er bedarf der Ueberredung nicht, da er zu überzeugen versteht. Hiernach begegnen wir der Prinzessin

in Wien und auf der Reise nach Spanien. Ihr Empfang am kaiserlichen Hoflager, der Eindruck, welchen die liebenswürdige Fürstentochter dort machte, wird nach den in Wolfenbüttel aufbewahrten Correspondenzen geschildert.

Die im vierten Abschnitt enthaltene Erörterung des Uebertritts von Anton Ulrich zur römischen Kirche wird den Leser nicht in gleichem Maße befriedigen. Sollte in der That das Archiv zu Wolfenbüttel die erwünschten Aufschlüsse, namentlich über des Herzogs merkwürdigen Plan, die kölnische Kur und das Bisthum Hildesheim zu erwerben, nicht mehr enthalten? Ist die Aeußerung, welche Poellnik in seinen hier nicht berücksichtigten Memoiren gibt, gegründet, daß Anton Ulrich seiner Enkelin schon bei deren Uebertritt das Versprechen ertheilt habe, gleichfalls den evangelischen Glauben zu verlassen? Daß der Herzog nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern aus politischen Gründen handelt, kann, trotz des Raisonnements von Räsowik, keinem Zweifel unterliegen und wird von dem Verf. auf kurze aber schlagende Weise auseinander gesetzt.

Hiermit schließt diese Monographie, für welche sich jeder Leser, dem es um Wahrheit zu thun ist, dem Verf. zum wärmsten Danke verpflichtet fühlen wird. Der Anhang enthält eine scharfe aber gerechte Kritik der 1843 zu Einsiedeln erschienenen Schrift *Thainers* (Geschichte der Zurückkehr der regierenden Häuser von Braunschweig und Sachsen in den Schooß der katholischen Kirche etc.), deren gehäufte Gebrechen, absichtliche Verfälschungen, schlaue Deutungen und kleine dialectische Kunstgriffe, offen, wie es sich gebührt, aufgedeckt werden.

Hav.

P a r i s.

Librairie philosophique de Ladrangé 1843.
Les fées du moyen-âge, recherches sur leur origine, leur histoire et leurs attributs, pour servir à la connaissance de la mythologie gaULOISE par L. F. Alfred Maury. IX u. 101 Seiten in Octav.

Diese kleine Schrift enthält eine geordnete und übersichtliche historische Zusammenstellung des mittelalterlichen Feenglaubens; sie bietet aber demjenigen, welcher mit den frühern Bearbeitungen dieses Gegenstandes, namentlich den gründlichen Untersuchungen von H. Schreiber (die Feen in Europa, Freiburg im Breisgau 1842) bekannt ist, wenig Neues von Erheblichkeit. Auch Hr Maury sucht nachzuweisen, daß die Feensagen sich auf den Ueberresten des altceltischen Cultus der unter dem Namen matres, Junones etc. häufig erwähnten Gottheiten und auf verdunkelten Erinnerungen an das celtische Priesterthum aufgebaut haben, womit sich in christlicher Zeit noch andere Ueberbleibsel des Heidenthums verschmolzen. Die Zusammenstellung der celtischen Sagen von den Feen mit den deutschen Zwergensagen, welche von S. 69 an gegeben wird, zeigt allerdings, daß eine große Uebereinstimmung derselben in Einzelheiten Statt findet; aber der Verfasser hätte auch auf den bedeutenden Unterschied aufmerksam machen sollen, welcher zwischen den Feen des celtischen und den Zwergen und andern untergeordneten Wesen des deutschen Volksglaubens besteht.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 26. Julius 1845.

Benachrichtigung.

Um den beschränkten Raum dieser Blätter zu erweitern, wird denselben von nun an, in zwanglosen Lieferungen und ohne den bisherigen Preis zu erhöhen, ein Beiblatt beigegeben werden, welches zur Aufnahme von Berichten über die Verhandlungen der Societät, so wie über die Institute und Angelegenheiten der Universität bestimmt ist.

Paris,

bei Brockhaus und Avenarius 1841. Le Parménide, dialogue de Platon, traduit et expliqué par J. A. Schwalbé, docteur-ès-lettres. 404 Seiten in Octav.

Eben daselbst,

bei Charpentier 1842 — 1844. Oeuvres de Platon, précédés d'arguments et d'une esquisse sur la philosophie de Platon par M. Schwalbé. Série 1 und 2, dialogues biographiques et mo-

raux; série 3, dialogues métaphysiques. XXXVI und 533, 615, 599 Seiten in Duodez.

Hr Schwalbe, der nicht nur einen deutschen Namen trägt, sondern auch deutsche Wissenschaft kennt und schätzt, hätte sich ein wahres Verdienst erwerben können, wenn er dem Publicum, für welches er zunächst geschrieben hat, die Resultate der neueren Forschungen deutscher Gelehrten über platonische Schriften und Lehren hätte mittheilen und diese dann selbst mit der Klarheit und Schärfe des gefundenen Urtheils würdigen wollen, deren Palme wir bei allem gerechten Stolge auf die Gründlichkeit und Tiefe unserer wissenschaftlichen Bestrebungen doch in vieler Hinsicht unseren westlichen Nachbarn einräumen müssen. Aber leider hat er keines von beidem gethan, sondern sich größtentheils mit Uebersichten und Auszügen begnügt, die nur zu häufig an die weiland Tiedemannischen Argumenta erinnern, oder wo er auch eigene Ansichten und Betrachtungen damit verknüpft, so sind diese doch wieder so modern und dem Geiste und Inhalte der platonischen Gespräche so fremd, daß man mitunter nicht einmahl ihren Zweck und jedenfalls nicht ihren Nutzen einsieht. So reißt ihn die heraklitische ἀρμονία τόξου καὶ λύρας in der Rede des Eryximachos im Symposion zu folgender Ergießung fort: ainsi, lorsque l'esprit s'oppose à lui-même comme à quelque chose de différent et qu'il revient à lui-même, il produit la pensée; il existe d'abord en lui-même, ensuite il entre en rapport avec la nature et existe en autre chose, puis il revient à lui-même et produit en conception, worauf dann gar noch eine naturphilosophische Anwendung folgt: c'est encore ainsi que le soleil s'opposant à lui-même lance ou distingue les planètes dans

l'espace u. s. w.; und vor den Anterasten hat der Verf. statt einer Einleitung in das Gespräch geradezu eine Art von eigenem philosophischem System aufgestellt, *parce qu'il est douteux que ce dialogue soit de Platon, et que j'ai cru utile de montrer comment il faut interpréter le précepte de Delphes ou ce qu'il faut entendre par la philosophie!*

Nur die Gerechtigkeit muß man ihm widersprechen lassen, daß er den Windungen der platonischen Dialektik mit Feinheit und Geschicke zu folgen versteht, und dadurch wird auch sein Parmenides, durch welchen er sich zunächst für die größere Arbeit empfohlen zu haben scheint, jeden Leser so lange und in so weit befriedigen, als er die scheinbaren Widersprüche, in welchen sich jenes Gespräch bewegt, auf ihr rechtes Verhältniß zurückführt und den Gegensatz des abstracten Sein mit dem seiend gedachten in seinen formalen Wirkungen nachweist; um so bedauerlicher ist es aber, daß er sich auf dieser idealen Höhe, welche die eigentliche Sphäre platonischer Speculation ist, nicht halten kann, sondern in Allem nach einem concreten Inhalte, einer realen Beziehung sucht, ohne zu bedenken, daß für den wissenschaftlichen Standpunct, welchen Plato einmahl einnimmt, die als seiend gedachten Formen eben das höchst Reale sind, das seine Bestimmung in sich selbst trägt und nicht erst von Außen zu empfangen braucht. Es geht ihm, möchten wir sagen, wie dem Anfänger in der Mathematik, der zwar die Functionen der Buchstabenrechnung mit mechanischer Geschicklichkeit vollzieht, dabei aber sich immer nicht der Frage erwehren kann, welche bestimmte Zahl denn dieser oder jener Buchstabe bedeute; wenigstens können wir es nicht anders auffassen, wenn er plötzlich

in der besten dialektischen Entwicklung das seiende Eins des Parmenides, l'unité en acte, wie er es nennt, als die Seele deutet, als die denkende und freie Seele (p. 342: ame intelligente et libre), auf welche er dann alles weitere, was Plato von jenem Eins sagt, bezieht, und eben so auch in der Skizze der platonischen Lehre vor seiner Uebersetzung p. XXVII die Idee zu einer vernünftigen Ursache macht, welche das, was den Gegenstand ihres Denkens ausmache, nicht allein denke, sondern auch in der erscheinenden Welt verwirkliche. Was daran Wahres ist, ist wiederum nur die negative Seite, daß die Idee nicht bloß ein abstracter Begriff unseres Geistes sei, nicht bloß in unserer Seele wohne; aber wenn er nun weiter die Frage aufwirft, wie denn die Idee in den Dingen existiere, oder mit Plato's Worten, wie die Dinge an den Ideen Theil haben, so ist es unbegreiflich, wie er sie so beantworten kann: de là il faut conclure que les choses participent aux idées en recevant d'elles l'être et la forme, et que les idées sont des causes intellectuelles, qui peuvent être partout présentes, parceque telle est la nature de l'esprit, comme notre volonté dans une sphère inférieure peut être présente en différents lieux, et faire exécuter plusieurs mouvements sans tomber elle-même dans le mouvement, zumahl nachdem er selbst vorher p. IV das richtige Verhältniß der Ideen zu dem Geiste, dessen reinste Gestalt die Gottheit ist, im echt platonischen Sinne geschildert hat: dieu a formé le monde sur les idées, exemplaires éternels de tout ce qui existe u. s. w. Verstehen wir ihn recht, so hat ihn das Schreckbild des *τοῖτος ἀνθρώπος* abgehalten, diese Geltung der Ideen als Musterbilder consequent zu verfolgen:

si les choses participaient aux idées par le moyen de la ressemblance, comme elles auraient en ce cas quelque chose de commune avec les idées, il y aurait une autre idée qui s'élèverait au dessus de la copie et du modèle et qui établirait ce rapport de ressemblance; Dieser Einwurf aber coordiniert den Begriff mit seiner concreten Erscheinung wechselseitig auf dieselbe Art, wie es die einzelnen Erscheinungen unter einander sind, während es doch die Natur dieses Verhältnisses mit sich bringt, daß letztere ersterem subordiniert sind, und dieses folglich den logischen Grund ihrer Gleichartigkeit unter einander und mit ihm in sich selbst trägt, ohne deshalb sei es mit der mechanischen Zersplitterung eines Ganzen in seine Theile oder mit der dynamischen Thätigkeit einer schaffenden Vernunft verwechselt werden zu dürfen.

Was den Verf. zu der letzteren Verwechslung namentlich verleitet zu haben scheint, ist die Stelle im Sophisten p. 247 C, die allerdings von den bisherigen Auslegern noch nicht so genügend behandelt worden ist, daß er nicht auch schon dafür Dank verdiente, die Aufmerksamkeit auf ihre möglichen Consequenzen gelenkt zu haben, die inzwischen doch bei näherer Betrachtung nicht das sagen dürfte, was Hr Schwalbe daraus folgert, daß nach Platos Ansicht alles Seiende und folglich auch das seiend gedachte Eins eine Kraft, also etwas Belebtes und mithin Seelenhaftes sein müsse, wenn es nicht der abstracten Gedankenform, in welcher es das Nichts ist, anheimfallen wolle. Allerdings sagt Plato anscheinend mit dürren Worten: λέγω δὴ τὸ καὶ ὁποιοῦν τινα κεκτημένον δύναμιν εἶτ' εἰς τὸ ποιεῖν ἕτερον ὁτιοῦν πεφυκὸς εἶτ' εἰς τὸ παθεῖν καὶ σμικρότατον

ὑπὸ τοῦ φαυλοτάτου, καὶ εἰ μόνον εἰςάπαξ, πᾶν τοῦτο ὄντως εἶναι· τίθεμαι γὰρ ὅρον ὀρίζειν τὰ ὄντα, ὡς ἔστιν οὐκ ἄλλο τι πλὴν δύναμις: gehen wir jedoch weiter, so werden wir inne, daß diese δύναμις keine puissance in dem Sinne von activité ist, wie es unser Verf. nimmt, sondern eben so wohl, ja noch mehr die Passivität, die Möglichkeit erkannt zu werden bezeichnet; vgl. p. 248 E: τὴν οὐσίαν δὴ κατὰ τὸν λόγον τοῦτον γιγνωσκομένην ὑπὸ τῆς γνώσεως, καὶ ὅσον γιγνώσκεται, κατὰ τοσοῦτον κινεῖσθαι διὰ τὸ πάσχειν, ὃ δὴ φάμεν οὐκ ἂν γενέσθαι περὶ τὸ ἡρεμοῦν: und wenn auch begreiflicherweise die erkennende Thätigkeit gleichfalls zu den οὔσι gehört, so folgt doch daraus noch nicht, daß diese gerade unter der οὐσία gemeint sei, welche sich im Parmenides mit dem Eins verbindet, geschweige denn daß diese seiende Einheit selbst die Vernunft wäre, deren Identität mit sich uns noch keineswegs gestattet, sie allwärts, wo von Einheit die Rede ist, zu substituieren. Andere haben die Vernunft und ihre höchste Erscheinung, die Gottheit selbst, zu Ideen gemacht, weil sie doch seien und das Seiende nach Plato die Ideen seien; umgekehrt macht unser Verf. die Ideen und ihre höchste Form, die Einheit selbst, zur Vernunft, weil unter dem Seienden doch auch die Denkkraft begriffen sei; je schärfer aber Plato anderswo dieses Subject des Denkens von seinem Objecte, den Ideen, trennt, desto weniger darf man beide Gebiete durcheinander werfen, und wenn er dieses in der Stelle des Sophisten selbst zu thun scheint, so muß man nur bedenken, daß er dort zunächst einen polemischen Zweck verfolgt, dem es gar nicht auf jene Unterscheidung, sondern nur darauf ankommt, der Sphäre des Denkens als solcher mit

dem Sein, daß auch er in sie setzt, zugleich das Leben und die Bewegung zu retten, welche die megarische Schule ihr absprach. Aus dem Standpunkte dieser Schule, die er hier, wie im Parmenides, mit ihren eigenen Waffen bekämpft, ist daher auch das Einzelne zu fassen: wenn diese die ganze subjective Seite des Denkens mit der objectiven in dem seienden Eins als alleiniger Wahrheit zusammenfaßte und Gottheit, Vernunft u.s.w. nur als verschiedene Namen des Absoluten betrachtete (Diog. L. II. 106), so bedurfte es ja nur der Bemerkung, daß jene doch nicht als todt und unthätig gedacht werden könne (Sophist. p. 249 B: *συμβαίνει οὖν ἀκινήτων ὄντων νοῦν μηδενὶ περὶ μηδενὸς εἶναι μηδαμοῦ*), um den Stillstand (*στάσις*), welchen die Gegner als unbedingte Eigenschaft des Absoluten aufstellten, in solcher Allgemeinheit als nicht vorhanden nachzuweisen; und so wenig wir auch selbst in der Stelle des Sophisten den Gegensatz zwischen der thätigen *δύναμις* des Geistes und der leidenden seines Objects verkennen können, so theilt sich doch die Gleichgiltigkeit, mit welcher die Megariker diesen Unterschied ansahen, auch ihrer Widerlegung in so fern mit, als es auch für diese völlig einerlei ist, in welchem Theile des Seienden und was für eine Art von Bewegung sie darthut, sobald diese nur mit irgend einem auch nach megarischer Ansicht wahrhaft Seienden verbunden erscheint.

Gerade hierin liegt dann aber noch ein weiterer größerer Mangel der vorliegenden Arbeit, den man nach so vielem, was bei uns seit Schleiermacher über die platonischen Dialoge geschrieben und geforscht worden ist, nicht mehr erwarten sollte: wir meinen die Nichtberücksichtigung der manigfachen Beziehungen, in welchen diese Schriften zu der

wissenschaftlichen Bewegung ihrer Zeit stehen, und was damit aufs Engste zusammenhängt, der eigenen Fortbewegung und Entwicklung ihres Verfassers, die sich an inneren und äußeren Merkmalen wenigstens im Ganzen und Großen so leicht verfolgen läßt. Wir wollen hier auf einen bekannten Streit nicht eingehen: aber so viel ist doch gewiß, daß eine Anordnung, welche aus Euthyphron, Apologie, Kriton, Phädon, Gorgias, beiden Alkibiades, Menon und Philebos eine erste, aus Anterasten, Charmides, Laches, Hipparchos, Hippias II, Protagoras, Theages, Phädrus, Hippias I, Menexenos, Ion, Eysis, Symposion, Politikos eine zweite, aus Theätet, Kratylos, Euthydemos, Sophist, Parmenides, Timaios und Kritias eine dritte Reihe in dieser Folge zusammensetzt, von keiner deutschen Ansicht als eine wissenschaftliche betrachtet werden wird, obgleich der Herausgeber, wie schon die Zusätze auf dem Titel lehren, wirklich eine derartige Classification bezweckt zu haben scheint; und dieser Schiefheit und Confusion, die einerseits in dem Symposion, dem Phädon, dem Phädrus und Philebos nichts als einen biographischen oder moralischen, andererseits in dem Euthyphron einen metaphysischen Charakter erkennen kann, entsprechen denn auch die Einleitungen, aus welchen wir schon oben einige Proben mitgetheilt haben und hier zum Schlusse noch ein Paar andere hervorheben wollen. So wird gleich die Bestimmung des Euthyphron in nichts Geringeres gesetzt, als die Religion des Heidenthums umzustürzen: on voit l'importance de ce petit dialogue, qui ne tend à rien moins qu'à renverser la religion et le culte tels qu'ils étaient établis chez les païens, et c'est là une tentative, que Socrate a payée de la vie, woran sich

dann noch eine weitere Diatribe schließt, die mit den Worten endigt: ainsi il était facile à Socrate, avec sa droite et ferme raison, et à Platon avec sa dialectique profonde, d'attaquer et d'ébranler le paganisme; et ces deux hommes ont été en quelque sorte les préparateurs de la doctrine meilleure qui devait suivre celle qu'ils ont combattue! Letzteres können wir allerdings bis zu einem gewissen Grade einräumen; aber jedenfalls hat daran der Euthyphron den geringsten Antheil, dessen practische Bedeutung höchstens die sein kann, zu zeigen, welche unklare Begriffe über Frömmigkeit unter Menschen herrschten, die Sokrates wegen Gottlosigkeit verurtheilen wollten; und wer Sokrates oder Platon die bewußte Absicht unterlegt, die Religion ihres Volkes zu verdrängen, kann weder an Mem. I. 3. 1 und IV. 3. 16, noch an Republ. IV, p. 427 und Tim. p. 40 gedacht haben. Nicht minder seltsam tritt uns die Einleitung zum Charmides entgegen, wo der Verf. geradezu die platonische σοφροσύνη mit der σοφία verwechselt hat; wenigstens stellt er das Thema ganz einfach so: il s'agit de la sagesse humaine et des différentes manières de la définir, und in diesem Sinne hat er dann auch versucht dem Gespräche, dessen Ergebnis er für rein negativ hält, einen positiven Schluß zu geben, wo von der ἐπιστήμη περὶ τὸ ἀγαθὸν καὶ κακὸν p. 174 C, deren Bedeutung ihm allerdings nicht entgangen ist, gleichwohl folgende dem Wesen des Ganzen völlig fremde Anwendung gemacht wird: or ce qui est bien, c'est tout ce qui entretient et développe l'être physique et l'être moral qui constituent l'homme; c'est donc vers l'être que l'homme sage doit toujours tendre, et lorsqu'il y renonce, ce doit encore être pour conserver l'existence à

ce qui l'emporte sur lui; et le dévouement le plus absolu et le plus sublime, au lieu de perdre l'ame, ne fait que l'élever à la plus haute vertu, c'est à dire lui procurer la plus grande somme possible d'être et la consommer tout d'un coup en perfection! Daß der Verf. überhaupt nur zu geneigt ist, solchen Dialogen, die ihr quod erat demonstrandum nicht am Schlusse auf den Händen tragen, ein bloß verneinendes Resultat beizulegen, hat er freilich auch mit vielen andern Zeitgenossen gemein; im Theätet ist es aber doch unseres Erachtens zu klar, daß die Definition der *ἐπιστήμη* als *ἀληθῆς δόξα μετὰ λόγου*, die sich ja im Menon p. 98 A fast wörtlich wiederfindet, nicht so schlechthin wie die vorhergehende, sondern nur in so fern verworfen werden kann, als man den *λόγος* in einer falschen Bedeutung auffaßt, und mithin kein Grund vorhanden war den Leser mit einer trockenen Verweisung auf das fünfte Buch der Republik abzuspeisen, von dem man höchstens sagen kann, daß es den versprochenen und nicht zu Stande gekommenen Philosophos ersetze. Aber freilich hat er auch den Schluß des Menon nicht verstanden, der ihn zu folgendem ganz unplatonischen Raisonnement veranlaßt: mais pour assujétir ainsi la partie animale à la partie humaine, il faut aimer l'ordre, il faut trouver son bonheur dans sa propre perfection et dans celle de ses semblables; en un mot il faut aimer, et c'est le côté de la vertu, qui ne peut s'enseigner; on peut bien apprendre les différents devoirs qu'on a à remplir, mais on ne peut apprendre la force nécessaire à leur accomplissement, et lorsque l'ame n'est pas doucement inclinée vers la vertu, tout effort purement humain devient stérile et vient échouer devant les passions,

dont la voix tumultueuse étouffe celle de la raison; — was würde Plato, der es geradezu für unmöglich erklärt, daß Jemand das Rechte wissen und nicht thun sollte, dazu sagen, daß alles Lernen zur Tugend nicht hinreiche, und es einer *ῥοπή ἀλογος* bedürfe, um die Vernunft vor der Ueberwältigung durch die Leidenschaften zu retten? Und was sollen wir endlich dazu sagen, daß die ganze Analyse des Phädroß sich ausschließlich mit dem ersten Theile oder der Lehre von der Liebe beschäftigt, von dem Inhalte des zweiten oder der Rhetorik kaum beiläufig die Rede ist und der Leser über das Verhältniß beider auch nicht mit einem Worte aufgeklärt wird? Hr Schwalbe meint zwar, dieser Dialog, den er nach der gemeinen Ueberlieferung für Platons erstes Werk hält, enthalte die Keime des Phädon, des Gorgias, und des Parmenides; und von dem ersten kann man es immerhin einräumen; vom Parmenides aber dürfte es schwer zu beweisen sein, und was den Gorgias betrifft, so muß man erst in diesen hineinlegen, was Hr Schwalbe B. I, S. 183 thut: *l'orateur homme de bien ne cherchera donc pas à nourrir ou à soulever les passions qui fermentent dans les ames, il tâchera de les calmer u. s. w.*, um auch nur einen Schatten von der Definition zu finden, die derselbe aus dem Phädroß von der Rhetorik entnimmt: *qui est l'art de persuader par la connaissance de la vérité.*

Wie wenig hiernach für uns aus dieser neuen Bearbeitung der platonischen Gespräche zu gewinnen ist, leuchtet ein; in wie fern sie für Frankreich neben der Cousin'schen überhaupt nöthig war, wollen wir um so weniger entscheiden, als wir uns nie die Mühe genommen haben, den Text der letztern mit dem Originale zu vergleichen, obgleich wir der gegenwärtigen das Zeugniß nicht versagen können,

daß sie, wo wir nachgeschlagen haben, uns treu und sinngemäß erschienen ist. Der Vorrede zufolge scheint sie allerdings ursprünglich nur auf eine Revision der früheren Uebersetzungen von Dacier und Grou abgesehen gewesen zu sein; da diese inzwischen bei Weitem nicht alle Gespräche umfassen, so hat Hr Schwalbe die übrigen ergänzt und auch jene so verbessert, daß das Ganze als seine Arbeit angesehen werden darf. Nur Republik und Geseze fehlen, wie unsere Leser auch schon aus der obigen Uebersicht entnommen haben werden, weil sie schon früher bei demselben Buchhändler erschienen waren; doch hat er wenigstens von der erstern in seiner Einleitung einen weitläufigen Auszug gegeben, wo wir aber freilich auch wieder nicht begreifen, wie er wiederholt von vier Bürgerclassen reden und dieselben gar p. XXIV mit den vier Elementen vergleichen kann, während die Dreitheilung nach den entsprechenden Theilen der Seele eine Grundform platonischer Ethik ist, und *laboureurs artisans und commercants* ihre gemeinschaftliche Stelle in der dritten Classe finden.

K. Fr. H.

U t r e c h t,

bei Remink und Sohn 1843. *Disputatio historico-antiquaria de provinciis Romanorum, quam ... pro gradu doctoratus ... examini submittit Petrus Fontein, Franequera-Frisus.* Acht unpaginierte und 188 Seiten in Octav.

Eine gelehrt aussehende Erstlingsarbeit, die in- zwischen mehr den Charakter einer leichten und gedrängten Uebersicht des Bekannten als einer auf selbständiger Forschung beruhenden Monographie trägt, und deshalb, nachdem sie ihren nächsten Zweck erreicht hat, in der Wissenschaft schwerlich einen Platz

behaupten wird. Höchstens mag sie, da der Verf. eigentlich Jurist ist, dem Philologen einige Nachweisungen aus diesem Gebiete an die Hand geben, oder umgekehrt dem Juristen die Bekanntschaft einiger neuer philologischer Erscheinungen verschaffen können; im Ganzen haben jedoch beide ihren *Sigonius*, über dessen Standpunct auch unser Vf. nicht wesentlich hinausgeht, und was Einzelheiten betrifft, so bieten selbst Compendien wie *Creuzer* und *Fuß* manche Züge dar, von welchen derselbe keinen Gebrauch gemacht hat. Wie ungenau er im Detail verfährt, zeigt z. B. die kurze Erledigung p. 95, wo er vom Gesolge der Statthalter spricht: *quibus omnibus sub imperatoribus accedebant feminae, libera republica exclusae*, mit dem Citate *Sueton. Aug. c. 24*, wo gerade das Gegentheil steht: *ne legatorum quidem cuiquam nisi gravate hibernisque demum mensibus permisit uxorem intervisere*, während er *Tac. Ann. III. 33* und *IV. 20* oder *Juv. VIII. 128* anführen konnte; eben so p. 97: *deinde in itinere faciendo, i. e. provincia ingredienda, ratione (?) viae praescribebantur quaedam, a quibus recedere non licebat praesidibus .. idcirco leges latae erant, quae viam diserte definiebant*, mit Verweisung auf *Cic. ad Att. V. 13* und *VI. 8*, wo nichts weiter zu finden ist, als die nackte Thatsache, daß *Cicero* als Statthalter von *Silicien* über *Ephesus* ein- und ausgereist ist, während der classischen Stelle in *Vatin. c. 5* mit keinem Worte Erwähnung geschieht. Ueber Controversen gleitet er gewöhnlich trockenen Fußes hinweg, wie p. 91 über die *lex curiata de imperio*; in der einzigen, auf die er p. 112—117 etwas näher eingeht, über die Jurisdiction des Senats in politischen Vergehen der Provinzialen zu *Verr. II. 1. 24* gegen *Dirksen's civilist. Abh. B. I, S. 137*,

fand er von seinem Landsmanne Tresling in der
 gediegenen Abhandlung *de Romanorum prudentia
 in populis sub imperium suum subjungendis
 conspicua* (Groningae 1834) genügend vorgear-
 beitet, wogegen er z. B. p. 109 über die Recupe-
 ratoren nicht einmahl die Arbeiten von Huschke und
 Sell kennt, und p. 160 über den Alabarchen und
 Arabarchen außer Barges *de statu Aegypti*, des-
 sen Ansicht er noch dazu sehr mangelhaft excerpiert,
 keinen andern Schriftsteller angesehen hat. Auch
 gleich zu Anfang ist es eben so unzulänglich als
 verkehrt, von dem weitesten Sinne des Wortes pro-
 vincia, in welchem es jeden Beruf bedeutet, aus-
 zugehen und diesen als den ursprünglichen an die
 Spitze zu stellen, indem *vincere* s. v. a. *acquirere*,
consequi sei: unde *provincia proprie id sit, quod
 quis acquirit, consequitur, faciendum v. c. nan-
 ciscitur, munus idcirco*; als ob das Amt oder Ge-
 schäft eine Art von Eroberung heißen könnte; be-
 trachten wir das höchst charakteristische Mittelglied
 der *provinciae quaestoriae*, von welchen Hr Fon-
 stein freilich auch sehr unklare Vorstellungen hat —
 er spricht von vieren, in quas Romani, Italia sibi
stipendiaria reddita, quaestores mittere solebant
 — so kann man wohl kaum zweifeln, daß das
 Wort, welches ursprünglich nur das auswärtige
 Commando eines Magistrats bezeichnete, zunächst
 auf alle durch das Loos unter die öffentlichen Be-
 amten vertheilten Geschäfte überging, und dann erst
 metaphorisch zu jener Bedeutung ausgedehnt ward,
 die, wenn sie auch schon bei den frühesten Zeugen
 der römischen Schriftsprache vorkommt, doch nach
 allen Gesetzen gesunder Sprachforschung nicht die
 älteste sein kann. Was endlich die Aufzählung und
 Geschichte der einzelnen römischen Provinzen betrifft,
 so finden wir auch hier nur das Alte, wie es seit

Sigonius in Duzenden von Büchern und noch neuerdings in dem *Hy Fontein* wie es scheint unbekannt gebliebenen Staatsrechte der römischen Unterthanen von Hopfensack (Düsseldorf 1829) wiederholt ist; wie wenig sich der Verf. auch in dieser Hinsicht von überlieferten Irrthümern zu freier Forschung erhoben hat, zeigt z. B. die längst widerlegte Annahme, daß Achaja schon nach der Eroberung Korinths römische Provinz geworden sei, während sich bis auf Cäsar die deutlichsten Spuren seiner Freiheit nachweisen lassen (Griech. Staatsalterth. §. 190, Note 3); und wenn er auch der Zeit nach über Sigonius hinausgeht, und die Provinzen der Kaiserzeit gleichfalls mit in den Kreis seiner Betrachtung zieht, so geschieht dies doch so aphoristisch ohne alles geographische oder chronologische Princip, daß man deutlich sieht, wie er seine schöne Aufgabe gar nicht nach Gebühr verstanden hat. Was sich auch nach den vorhandenen Vorarbeiten, insbesondere auf dem Grunde der mit verzüngten Kräften auslebenden Epigraphik, für die Einzelgeschichte der römischen Provinzen thun ließe, ist keinem Alterthumsforscher unbekannt; eben deshalb aber glaubten wir unserem Publicum gegenwärtige Anzeige schuldig zu sein, um dasselbe vor der trügerischen Hoffnung zu warnen, als ob hier Etwas in diesem Sinne beabsichtigt oder geleistet worden sei; möge eine richtigere Einsicht in das Bedürfnis der heutigen Wissenschaft den Verfasser, dem wir Talent dazu nicht absprechen wollen, oder einen seiner Altersgenossen recht bald zu einer neuen und selbständigen Arbeit über diesen Gegenstand begeistern!

R. Fr. H.

M a n n h e i m,

bei Bassermann 1844. Von lebenden Würmern und

Insecten in den Geruchsorganen des Menschen. Von Friedrich Tiedemann.

Der berühmte Vf. erfreut uns wiederum durch eine kritische Monographie über einen Gegenstand, dessen Besprechung sehr erwünscht erscheinen muß. Die Naturwissenschaften haben jedem Uberglauben so den Tod geschworen, daß sie mit inquisitorischer Strenge zuweilen auch über Unschuldige den Stab brechen, wenigstens den juristischen Grundsatz, daß man Jeden so lange für einen ehrlichen Menschen halten solle, bis er sich als Spitzbube erwiesen hat, umkehren und jede Geschichte für ein Märchen halten, bis sie 7 Zeugen zur Gewährleistung aufzuweisen hat. So vortheilhaft ein gewisser Grad von Skepsis ist, so wenig wissenschaftlich ist eine Uebertreibung derselben. Haben wir es doch kürzlich erleben müssen, daß ein Chemiker alle Fälle von spontaner Verbrennung für Märchen erklärt, aus dem einfachen Grunde, weil der Körper zu $\frac{3}{4}$ aus Wasser bestehe! Wunderbar! Abends legt sich ein Mensch ins Bett, am Morgen liegen da nur Reste von verbrannten Gliedern, — dieselbe Sache kommt mehrfach vor, — gerichtliche Untersuchungen finden natürlich Statt, — dennoch ist Alles Erdichtung und Märchen, weil der Körper zu $\frac{3}{4}$ aus Wasser besteht. — So hat man auch in neuerer Zeit mehrfach die hier berührten Thatsachen in Zweifel ziehen wollen, und deshalb scheint es mir wichtig, daß ein Naturforscher von Gewicht in seiner bekannten treuen historischen Weise die Fälle zusammenstellt, wo lebende Thiere in den Nasenhöhlen und den damit zusammenhängenden Höhlen gefunden sind. In Bezug auf das Detail muß ich auf das Schriftchen selbst verweisen, welches alles Hierhergehörige in solcher Kürze zusammenstellt, daß ein Auszug einem Nachdrucke ähnlich werden würde. Die Thiere, welche bis jetzt in den besagten Theilen gefunden wurden, sind: *ascaris lumbricoides*, *scolopendra*, *forficula*, Larven von *dermestes*, *musca carnea* und *vomitaria*, *oestrus avinus*, und schließlich Blutegel, deren einer bei beabsichtigtem Ansetzen in die Nase froh und tödtliches Nasenbluten veranlaßte; der andere war ohne Wissen des Kranken hineingekommen und wurde noch ausgenießt. Als Schlußfolgerungen gibt der Verf. die Erscheinungen an, welche solche Thiere hervor rufen, und die zweckmäßigen Mittel sie zu entfernen.

D. Kohnrausch.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Julius 1845.

S t u t t g a r t.

In C. Schweizerbarts Verlagsbandlung 1836 bis 1844. Geologie oder Naturgeschichte der Erde, auf allgemein faßliche Weise abgehandelt, von K. L. v. Leonhard, Geheimenrathe und Professor an der Universität zu Heidelberg. Erster bis fünfter Band. Mit Stahlstichen, colorirten Lithographien und mehreren dem Texte inserirten Abbildungen.

Der gelehrte, durch viele naturwissenschaftliche Schriften berühmte Hr Verfasser beabsichtigt, durch diese ausführliche, von vielfältig abgeänderten Standpuncten ausgehende, Betrachtung der Veränderungen, welche unser Erdball erlitt, und wodurch die Formen hervorgerufen wurden, in welchen derselbe dem aufmerksamen Beobachter gegenwärtig erscheint, allen Gebildeten ein unterhaltendes Handbuch zu überreichen, aus welchem ein Jeder klar und deutlich, eine hinlängliche und gründliche Belehrung über diejenige Wissenschaft schöpfen kann, welche wir Geologie oder Naturgeschichte der Erde be-
nennen.

Daß von dem Herrn Verfasser auch schlechthin 'Populäre Vorlesungen über Geologie' benannte Werk, handelt die darin von ihm aufgenommenen Gegenstände, in 87 Vorträgen, mit einer solchen Umsicht und in einer solchen klaren Reihenfolge ab, daß selbst dem in die zur Auffassung der abgehandelten Gegenstände erforderlichen Vorkenntnisse nicht eingeweihten Leser, Nichts von den in diesem Werke so angenehm und unterhaltend vorgetragenen Materien, unklar und unverständlich bleiben wird.

Es umfassen die Vorträge, welche durch eine große Anzahl von Stahlstichen und durch viele dem Text inserierte Abbildungen geziert und erläutert, ferner zur Erleichterung der Auffindung einzelner in denselben abgehandelter Gegenstände, mit einem ausführlichen Register versehen worden sind, einen so überaus reichen Schatz von allgemein wissenschaftlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen, daß dieselben in keiner Büchersammlung eines auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machenden Mannes fehlen dürfen. Gewis wird jeder Leser derselben durch den anziehenden Vortrag der Schrift gefesselt und durch die unzähligen Erläuterungen und Belehrungen, wovon jede Seite derselben zeugt, zum rastlosen Fortschreiten in dieser Lectüre erregt und angetrieben werden. Kein einziger Leser wird das Werk, ohne vielfache Belehrung empfangen zu haben, aus der Hand legen, von vielen abgehandelten Materien wird er die Lesung wiederholen, ja es wird sich bei ihm gewis, mit jedem durchgelesenen Bande, das Interesse für die abgehandelten Gegenstände steigern, welche ihm so viel Wunderbares vorführen, das von unsern größten Naturforschern beobachtet, aus den besten Quellen zusammengetragen und auf so angenehme

Weise wiedergegeben wurde. Von der ersten, zweiten und dritten Abtheilung des ersten Bandes dieser Geologie ist in diesen Blättern bereits früher (Jahrg. 1837 St. 25) von einem andern Recensenten eine Anzeige geliefert; es wird aber dennoch bei der jetzigen gänzlichen Vollendung des Werkes nicht überflüssig erscheinen, einen kurzgefaßten Ueberblick über den Inhalt des ganzen Cyclus der Vorträge hier vorfinden zu können.

Im ersten Bande enthalten die ersten 8 Vorlesungen, als Einleitung in das Studium dieses Werkes, eine Anzeige der Hilfsquellen und eine kurze: Einführung in die zur Geologie nöthigen Hilfswissenschaften, Physik, Chemie und Mineralogie. Mit der neunten beginnt die Erläuterung des eigentlichen Hauptzwecks mit Erörterung der Frage: 'wachsen heutiges Tages noch Steine?' Die 10te, 11te und 12te Vorlesung handelt von einfachen und gemengten Gesteinen, von ihrer Betrachtung nach Masse und Gefüge, von ihrer Lagerung, von den Merkmalen neptunischer Gebilde, ihrer Altersfolge und Schichtung, die 13te und 14te Vorlesung führen dem Leser die Versteinerungen und ihre Urbilder vor, die 15te und 16te, mit welcher der erste Band geschlossen wird, handeln von Feuergebilden und ihrer Massenbeschaffenheit.

Im zweiten Bande spricht der Verfasser in der 17ten und 18ten Vorlesung von säulenförmigen Absonderungen und Blasenräumen plutonischer und vulcanischer Gesteine, ferner von den Einwirkungen der plutonischen Gesteine auf andere Felsarten: in der 19ten und 20sten von Reibungs-Conglomeraten, von Zerklüftung der Gesteine und den damit zusammenhängenden Phänomenen. Die 21ste Vorlesung enthält Betrachtungen über die Entste-

hung der Erdrinde, die Vorlesungen 22 bis 25 handeln vom allmählichen Emporsteigen und Sinken fester Felsmassen, von der Verbreitung ältester plutonischer Massen, vom Erzreichtum und vom Vorkommen von Edelsteinen in Gneisen, Graniten und Glimmerschiefen, endlich vom Syenit, Feldsteinporphyr, Pechstein, Serpentin, Gabbro und körnigem Kalk. In der 26sten und 27sten Vorlesung wird die Thonschiefergruppe mit den in ihr vorkommenden Versteinerungen und Erzen abgehandelt. In den Vorlesungen 28 und 29 spricht der Verfasser von Grotten und den in ihnen vorkommenden Merkwürdigkeiten. Die Vorlesungen 30, 31 und 32 beschreiben die Steinkohlen-Gebirge, deren gefährvollen Bergbau, und Quecksilber-Lagerstätten im Steinkohlengebirge.

Der dritte Band, welcher so wie die beiden auf ihn folgenden Bände, so reich an interessanten Abhandlungen und Bemerkungen ist, beginnt mit der 33sten Vorlesung, welche das Kupferschiefergebirge beschreibt. Die 34ste, 35ste, 36ste und 37ste Vorlesung handelt von der Gruppe des bunten Sandsteins, des Muschelkalks und des Keupers, von den Steinsalz-Ablagerungen in denselben und vom Erbohren artesischer Brunnen, wofür das Keuper-Gebilde besonders geeignet scheint. In den Vorlesungen 38 und 39 wird das Merkwürdigste der Juragebilde, ihre merkwürdigen Thierreste, ihre Grotten, Knochenbreccien, Steinsalz-Ablagerungen u. s. w. besprochen. Die 40ste und 41ste Vorlesung verhandelt die Gruppen der Kreide und des Quadersandsteins, wobei der Gebirgshebungen gedacht wird, welche sich während der Periode der Entstehung von Kreide und Quadersandstein ereigneten. In der 42sten, 43sten und 44sten Vorlesung ist von Erzgängen, Gangarten, Aenderun-

gen welche Erze und Gangarten erlitten, und von Theorien über das Entstehen der Gänge die Rede. Die Vorlesungen 45 und 46 beschreiben die Gruppe des plastischen Thones, des Grobkalks und Süßwasser = Gypses. Im 47sten, 48sten und 49sten dieser Vorträge werden diluvianische Formationen beschrieben und das Vorkommen von Thiergebeinen, Edelsteinen, Gold und Platinwäschen in Diluvial = Ablagerungen angeführt. In der 50sten Vorlesung ist von postdiluvianischen Gebilden die Rede.

Der 4te Band, welcher an lehrreichen Bemerkungen und Beschreibungen den vorigen Band noch überbietet, spricht in den Vorträgen 51, 52, 53 und 54, von Erhöhungen und Vertiefungen der Erdoberfläche, Gestaltverhältnissen der verschiedenen Welttheile, von Thälern, Gebirgen, den Alpen, Pyrenäen, Karpathen, dem Kaukasus, Ural, Altai, den Cordilleren, dem Himalaja, dem Riesengebirge u. s. w., von Ersteigungen des Montblanc, Mont = Perdu, des Glockners, Ortlers, Ararats, Sinai und des Adam = Pies, endlich von Pflanzen und Thierleben im Gebirge. Die Vorlesungen 55 und 56 zeigen die Beschaffenheit der Atmosphäre und deren Phänomene an, als Winde, Stürme, Orkane, Nebel, Wolken, Thau, Regen, Hagel, Gewitter und Meteorsteine, von welchen letzteren sehr ausführlich gehandelt wird. Die Vorlesungen 57 bis 63 besprechen das Wasser in geologischer Hinsicht, Quellen, Mineralwässer, Bäche, Flüsse, Ströme, Strudel, Wasserfälle, Deltabildung, Seen, Salzseen, Sümpfe, Moräste; das Meer und dessen Straßen, Ufer, Tiefen und Boden, Beschaffenheit des Meerwassers, Thier- und Pflanzenleben in demselben, Leuchten des Meeres, Temperatur desselben, Eissfelder u. s. w., Inseln, den Charakter runder und in die Länge gezogener

Eilande, schwimmende Inseln u. s. w.; endlich wird des Schnees, der Eis- und Schnee-Krystalle, Schneefälle, Schneestürme, der Schneegrenze, Lavinen u. s. w. gedacht. Mit der 64ten Vorlesung schließt sich dieser interessante Band, worin von Gletschern sehr ausführlich gehandelt und viel Interessantes vorgetragen wird.

Der fünfte und letzte Band, unstreitig der interessanteste und am ausführlichsten durchgeführte von allen, handelt von der 65ten Vorlesung bis zur 87ten, oder bis zum Ende des ganzen Werks, von den Vulkanen, ihren Eigenthümlichkeiten, ihren älteren und neueren Erzeugnissen, von ihren Gestaltsverhältnissen, Eruptionen, Lavenergüssen und ihren submarinen Eruptionen. Ferner beschreibt dieser Band den Aetna, die Liparischen Inseln - Ischia, den Vesuv, Eruptionen desselben, Island, dessen Feuerberge, Schwefelberge und Quellen, die Faröer, das griechische Inselmeer, die Azoren, die Halbinsel Kamtschatka und deren Feuerberge, die Aleuten, die Kurilen, japanischen Inseln, Inner-Asien. Das indische Inselmeer: als die Philippi- nen, die Banda-Inseln, die Amboina-Gruppe, die Sunda-Inseln, Java, Sumatra u. s. w. — Die kanarischen Inseln, die Capoverdischen, St. Helena, Ascension, Bourbon, Isle de France u. s. w. Endlich die südamerikanischen Vulkane, in Chile, Bolivia, auf den großen Antillen, Guatimala, auf den Sandwichinseln, Freundschafts-, Gesellschafts- und Marquesas-Inseln u. s. w. Den Beschluß macht die Aufzählung einiger ausgebrannter Vulkane in Auvergne, Velay und Eifel, Niedermendig mit Erwähnung der Verbreitung von Basalten in Frankreich, Italien, Böhmen, am Rhein u. s. w. Das ganze Werk endigt mit einer Theorie der Vulkane, und der Leser bedauert nur, daß damit

die vortrefflichen geologischen Vorträge geschlossen, und nicht noch weiter ausgedehnt worden sind. — e.

E r l a n g e n,

bei Ferdinand Enke 1844. Neue Untersuchungen über den Kretinismus, oder die Entartung des Menschen in ihren verschiedenen Graden und Formen. Herausgegeben von Dr Maffei, practischem Arzt zu Salzburg, und Dr Kösch, K. Württembergischem Oberamtsarzt zu Urach. 2 Bde in Octav.

Erster Band, auch unter dem Titel: Untersuchungen über den Kretinismus in Württemberg von Dr Kösch &c. Mit Anmerkungen von Dr Guggenbühl, Vorsteher der Anstalt zur Heilung von Kretinenkindern auf dem Abendberg in der Schweiz, und einem Vorwort von Dr Georg Säger, Königl. Württembergischem Obermedicinalrath. XVIII und 234 Seiten in Octav.

Zweiter Band, auch unter dem Titel: Der Kretinismus in den norischen Alpen. Von Dr Maffei. X und 202 Seiten in Octav.

Die vorliegenden Untersuchungen über den Kretinismus stellen sich nicht allein als die vorzüglichsten, sondern auch als wirklich gründliche und brauchbare Arbeiten über diesen, für die Geschichte der menschlichen Natur höchst wichtigen, im Allgemeinen aber, namentlich in früherer Zeit, zu wenig beachteten Gegenstand dar. Sie enthalten die Beobachtungen über den Kretinismus in zwei ausgedehnten, hinsichtlich ihrer geographischen und geologischen Verhältnisse, und in Ansehung der Lebensweise ihrer Bewohner merklich verschiedenen Landstriche. Beide Verfasser haben der Lösung ihrer Aufgabe ausdauernden Fleiß, Scharfsinn und menschenfreundliche Vorliebe gewidmet, und mit

den Gefühlen wahrer Hochachtung unterziehen wir uns dieser Anzeige. Beide Monographien ergänzen einander zu einem Gesamtwerke, dessen erster Theil als der allgemeinere, der zweite als der specielle angesehen werden kann.

Der Verf. des ersten Theils, Hr Dr Rösch, war im Jahre 1841 von dem K. Württembergischen Ministerium mit der Untersuchung des Kretinismus im Königreich Württemberg beauftragt. Die, während einer fünfmonatlichen Reise, in 210 Ortschaften von ihm selbst gesammelten Beobachtungen bilden, in Verbindung mit den, über denselben Gegenstand, von allen betreffenden Behörden des Reichs an das Ministerium eingesandten Berichten, die Basis seiner Abhandlung.

Der Vf. des zweiten Theils hat schon im J. 1813 durch eine Inaugural-Dissertation: *de Fexismo specie Cretinismi*, seinen Eifer für die Untersuchung des Kretinismus bewährt, und seit jener Zeit hat er, als Gerichtsarzt, Geburtshelfer und Impfarzt, während eines 25jährigen Aufenthalts in den norrischen Gebirgs-Gegenden und deren Abdachungen, seine günstige amtliche und örtliche Stellung, welche ihm hülängliche Gelegenheit zum fortwährenden Verkehr mit den Kretinen und deren Familien eröffnete, zu einer gründlichen Beobachtung und Untersuchung des Uebels benutzt. Seine Ansichten und Aussprüche verdienen deshalb volle Beachtung, und wir müssen bedauern, daß der Vf. nicht die ganze Summe seiner Beobachtungen, sondern nur seine Erfahrungen über den angeborenen Kretinismus dem Druck übergeben hat, während auch der andere Theil seiner Untersuchungen: über den Kretinismus *a vitae ratione*, zur allseitigen, vollständigen Auffassung des Wesens des kretinischen Zustandes nicht unwichtig gewesen sein würde.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. 122. Stück.

Den 31. Julius 1845.

E r l a n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Neue Untersuchungen über den Kretinismus, oder die Entartung des Menschen in ihren verschiedenen Graden und Formen. Herausgegeben von Dr. Maffei, practischem Arzt zu Salzburg und Dr. Rösch, K. Württembergischem Oberarzt zu Urach. Erster und zweiter Band.'

Nach einer geschichtlichen und literarischen Uebersicht über das Vorkommen des Kretinismus in verschiedenen Ländern und Himmelsgegenden, und der über denselben erschienenen Abhandlungen, finden wir in dem ersten Theil zunächst, unter dem Titel: Geographie und Statistik, eine allgemeine und specielle Beschreibung der geologischen Verhältnisse der einzelnen Kreise und Ortschaften des Königreichs Württemberg, des Zustandes der Vegetation, der Lebensweise, der Nahrungsmittel, Beschäftigungen, Erwerbszweige, der Körperconstitution, des Temperaments, der Sitten und Gebräuche der dortigen Bewohner, des Charakters der gewöhnlichen Krankheiten, und der Veränderungen,

welche in manchen Gegenden, in Ansehung des mehr oder weniger häufigen Vorkommens gewisser Krankheitszustände und des Kretinismus selbst, im Verlaufe der Zeit eingetreten sind. Mit Verwunderung ersieht man aus den Nachrichten über die ungemeine Verbreitung des Kropfes, eines mit dem Kretinismus im engsten, ursächlichen Zusammenhang stehenden Uebels, die erstaunliche Ausdehnung der kretinischen Anlage. Eine tabellarische Uebersicht ergibt, daß die Summe der im höheren und geringeren Grade kretinischen Individuen im Königreich Württemberg, unter einer ungefähren Gesammteinwohnerzahl von anderthalb Millionen, sich zur Höhe von 4967 beläuft. Unter den vom Vf. selbst untersuchten 2901 Kretinen befanden sich 769 im Alter unter 15 Jahren, 1193 von 15 bis 30 Jahren, und 939 von 30 Jahren und darüber. Sieben Zustände werden als Grade und Formen des Kretinismus angeführt: Kropf, verkümmertes körperliches Wachsthum, Abstumpfung der Sinne, Leukäthiopie, Taubstummheit, Blödsinn und der Kretinismus in höchster Potenz.

Der Verf. räumt zwar ein, daß der Kropf nicht überall als ein zum Kretinismus gehöriges Uebel zu betrachten sei, daß namentlich der sporadische Kropf nicht als Zeichen der kretinischen Disposition und Entartung gelten könne, so wie denn auch nicht alle kretinischen Individuen mit einer Vergrößerung der Schilddrüse behaftet sind, und sogar Mangel des Kropfes, namentlich in den schwersten Graden des Kretinismus, nicht selten beobachtet ist; indessen hat sich ihm als sichere Erfahrung herausgestellt, daß der Kretinismus nirgends als eine häufige Erscheinung auftritt, wo nicht zugleich der Kropf ein sehr verbreitetes, entschieden endemisches Uebel ist, und zwar so, daß in dem Maße, in

welchem die Entartung der Schilddrüse allgemeiner und größer ist, auch das Uebel des Kretinismus einen höheren Grad und größere Verbreitung erreicht. Aus diesem Grunde hält er den endemischen Kropf für die erste und wesentlichste Andeutung der kretinischen Entartung. In seltenen Fällen ist der Kropf schon angeboren, gemeiniglich aber erscheint er nicht vor Ablauf des zweiten Jahres. Vom achten Jahre an wird er immer häufiger und größer, und der Verf. sah öfters in Orten, in welchen der Kretinismus einheimisch war, Kinder von 10 bis 14 Jahren schon mit beträchtlichen, sogar hühnereigroßen, harten Kröpfen versehen. Solche Kinder hatten sämmtlich ein leukocephalgmatisches, kachektisches Aussehen, waren körperlich und geistig träge, und der Entartung nahe oder wirklich schon anheimgefallen. In mehreren dergleichen Orten fand er kaum $\frac{1}{10}$ der mehr erwachsenen Schulkinder von Anschwellungen der Schilddrüse frei.

Der ganze Körper der kretinischen Individuen ist meistens ungleichmäßig, mangelhaft ausgebildet, und verkümmert: aus diesem Grunde betrachtet der Verf. das verkümmerte Wachsthum als eine besondere Form des Kretinismus, auch in Fällen, in welchen außerdem keine bedeutende Gebrechen, namentlich in der Sphäre des psychischen Lebens, vorkommen. Die Größe der Kretinen ist gewöhnlich unter der mittleren, und wir finden hier drei Beobachtungen von zwergartigen Personen, deren Größe wenig mehr als 3' betrug, mitgetheilt.

Als dritter Grad des Kretinismus ist der Stumpfsinn bezeichnet, welcher zugleich das körperliche und das geistige Leben niederdrückt. Die Wirksamkeit äußerer Verhältnisse für die Entwicklung oder Heilung des Kretinismus fällt bei dieser Classe am

meisten in die Augen, indem derartige Individuen, wenn ihnen eine sorgfältige körperliche und geistige Erziehung zu Theil wird, zur Erfüllung des einfachsten, alltäglichen Berufs tauglich werden können, während sie durch Vernachlässigung in gänzliche körperliche Apathie und Geistesnacht versinken.

Bei mehreren Geschwistern einer Familie, in einem vom Kretinismus heimgesuchten Orte, traf der Verf. Leukäthiopie, zugleich mit zurückgebliebener körperlicher und geistiger Entwicklung; in einer anderen Familie desselben Orts war Leukäthiopie, bei übrigens völlig normaler Entwicklung, vorhanden. Obgleich nun bei der Seltenheit der Leukäthiopie, das Zusammentreffen dieses Bildungsfehlers mit dem Kretinismus für ein zufälliges angesehen werden könnte, so rechnet doch der Verf., vielleicht durch das bekannte Dafürhalten Troxler's bewogen, auch diese Abnormität unter die Arten des Kretinismus, indem er zugleich bemerkt, daß Kretine häufig Gesichtsschwäche und Lichtscheue unterworfen sind, und daß auch außerdem andere Fehler des Gesichtes: Amblyopie, Cataracte, Mangel der Regenbogenhaut bei ihnen vorkommen. Letzteren Mangel beobachtete er zwei Mal. In beiden Fällen befand sich an der Stelle der Regenbogenhaut eine dunkle, schwarzblaue Membran, welche von ihm für die an deren Platz getretene Choroidea (!?) gehalten wird. In dem Vorwort äußert indessen Hr. Obermedicinalrath Säger die Ansicht, daß die Leukäthiopie mit der kretinischen Entartung wenig gemein habe. In ähnlicher, aber noch bestimmterer Weise spricht sich der Verf. des zweiten Theils aus, indem seine Prüfungen ergaben, daß unter 26 von ihm beschriebenen Kretinen, 10 ein gutes und sehr gutes, 11 ein mittelmäßiges, und nur 4 ein anscheinend schwaches Auge hatten;

sogar traf er unter allen Kretinen keinen einzigen Blinden.

Auch die Taubstummheit, die angeborene Uebelhörigkeit und das Stammeln sind als Grade des Kretinismus angeführt, wobei es sonderbar ist, daß in der Regel die geistige Unvollkommenheit um so geringer sein soll, je vollständiger die Taubstummheit ist. Die arge Verbreitung dieses Uebels in manchen Gegenden, namentlich im St. Gallischen Rheinthale und im Canton Graubünden, bestätigt Hr Dr Guggenbühl in einer Note, und er fügt hinzu, daß er in den Dörfern St. Margaretha, Ragaz, Trimmis, Ravis u. s. f. mehrere hundert Individuen fast ausschließlich unter dieser Form des Kretinismus gesehen habe.

Bei der Behandlung der sechsten Form des Kretinismus, des Blödsinns, ist auch auf das Verhältniß des Schädels Rücksicht genommen, und der Verf. theilt zugleich seine Ansichten und Erfahrungen in Betreff der Zuverlässigkeit der Kranioskopie mit. Hierauf folgt die Beschreibung des Zustandes, welcher als höchste Entwicklung des Kretinismus alle Formen und Grade, in abschreckender Weise in sich vereinigt. Obgleich die Classe dieser Unglücklichen am wenigsten zahlreich ist, so umfaßt sie doch im Bereiche des Königreichs Württemberg, 144 Individuen, von denen der Verf. 135 mit eigenen Augen gesehen hat.

Kretine sind fieberhaften und epileptischen Krankheiten um so weniger unterworfen, je torpider und unempfindlicher sie sind; von den epidemischen Kinderkrankheiten aber bleiben sie nicht nur nicht verschont, sondern ihr Zustand kann sogar durch dieselben verschlimmert werden, so wie auch die Entartung selbst bisweilen von dergleichen Krankheiten ihren Anfang nimmt. In directer Bezie-

hung aber zum Kretinismus soll die Scrofelsucht stehen, welche in allen ihren Gestalten mit Einfluß der Rhachitis, in allen Gegenden und Orten zu Hause sei, wo der Kretinismus entschieden häufig und endemisch sich zeige. Dem endemischen Auftreten des letzteren soll sogar eine allgemeinere Verbreitung der Scrofelsucht und ein häufigerer Ausbruch ihrer schlimmeren Formen stets vorher gehen, wie denn auch die Kretine selbst häufig mit ausgesprochenen Scrofelformen, scrofulösen Geschwüren, Pädarthrocace, freiwilligem Hinken, scrofulösen Augenentzündungen, Flechten u. s. w. behaftet seien.

Die nächste Ursache sucht der Verf. in einer angeborenen Anlage, deren erste Entstehung wahrscheinlich von der frühesten Grundlegung datiere, und die, nach der Geburt, unter dem begünstigenden Einfluß gelegentlichlicher, dem Organismus nachtheiliger, Momente zur weiteren Entwicklung gedeihe und die sichtbare Entartung veranlasse. Diese Anlage sei begründet 'a) in der Eigenthümlichkeit ganzer, oft weit verzweigter Familien, b) in der besondern Beschaffenheit der Eltern, c) in dem Momente der Zeugung, d) in den Einflüssen, welche während der Schwangerschaft auf die Mutter und auf den Fötus in ihrem Schooße Statt finden.' Wenn nun aus der Geschichte der Generationen der wichtige Einfluß angeerbter Familieneigenthümlichkeiten, und gewisser hervorstechender Eigenschaften der Eltern auf die Bildung und organische Thätigkeit der nachfolgenden Geschlechter unzweifelhaft erhellt, so dürfte es doch ungewiß sein, ob die bisherigen Erfahrungen ausreichen, um, mit dem Verf., auch gewissen vorübergehenden, den Moment der Zeugung und den Verlauf der Schwangerschaft begleitenden Umständen eine bestimmte

Bedeutung für die Hervorbringung der Kretinischen Anlage beizumessen. Auch die vom Verf. aufgestellte Behauptung, daß die Kretinische Organisation des Vaters, unter gleichen übrigen Umständen eine größere Entartung der Kinder nach sich ziehe, als die der Mutter, dürfte nur durch eine größere Anzahl von Erfahrungen begründet werden können. Zwar sind dafür einige Beobachtungen angeführt; allein dieselben stehen zu sehr vereinzelt, und es läßt sich ihnen die aus Biographien berühmter Männer historisch zu begründende Erfahrung entgegenstellen, daß nicht bloß die körperlichen Eigenschaften, sondern sogar die höheren und höchsten geistigen Anlagen ungewöhnlich begabter Mütter häufig in ausgezeichnete Weise auf die Kinder übergegangen sind. Nicht minder schwierig möchte der Beweis zu führen sein, daß die Eigenthümlichkeiten der Mutter mehr den Söhnen, die des Vaters aber den Töchtern zu Theil werden. Auch können wir dem von den Müttern zur Entschuldigung der Deformitäten ihrer Kinder, häufig in Anspruch genommenen Versehen, an der in neuerer Zeit mitunter beobachteten schnellen Ausbreitung des Kretinismus, in vorher davon frei gewesenen Ortschaften, einigen Antheil nicht zugestehen.

Die Beschaffenheit des Trinkwassers, worin häufig die Ursache des Kropfs und des Kretinismus gesucht ist, hat der Verf. auf seiner Reise fast allenthalben geprüft, ist aber hierdurch zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieselbe an der Erzeugung der beiden Krankheitszustände keinen Antheil hat. Das unleugbar wichtigste und wesentlichste Moment für die Entstehung des Kretinismus ist der Grad der Erhebung der Ortschaften über das Meer, und ihre verhältnismäßige Erhebung gegen die Umgebung und die Terrainbildung. In Württemberg

erhebt sich der Kretinismus meistens nicht über 1300' über der Meeresfläche. Am häufigsten zeigt er sich in engen und tiefen Thälern, und in von allen Seiten vertieften, unebenen, wellenförmigen Thalsohlen, wobei jedoch auf die Richtung der Thäler nichts ankommt. Die Orte, welche mitten im Thale stehen, sind dem Kretinismus weniger ausgesetzt, als die zunächst an den Thalwänden liegenden und an denselben heraufgebaueten. Außerdem steht die Entartung zu dem Wasserreichtum der Thäler, zu den Hindernissen des Wasserabflusses und zu der Häufigkeit der Ueberschwemmungen im Verhältniß.

Als Maßregeln zur Verhütung und Ausrottung des Kretinismus empfiehlt der Verf.: Entwässerung der Niederungen, Befolgung einer angemessenen Bauordnung, Entfernung hoher, dickbelaubter Bäume aus der unmittelbaren Nähe der Wohnungen, Reinigung der Trinkquellen, Einschränkung des Branntweingenußes, gute Nahrungsmittel, Reinlichkeit, Verbesserung der Kinderpflege und Kindererziehung, und rücksichtsvolle Behandlung der Schwangern. Als Heilmittel des eintretenden Kretinismus aber ist, in Uebereinstimmung mit den günstigen neueren Erfahrungen, die Versekung der Kinder in hochgelegene Wohnplätze, verbunden mit einer der körperlichen und geistigen Entwicklung angemessenen Erziehungsweise gerühmt worden.

Der zweite Band, eine treffliche Arbeit des Hn Dr Maffei, beginnt mit der ausführlichen anschaulichen Beschreibung des Lebens und Treibens von 26 gradweise verschiedenen Kretinen, durch welche der aufmerksame Leser in den Stand gesetzt wird, sich ein selbständiges Urtheil über die Natur der Entartung zu bilden. Hierauf schildert der Verf. mit großer Präcision und Ausführlichkeit, alle ein-

121. 122. St., den 31. Julius 1845. 1217

zelnen körperlichen Eigenschaften und Fähigkeiten der Kretinen, und die hiernach folgende, nicht minder genaue Darstellung des Verhältnisses ihrer geistigen Eigenschaften, Fähigkeiten und Neigungen erweist sich als das mühsam gewonnene, aber interessante Ergebnis einer Jahre lang fortgesetzten, vorurtheilsfreien Beobachtung jener unglücklichen Menschenclasse, und der nahen Berührung, in welcher der Verf. zu ihr gestanden hat. Sehr gelungen ist die Vergleichung der Aeußerung des Kretinismus in den verschiedenen Lebensperioden, des kindlichen, des erwachsenen und des höheren Alters. Der dritte und letzte Theil des Bandes enthält eine kritische Beleuchtung und Würdigung der Ursachen, welche bei den Bewohnern der norischen Alpen, auf die Entstehung und Ausbildung des Kretinismus Einfluß haben können, in deren Hinsicht wir die reiche Erfahrung und das vorsichtige, dabei aber sichere Urtheil des Hrn Verfs abermahlß zu rühmen uns gern genöthigt sehen, und wir bemerken nur noch, daß die Uebereinstimmung der beiden, unter verschiedenen Umständen beschäftigt gewesenen Verff. in Ansehung aller wichtigeren, das Wesen und die Veranlassungen des Kretinismus betreffenden Punkte an und für sich schon für die Richtigkeit ihrer Ansichten ein günstiges Zeugniß ablegt.

Herbst.

Z ü r i c h.

Im Verlage von Meyer und Zeller 1844. Die Selbständigkeit und Abhängigkeit des sympathischen Nervensystemes durch anatomische Beobachtungen bewiesen von A. Kölliker. Ein akademisches Programm. 40 Seiten in Quart.

Die Untersuchungen, welche uns in dieser Schrift

vorliegen, sind zwar größtentheils nur Wiederholungen solcher, die auch von Andern angestellt wurden, es sind aber mühsame feine Untersuchungen und somit die Arbeit schon willkommen, wenn sie auch nur Bestätigungen schon ausgesprochener Resultate enthielte. Da fast alle die Verhältnisse, welche die Schrift bespricht, im gegenwärtigen Augenblicke Gegenstand sehr lebhafter Discussion sind, so ist jeder competente Forscher, der zu den Bearbeitern der Sache hinzutritt, von Werth. Außerdem aber findet man natürlich bei einem Zeden, der ruhig eine, von manchen Andern zum Theil nicht ohne Leidenschaft behandelte Sache aufnimmt, die Neigung und Fähigkeit die Ursachen, welche das bestehende Mißverständnis veranlassen, aufzudecken. Damit ist denn auch die Stellung von Kölliker's Arbeit bezeichnet. Derselbe ist den Untersuchungen von Volkmann und Bidder nachgefolgt. Er hält den Versuch, anatomische Unterschiede zwischen den sympathischen Fasern und den vom Hirne und Rückenmark kommenden aufzustellen, für unglücklich, stimmt aber mit jenen in den Ansichten über den Sympathicus demungeachtet und zum Theil aus neuen, zum Theil aus den von ihnen selbst gelieferten Gründen überein. Er theilt also gewisse Einwendungen mit Valentin, während er dessen Resultate widerlegt. Die Untersuchungen von Volkmann und Bidder über das Durchmesserverhältniß zwischen den Strängen, die als Wurzeln des Sympathicus an dem Cerebrospinalcentrum betrachtet werden können, und den Ästen des Sympathicus in die Eingeweide u. s. w., so wie manches über den Verlauf der Fasern in diesen Strängen von Jenen Gefundene, bestätigt er. Auch habe Valentin die Resultate aus den Messungen mit Unrecht durch die Behauptung ver-

dächtigt, daß Volkmann und Bidder die Remak'schen Fasern mit den feinen Nervenfasern verwechselt hätten. Vielmehr sei diese Verwechselung Valentin selbst begegnet. Die Remak'schen Fasern verwirft Kölliker durchaus als Nervenfasern, indem er dieselben nur in die Scheiden der Ganglienfugeln übergehen sieht, während echte Nervenfasern aus den Ganglien selbst entspringen. Noch wichtiger ist der andere Grund, daß nicht nur eine Verbreitung derselben in die Gewebe, gleich der der übrigen Fasern nicht zu finden, sondern bei den nackten Amphibien und Fischen dieselben sogar auch in den Nervenstämmen und in der Nähe der Ganglien vorkommen, weiterhin verschwinden.

Eine wichtige Bervollständigung erfährt die Volkmann-Bidder'sche Ansicht über den Ursprung von Nervenfasern in den Ganglien durch die Nachweisung des Ursprunges derselben an den Ganglienfugeln. Hier kommt Kölliker mit den von Helmholtz und Will bei Wirbellosen, von Hannover bei Wirbelthieren und Wirbellosen gemachten Beobachtungen (welche auch schon Joh. Müller S. 528 und 529 der vierten Auflage seiner Physiologie Bd. I zusammengestellt hat) überein. Er unterscheidet, wie Hannover, Ganglienfugeln ohne und mit Fortsätzen. Diese Fortsätze gehen in feine Nervenfasern über, indem sie in einer kleinen Entfernung vom Ganglienkörperchen (selten ganz nahe dabei, aber auch selten über 0,015'' davon entfernt) plötzlich ihr Aussehen in das der Nervenfasern umändern. Diese Beobachtung an den Ganglien (sowohl denen des Sympathicus als den spinalia) bei Fröschen angestellt, sind ferner gelungen am Ganglion Vagi der Fische, dem G. ciliare der Rake, den Spinalganglien der Schildkröte und Rake, dem G. Gasseri der Rake und des Meer-

schweinchenß, dem G. thoracic. quart. der Rake. Aber es gehören viele Bemühungen dazu, um die Anschauung einmahl zu gewinnen. Die Scheiden der Ganglienkugeln kann man durch Essigsäure durchsichtiger machen u. s. w. — — Ueber die Vertheilung der feinen Fasern in den Nerven greift der Verf. die Zulässigkeit einiger Regeln an, welche Volkmann und Bidder gefunden zu haben glauben, und führt dagegen zum Theil ihre eigenen Zählungen an. Daß Vorwiegen dicker Fasern in den motorischen Nerven z. B., der bedeutende Antheil feiner in den sensibeln und namentlich die numerischen Verhältnisse, wie Volkmann und Bidder sie angeben, lassen sich nicht behaupten. Der Sympathicus würde nach Kölliker aus feinen und einigen dicken Fasern bestehen. Die feinen entspringen zum Theil aus den Ganglien. Ein anderer Theil derselben und die dicken kommen von Rückenmark und Gehirn. Die feinen Fasern, welche in den Wurzeln der Rückenmarksnerven vorkommen, mögen sich zum Theil unmittelbar mit diesen Nerven verbreiten, so daß also für den Sympathicus eine noch größere Anzahl eigenthümlicher Fasern zu berechnen sind. Ueber den Verlauf der in den Ganglien entspringenden Fasern ist Kölliker der Ansicht, daß die der sympathischen theils zu den Eingeweiden, theils zu den vordern Aesten der Rückenmarksnerven gehen, während die der Spinalganglien theils durch die Verbindungsäste in den Sympathicus eingehen, theils den rami posteriores der Spinalnerven sich anschließen. 'Als unausgemittelt ist dagegen zu betrachten, ob die sympathischen Ganglien auch Fasern an die hintern Aeste der Spinalnerven und die Spinalganglien solche an die vordern Aeste abgeben, ferner ob die feinen Fasern, die aus dem Rückenmarke

121. 122. St., den 31. Julius 1845. 1221

kommen, zum Sympathicus, oder zu den Spinalnerven oder zu beiden gehen, und ebenfalls nicht festgestellt ist es, welchen Weg die mit den Spinalnerven verlaufenden feinen Fasern nehmen, obschon sich aus der großen Menge feiner Fasern in den Stämmen sensibler Nerven der Schluß ziehen läßt, daß sie vorzugsweise mit diesen Nerven sich verbreiten.'

Verf. nimmt nun an, daß auch die aus den Ganglien entspringenden Fasern, wie die Cerebrospinalfasern sich in solche theilen, die centripetal, und solche, die centrifugal wirken, daß Reflex in den Ganglien selbst geschehen könne. Zur Bestätigung dessen beruft er sich besonders auf die neuen Beobachtungen von Bidder (Müll. Archiv 44), auf Beobachtungen von Henle, und auf solche von Volkmann (Müll. Archiv 44. p. 426 ff.) und dem Verf. selbst am Herzen. Kölliker findet, daß einzelne Stücke des Herzens ihre pulsierende Bewegung beibehalten, wenn sie nicht von dem Theile getrennt sind, welcher Ventrikel und Aurikel verbindet.

Abbildungen vermißt man. Indessen hat ja Hannover in den Mikroskopische Untersögelser af Nervesystemet sowohl cerebrospinale als sympathische Ganglienkörper mit ihren Uebergängen in Nervenfasern abgebildet. Bergmann.

L o n d o n,

Printed for Longman, Brown, Green and Longmans 1843. Medico - chirurgical transactions, published by the royal medical and surgical society of London. 2d series Vol. the 8th. (Vol. the 26th).

Der Werth dieser von der Königl. medicinischen und chirurgischen Gesellschaft in London her-

ausgegebenen Abhandlungen für die wissenschaftliche und practische Medicin ist längst anerkannt. Eine Anzeige des vorliegenden jüngsten Bandes derselben kann sich daher darauf beschränken, die darin enthaltenen Abhandlungen kurz mitzutheilen und einige ihrer Hauptresultate dem deutschen ärztlichen Publicum vorzuführen.

Den Anfang macht ein Fall von Paralyse ohne Verlust der Empfindung, veranlaßt durch eine organische Veränderung der Medulla cervicalis, mitgetheilt von Dr J. Webster (S. 1—18), mit anatomischer und mikroskopischer Untersuchung, der, keines Auszuges fähig, der Aufmerksamkeit der Nervenpathologen zu empfehlen ist. — J. Ch. Graham Rice. Fall von Absceß mit Ablagerung von Concretionen in den Bronchialdrüsen, der in den linken und rechten Bronchus und Oesophagus aufbrach und tödtlich verlief (S. 19 bis 28). — J. C. Grisey über congestive Pneumonie nach chirurgischen Operationen, Krankheiten und Verletzungen (S. 29—50). — G. Robinson, Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen einem vermehrten Druck des Blutes in den Nierengefäßen und der Gegenwart gewisser abnormer Substanzen in dem Urin (S. 51—79). Der Verf. beweist durch sehr interessante Versuche, wie sie zur Begründung einer rationellen Pathologie häufiger angestellt werden sollten, daß alle Ursachen, welche eine vermehrte Anhäufung des Blutes in den Nieren und damit einen vermehrten Blutdruck in diesen Organen hervorbringen (wie Unterbindungen der Nierenvenen, Exstirpationen der einen Niere und Unterbindungen der Aorta unterhalb der Abgangsstelle der Nierenarterien), den Urin bald mehr bald weniger eiweißhaltig machen. Diese Versuche führten also zu denselben

höchst interessanten Resultaten, wie die ähnlichen in Deutschland von Meyer angestellten (Roser und Wunderlich's Archiv f. physiol. Heilkunde. 1844. Heft 1. S. 119). — Wilson, über einen ungewöhnlich großen Gallenstein, der durch das Rectum ausgeleert wurde (S. 80 — 85). Die chemische Untersuchung ergab, daß dieser Stein aus einem Kern von Cholestearin mit einer Hülle von verdickter Galle bestand. — G. Gulliver über die fettige Entartung der Arterien, mit mikroskopischer Untersuchung und Abbildungen, nebst Bemerkungen über einige andere fettige Entartungen (fettige Entartung des Hoden, Fettleber) S. 86 — 99. — H. Bence Jones Bemerkungen über die im St. George Hospital befindliche Sammlung von Harnsteinen (S. 100 — 111). — Bloyam, Fall von Verschwärung der Vena jugularis interna, welche mit einem Absceß comunicierte (S. 112 — 114). — D. Clayton, über eine hysterische Affection des Stimmapparates, mit mehreren Fällen (S. 115 — 119). — R. Liston Excirpation einer erektilen Geschwulst in der Kniekehle (S. 120 — 132). — R. A. Frogley, zwei Fälle von Osteosarcom des Schenkels, mit Abbildungen (S. 133 — 144). — H. Hunt, Bemerkungen über den Mundkrebs (Cancrum oris) S. 142 — 153. — W. Crowfoot, Fall von Verschwärung der Lungenarterie bei einem Lungenabsceß (S. 154 — 158). — J. Luke, Fälle von eingeklemmten Brüchen, die 'en masse' reducirt wurden (S. 159 — 187). — J. Glendinning, Bemerkungen über die arzneilichen Wirkungen der indischen Cannabis sativa (S. 188 bis 210). Dieses Mittel soll schmerzstillend und schlafmachend wirken, die Irritation vermindern, Krampf und Husten aufheben u., ohne dabei Appetitlosigkeit und Indigestion zu verursachen. —

H. B. Jones über die Gegenwart von Zucker im Blute Diabetischer (S. 211 — 215). Der Verf. konnte durch das Trommer'sche Mittel keinen Zucker im Blute nachweisen. — R. Liston einige Beobachtungen über Hydrocele cystica (S. 216 bis 222). Die Flüssigkeit enthielt Spermatozoen. Daran schließt sich eine spätere Mittheilung von G. A. Lloyd, über die Gegenwart von Spermatozoen in der Flüssigkeit der Hydrocele (S. 368 — 373). — G. W. Bell Mittheilungen über eine Epidemie, welche im Januar und Februar 1842 in Teheran herrschte (S. 223 — 237). Die Krankheit, scheinbar eine Apoplexie, war mehr nervöser Natur und besserte sich schnell beim Gebrauch von Eisen. — J. Dalrymple, über die (so genannte) Verknöcherung von Balggeschwülsten, mit Abbildungen (S. 238 — 241). — Th. Hodgkin, über die anatomischen Charaktere einiger Neubildungen, ein Versuch, die Beziehung zwischen den mikroskopischen Charakteren derselben und denjenigen Verhältnissen nachzuweisen, welche dem unbewaffneten Auge sichtbar sind (S. 242 — 285); enthält eine Vertheidigung und weitere Begründung der bekannten Ansichten des Vfs, daß manche pathologische Neubildungen aus Cysten entstehen. — Sir B. C. Brodie, Mittheilung eines Falles, wo ein fremder Körper im rechten Bronchus saß (S. 286 — 297). — J. Lymbree, zweite Reihe von Beobachtungen über Pathologie des Ohres, gegründet auf 120 Zergliederungen dieses Organes (S. 298 — 335). Die erste Reihe der Beobachtungen des Vfs befindet sich im 24. Bde der Transactions. — A. Shaw, über den Einfluß der Rhachitis auf das Wachsthum des Schädels (S. 336 — 367). — Eine Abhandlung v. J. Webster, die Statistik des Bethlem Hospitals mit Bemerkungen über den Wahnsinn (S. 374 — 416), bildet den Schluß dieses Bandes.

J. B.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 2. August 1845.

S t u t t g a r t ,

J. G. Cotta'scher Verlag 1844. Regesta Imperii inde ab anno MCCXLVI ad annum MCCCXIII. — Die Regesten des Kaiserreiches unter Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. 1246 bis 1313. Neu bearbeitet von Joh. Friedrich Böhm er. X und 380 Seiten in gr. Quart.

Mit großer Freude begrüßen wir dieses neue Werk des hochverdienten Verfassers, ein Werk, welches auf lange Zeit die unentbehrlichste und tüchtigste Grundlage zunächst für die deutsche Reichsgeschichte einer wichtigen Periode sein wird, doch auch für die Specialgeschichte der Provinzen, Städte u. s. w. sehr brauchbar. Wie sehr die Arbeit gegen die 1831 erschienenen, alle früheren Arbeiten dieser Art weit übertreffenden Regesta (911—1313) unserß Verß gewonnen hat, zeigt schon der äußere Umfang. In jenen Regesten wurden auf den betreffenden (nur 75) Seiten 1560 Urkunden der

Könige und Kaiser besprochen; jetzt werden uns noch einmahl so viel, nämlich 3118 Urkunden derselben Regenten Deutschlands in sorgfältigen Auszügen vorgelegt, und es sind gegeben von K. Wilhelm statt (1831) 178 Nummern jetzt 287, von Richard st. 79 jetzt 128, von Rudolf st. 592 jetzt 1140, von Adolf st. 221 jetzt 400, von Albrecht st. 255 jetzt 601, von Heinrich VII. st. 235 jetzt 562; ferner gehen diesen voraus 14 Nummern von K. Heinrich Raspe, und beigelegt sind noch 343 Nummern der Päpste (1245 — 1314) und 311 Nummern Reichssachen *), so daß wir in dem vorliegenden Bande für einen 68jährigen Abschnitt der deutschen Reichsgeschichte die ansehnliche Zahl von 3786 Urkunden excerpiert und nachgewiesen finden. Die neu hinzugekommenen Urkunden sind nicht bloß aus gedruckten, bei der ersten Bearbeitung der Regesten übersehenen oder erst seitdem erschienenen Büchern entnommen, sondern nicht wenige, vorher ganz unbekannte und zum Theil sehr wichtige sind aus den Archiven und Bibliotheken Deutschlands und der Nachbarländer gesammelt auf den wissenschaftlichen Reisen des Verfs, oder mitgetheilt aus den reichen Vorräthen der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und von mehreren Geschichtsfreunden.

Doch nicht allein durch den äußeren Umfang und die größere Zahl der Urkunden, sondern auch innerlich und in der Bearbeitung des Stoffes hat das neue Werk bedeutende Vorzüge vor der früheren Arbeit des Verfs, und entspricht in seiner gegenwärtigen Gestalt in höherem Grade den gesteigerten Anforderungen unserer Zeit: nicht nur sind die

*) Darunter sind auch 13 Urkunden des K. Alfons enthalten und nachgetragen.

Auszüge vollständiger und mit manchen trefflichen Bemerkungen ausgestattet; auch aus den gleichzeitigen Geschichtschreibern sind hierher passende Thatfachen eingereiht und mit Nachweisungen und Erläuterungen versehen; über wichtigere Punkte sind selbst kleine Abhandlungen eingestreut; jeder König ist mit einem Vorwort eingeführt, und das Einzelne ist durch Vor- und Rückblicke so in Verbindung gebracht, daß der Zusammenhang des geschichtlichen Verlaufs deutlicher hervortritt. Mit gerechtem Selbstvertrauen spricht der Verf. es aus, daß sein Buch nun dem Geschichtsforscher eine ganze Bibliothek ersetzt, und daß ein solcher in den meisten Fällen auskommen wird, wenn er noch den vierten Band der *Monumenta Germaniae historica* zur Hand hat. Eine wesentliche Verbesserung ist es auch, daß bei Hoftagen und andern wichtigen Ereignissen und Verhandlungen die bedeutendsten Zeugen angegeben sind, wodurch man eine bessere Kenntniß von den theilnehmenden Personen gewinnt. Weniger einverstanden können wir damit sein, daß es dem Verf. nicht gefallen hat, die Zeitdaten in ihrer ursprünglichen Form mitzutheilen, und was er zur Entschuldigung seines Verfahrens anführt, wird schwerlich ihm selbst völlig genügen. 'Jener Mittheilung,' sagt er, 'habe ich mich enthoben, weil man meinen Reductionen im Ganzen Vertrauen beimessen darf, und weil in einzelnen Fällen das Datum aus den vollständigen Abdrücken entnommen oder bei ungedruckten Urkunden von mir oder den betreffenden Archiven erfragt werden kann.' — Die Beifügung der 343 päpstlichen Urkunden, so wie der in der letzten Abtheilung unter der Ueberschrift Reichsachen enthaltenen Stücke, ist durch ihre Wichtigkeit hinläng-

lich gerechtfertigt. Möge es dem Verf. gelingen, eine geistliche Corporation (ein Stift in Oestreich, wie er meint) zu vermögen, wenn auch nicht durch vollständigere Ausbeutung der hochwichtigen Original-Kanzleibücher (Regesten) der Päpste *), wenigstens durch Zusammenstellung der zerstreuten päpstlichen Urkunden (aus Baronius, Raynald u. A.) sich ein entschiedenes Verdienst und allgemeinen Dank zu erwerben.

Unbedingt verdient es Lob, daß der Verf. aus allen gleichzeitigen Geschichtschreibern, oft mit wörtlicher Mittheilung der Stellen, die Thatsachen, welche sich nach Zeit und Ort an die Könige knüpfen, eingereicht, auch durch Verbindung mit den Urkunden viele Angaben genauer, manche zum ersten Male richtig bestimmt hat. Durch fortwährendes Citiren der Quellen bei den Hauptvorgängen ist das Buch gleichsam ein Repertorium über die betreffenden Geschichtschreiber dieser Zeit geworden, deren bedeutendste der Vf. in den Bänden seiner *Fontes rerum Germanicarum*, deren erster 1843 erschien, vollständig herausgeben will. In der Einleitung zu jedem Könige ist, außer der Bestimmung der Zeit und des Ortes der Wahl, eine Uebersicht der Wahlverhandlungen, eine Schilderung der Persönlichkeit des Gewählten und seiner Stellung, und ein Urtheil über seine Leistungen, auch Nachweisungen über sein Kanzleiwesen und endlich über die Quellen seiner Geschichte gegeben. Diese, so wie die bei den Urkundenausgängen eingestreuten Erörterungen und Bemerkungen werden vielfachen Nutzen gewähren, und jeden-

*) Hier ist die reichste archivalische Ernte zu machen auf der ganzen Erde: wann wird aber die Zeit kommen, und wo sind die Schnitter?

falls anregend wirken, auch wo man sich bewogen fühlen könnte, der Ansicht des Verfs nicht ganz beizupflichten. Da das Buch ein Nachschlagebuch sein soll, so sind einzelne Wiederholungen nicht vermieden, unter welche, wie der Verf. gesteht, selbst einige kleine Widersprüche sich eingeschlichen haben. Ein besonderes Register ist nicht beigegeben, da das ganze Buch in gewissem Sinne ein Register ist, und ein Geschichtsforscher oder ein Freund gründlicher Geschichte, wie zu rathen und zu erwarten ist, bald so vertraut mit demselben sein wird, wie ein guter Schüler mit seinem Schulbuche. Zum bequemen Citieren sind die Urkunden der einzelnen Könige am Ende mit Nummern versehen, so daß man z. B. angeben kann Reg. Rud. 69. — Berichtigungen und Ergänzungen verspricht der Verf. nachzuliefern, sobald sie sich hinlänglich gehäuft haben, um damit einige Bogen zu füllen, für deren Einfügung in den Band man am Schlusse vom Buchbinder einen Falz einlegen lassen kann. An Stoff zu solchen Nachträgen wird es dem fleißigen Verf. nicht fehlen. Das soll aber kein Vorwurf sein; im Gegentheil ist es mit dem aufrichtigsten Dank zu erkennen, daß uns schon jetzt eine so reiche Gabe beschert ist, wie kein Andern sie uns gewährt haben würde.

Als Grund, weshalb er sich zunächst diese Periode zur Bearbeitung ausgewählt habe, bezeichnet der Verf. die große Wichtigkeit derselben für das Gesamtschicksal der deutschen Nation. Ein anderer Band der Kaiserregesten (wir erwarten ihn mit Sehnsucht) soll die Stausen enthalten, einschließlich Manfred und Conradin. — Zur Orientierung entwirft der Vf. S. VI ff. der Vorrede in kräftigen Grundzügen eine Skizze der deutschen

Reichsgeschichte und ihrer Perioden und Phasen bis auf die neueste Zeit. Darauf weiter einzugehen scheint hier der Ort nicht zu sein. Nur das werde bemerkt, daß mit Recht nicht der Vertrag von Verdun, nicht der Tod Karls des Dicken, sondern die Erhebung des sächsischen Hauses auf den Thron als Anfang des zweiten Abschnitts bezeichnet wird; wir möchten sogar lieber mit diesem Ereignis die deutsche Reichsgeschichte beginnen.

Schließlich machen wir aufmerksam auf die günstige, und zwar, wie es uns bedünkt, die wohl motivierte günstige Darstellung des K. Albrecht, gegen welchen Adolf desto mehr im Schatten steht. — Einzelne, scheinbare oder wirkliche, kleine Flecken des schönen Werkes zu rügen, halten wir für unwürdig, und überlassen alle Berichtigungen und Nachträge, die wir etwa geben könnten, dem Verf. selbst, der gewiß nicht aufhören wird, für die vervollkommnung seiner Arbeit thätig zu sein. Großes hat er geleistet und noch ist Großes von ihm zu erwarten.

C. G. F.

K a r l s r u h e.

Verlag der Chr. Fr. Müllerschen Hofbuchhandlung 1844 und 1845. Geschichte der Römischen Literatur von Dr. Joh. Christian Felix Bähr. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Erster Band, den allgemeinen Theil und die Poesie enthaltend. XXV und 521 Seiten in groß Octav. Zweiter Band, die Prosa, Nachträge und Register enthaltend. XI und 747 Seiten.

Plan und Anlage dieses äußerst brauchbaren Werkes sind auch in dieser dritten Ausgabe im

Ganzen unverändert geblieben, aber die Ausführung hat im Einzelnen wesentliche Veränderungen und namhafte Erweiterungen erfahren, so daß das Ganze jetzt in zwei Bände abgetheilt werden mußte. Namentlich ist der allgemeine Theil, besonders in allem, was den Ursprung und die Bildung der Sprache, so wie die Entstehung der aus der alt-römischen hervorgegangenen romanischen Sprachen, was die ganze Entwicklung und Gestaltung der römischen Literatur, die verschiedenen Bildungsanstalten und dgl. betrifft, vielfach umgestaltet und bereichert. Aber auch der folgende besondere Theil ist nicht leer ausgegangen, indem zumahl die Geschichte der ältern poetischen Literatur eine ungleich umfassendere Darstellung erhalten hat, vor Allen die dramatische Poesie, über welche inzwischen Weller's großes Werk und Untersuchungen anderer Forscher neues Licht vielfach verbreitet hatten. Kaum eine Seite der ältern Ausgabe ist unverändert in die neue übergegangen, keine neue Erscheinung, so weit es nur immer möglich war, unbeachtet gelassen worden. Ein Gleiches gilt auch von dem zweiten, die Prosa umfassenden Bande, dem sehr umfangreiche Indices und reichhaltige Nachträge angehängt sind, zu denen namentlich M. Herk in Berlin viele interessante Einzelheiten beigefügt hat.

So ist denn die Brauchbarkeit dieses Werkes durch den rastlosen Fleiß des gelehrten Hrn Verfs wesentlich erhöht. Es ist ein Vortheil der rasch gefolgten neuen Ausgaben, daß Hr Bähr mit den neuen Forschungen hat Schritt halten können und durch die ämstigste Beachtung auch der verstreuten Beiträge sein Werk zu einem wahren Repertorium der neuen Resultate und Ansichten gemacht hat. Man kann das nicht zu hoch anschla-

gen, da weder der Einzelne alles Einzelne lesen noch auch überhaupt alle legenda herbeischaffen kann.

Es würde sehr überflüssig sein, unsern Leser über die Anordnung des Ganzen und über die Ausführung im Einzelnen zu berichten, da wir die frühern Ausgaben als bekannt voraussetzen dürfen. Auch bedarf ein Werk keiner weitem Empfehlung, daß sich der Gunst des Publicums schon in seiner minder vollkommenen Gestalt in dem Grade zu erfreuen gehabt hat, daß seit 1828 drei Auflagen nöthig geworden sind. Angemessener erscheint es, einige Nachträge zu gefälliger Beachtung vorzulegen und diesen und jenen Wunsch für eine folgende Ausgabe auszusprechen.

Vor allen Dingen wünschten wir, daß wirkliche Thatsachen schärfer von Vermuthungen geschieden und Vermuthungen nach dem Grade ihrer Probabilität strenger abgewogen werden möchten. Da ein Darsteller der Geschichte einer reichen Literatur unmöglich Alles selbst erforschen kann, so ist sehr nothwendig, daß er wenigstens die Resultate der gewissenhaften Disquisition nicht mit den vielen leicht hingeworfenen Hypothesen zusammenwirft. Hr Bähr läßt gern jede Vorstellung gewähren und scheint nicht überall die nöthige Unterscheidung des äußerst Wahrscheinlichen und des nur auf leerer Vermuthung Beruhenden getroffen zu haben. Die Versicherung der Vorrede, Hr Bähr habe wollen nur das, was auf positiver Grundlage ruht, geben, ist natürlich so zu verstehen, daß die Darstellung nur da dogmatisch ist, wo von Thatsachen die Rede ist, und daß Hr Bähr alle subjectiven Ansichten eben nur als solche darstelle. Allein hier scheint, wie gesagt, nicht immer das Rechte getroffen zu sein. So heißt es I, 125, Attius

Didascalica seien wahrscheinlich in Versen abgefaßt gewesen, und in der Note dazu heißt es schlechtweg, Osann wolle lieber bei dieser Schrift an Atejus denken. An poetischer Form der Schrift ist aber nach Gottfr. Hermanns Beweisführung nicht entfernt zu zweifeln und Osanns Irrthum wird von Osann selbst längst aufgegeben sein. — S. 271 wird Ciceros Pontius Glaucus 'wie es scheinen will, eine Bearbeitung eines Aeschyleischen Gedichtes' genannt. Der Ausdruck könnte leicht zu falscher Vorstellung von Aeschylos *Γλαῦκος Πόντιος* führen, der doch dramatisch war: Ciceros Gedicht war in Tetrametern geschrieben: er konnte den Stoff leicht auch aus andern Dichtern schöpfen. — S. 284 ist der Ausdruck 'was bei Ovid aus ältern cyprischen Gedichten geflossen ist' höchst unbestimmt. Man sollte denken, daß es mehrere ältere cyprische Gedichte gegeben habe, wovon doch das Gegentheil sicher ist. — S. 331 wird über Terentianus Maurus Lebenszeit die Annahme als die begründetste dargestellt, die ihn unter Nerva und Trajan stellt, während Lachmanns Beweis, der ihn ans Ende des dritten Jahrhunderts setzt, eben nur als eine andere Ansicht in die Noten verwiesen ist. Aber Lachmanns Gründe sind zwingend. — S. 404 'Daß Catullus außer den erhaltenen Gedichten noch andere verfaßt, läßt sich kaum bezweifeln.' Nach diesem kaum sollte man fast meinen, die Sache sei doch einmahl bezweifelt gewesen, während noch Bruchstücke genug vorhanden sind, die Lachmann zusammengestellt hat. — S. 443 heißt Propertius Geburtsort eben so ungewiß, wie sein Zeitalter, indem sich mehrere Städte, wie Mevania, Ameria, Hispellum, Assisium um ihn streiten. In den Noten werden die Ge-

lehrten genannt, die für eine oder die andere dieser Städte sich entschieden. Jetzt sollte aber nach Lachmann und Herberg entschieden *Assisium* der Vorzug gegeben werden. — S. 471 wird *Sarpe* gänzlich verunglückter Einfall über das Zeitalter und die Person des *Calpurnius* sogar im Texte angeführt, ohne ein Zeichen der Mißbilligung. Ich verweise darüber auf meine Beurtheilung in diesen Anz. 1842, St. 181 f. — S. 507. Die Ueberschriften der Epigramme *Martialis* scheinen von spätern Händen hinzugefügt. Das ist die aller-
 • sicherste Thatsache. — II, S. 616 wird *Fulgen-
 tius de abstrusis sermonibus* immer noch nicht als das was das Ding ist bezeichnet, nämlich eine ganz nichtswürdige Fälschung, das unwiderleglich erwiesen zu haben ein Verdienst von Versch ist, dessen scharfsinnige Aufdeckung des kläglichen Nachwerks den Freund der römischen Literatur von einem unheimlichen Gaste auf immer befreit. Auch über den so genannten *Apulejus de orthographia* hätte Hr Bähr sich II, S. 619 vielleicht entschiedener erklärt und *Madvigs* Beweisführung gebilligt, wäre ihm gegenwärtig gewesen, daß *Merkel* *Prolegg. Ovid. Ib. p. 383 sq.* darin ein Nachwerk des *Cölius Rhodiginus* nachzuweisen sich nicht ohne Probabilität bemüht hat. Ueberhaupt aber scheinen *Merkels* eindringende Untersuchungen über *Ovids* *Fasten* u. s. w. nicht ganz nach Gebühr berücksichtigt zu sein. Selten vermißt man freilich bei dem so sehr belesenen Hrn Vf. die Benützung bedeutenderer Forschungen, aber doch hin und wieder. So ist z. B., wenn ich mich recht erinnere, nirgend weder in der Einleitung noch in dem Abschnitte über die Anfänge des Drama auf *Klenzes* schönen Aufsatz 'zur Geschichte der altitalischen

Völkstämme besonders nach den Ueberresten ihrer Sprache' in den von Lachmann herausgegebenen Abhandlungen Rücksicht genommen, obschon es namentlich I, §. 34 wünschenswerth gewesen wäre, Klenzes Auffassung der bekannten Nachricht des Strabo über die oscische Mundart der Atellanen nicht übergangen zu sehen. — S. 204 werden als ungewisse und durchaus nicht näher bekannte Mimographen genannt Calpurnius, Callimachus, Flaccus Tibulus, Lucilius, Publilius, Rammachius. Dazu wird auf Bothes Poett. Scenic. p. 271 sqq. verwiesen. Aber ein Blick auf Bothes Ausgabe lehrt, daß sämtliche Dichter zu Mimographen aus bloßem Irrthum gemacht sind. Fast alle sind lediglich aus Fulgentius Lugdunensis genommen, übrigenß von Bothe nur als scenici poetae, nicht als Mimographen bezeichnet. Calpurnius wird in Phronesi comoedia citiert, worüber Versch S. 54 richtig urtheilt; Callimachus heißt jetzt Eysimachus und auch er ist eine vom Fulgentius rein erdichtete Person, s. Versch S. 62, der auch den Flaccus Tibulus S. 50 vernichtet hat; Lucilius lautet jetzt Lucretius comicus in Nummolaria, s. Versch S. 77; Publilius ist aus Nonius S. 133. Merc., wo schon Junius den Turpilius erkannt hat; endlich Pammachius (Rammachius ist Druckfehler), der in codd. auch Palmatius heißt, ist gleichfalls ein Figment des Fulgentius, s. Versch S. 56. — S. 290 konnte für Lactantius als Verfasser des Phoenix noch eine alte Anführung in Haupts Ovid. Hailieut. p. XXVIII. benutzt werden. — Hinsichtlich des Incertus de figuris stimmt Hr Bähr S. 323 den Gelehrten bei, welche, wie noch neuerdings Fröhlich, die Entstehung des wunderlichen Nachwerks etwa um das Jahr 735 u. c. setzen. Fr.

Haases entgegengesetzte Annahme einer weit spätern Abfassung und eines affectierten Archaismus erwähnen die Nachträge. Gleich nach der Herausgabe des Gedichts schrieb mir auch Dübner, er habe beim ersten Lesen den Eindruck eines Zeitgenossen des Fronto zu verspüren geglaubt. Ich behalte mir eine nochmalige Prüfung vor und bemerke hier nur, daß es ein Versehen ist, wenn Hr Bähr in der Note angibt, ein Abdruck sei auch von G. G. Struve zu Götting 1842 erschienen. Dieser Gelehrte hat im Programm von 1841 allerdings *Incerti auctoris versus heroici de figuris et de prosodia fragmenta* aus einer Göttinger Handschrift abdrucken lassen. Diese gehören aber einer ganz spätern Zeit des Mittelalters an und belegen den fortdauernden Geschmack desselben an solchen versificierten Compendien. Der Anfang lautet:

Clausas dissimiles ligat una voce syllepsis:
In te, Christe, salus, in te sunt prae-
mia nostra.

Tum colectivo iunctam plurale syllepsin
Assignat. Aliqui: plebs ista parant
equitare.

Daß, wie S. 514 gesagt wird, die poetae scholastici erst wahrscheinlich ins zwölfte Jahrhundert fallen, ist eine Unmöglichkeit, da sie in Handschriften des neunten bereits vorkommen. — Nach II, 703 ist die edit. Ferrariensis. 1471 des Martialis zweifelhaft. Ich habe sie aber selbst in Händen gehabt und die Lesarten der allerdings nur in wenigen Exemplaren bekannten Ausgabe in meinem Martialis vollständig mitgetheilt.

Doch genug dieser unbedeutenden Einzelheiten,

die Unterzeichnetem beim Lesen des Werks eingefallen sind. Ein fernerer Wunsch für eine neue Ausgabe wäre der, in der Charakteristik der Zeitalter und Schriftsteller das zu Unbestimmte und Allgemeine mehr und mehr aufzugeben und Licht und Schatten des Gemählde's gleichmäßiger zu vertheilen. Der Raum gestattet nicht, einzelne Ausstellungen der Art hier anzuführen: ich verweise z. B. auf die Schilderung des jüngern Plinius II, 346 oder auf das über das neunte Buch von Lucilius Satiren I, 343 Bemerkte: 'Darin kam Einiges über Orthographie vor, aber auch Anderes, was auf Habsucht, Wucher und dgl. sich bezieht; wie denn der Inhalt der einzelnen Bücher sich nicht auf einen Gegenstand beschränkt, sondern Verschiedenartiges enthalten haben mag.'

Sodann scheint uns der Werth des Buchs noch erhöht werden zu können durch einen wörtlichen Abdruck der Hauptquellen selbst. Allerdings gibt Hr Bähr meistens die Stellen der Alten in den Noten an, doch wünschten wir eine noch größere wörtliche Mittheilung. Hingegen möchten Wenige die stäten genauen Verweisungen auf nunmehr veraltete allgemeine Hilfschriften vermissen.

Endlich wünschten wir, daß der verehrte Hr Vf. gewisse kleine Mängel der Darstellung, namentlich provincielle Ausdrücke, wie das oft gemisbrauchte immerhin, allerdings, selbst künftig meiden möchte. Ich erlaube mir, einige Proben anzuführen, die jenen Wunsch entschuldigen werden. I, 25. 'bei der Unsicherheit und Schwanken'; 79. 'eine eigenthümliche Bedeutung und Werth'; 321. 'in welchen (Spielen des Wikes) sonst Ovidius sich so wohl gefällt, hier aber sie unterlassen hat';

382. 'Der Keim des Guten, der unter Vespasian und Titus aufzublühen schien, ward bald durch Domitianus wieder erstickt; bis mit Trajanus und Hadrianus eine bessere Zeit aufzublühen begann'; 384. 'Art von Abhandlungen, gerichtet und gewidmet einzelnen Freunden des Dichters'; 390. 'ein Aufenthalt des Dichters in Aegypten, den er aus andern Gründen dort gemacht hat'; 403. 'Als Dichter hat sich Catullus auf verschiedene Weise in der Poesie versucht'; 430. 'die Grundlage, auf welcher die Elegie hätte wurzeln können'; II, 176. 'ohne daß wir die Grundsätze kennen, — und überhaupt nicht wissen' u. s. w. 567. 'von größerer Ausdehnung und Umfang.' Schaden solche kleine Nachlässigkeiten der Hauptsache auch nicht, so wünscht man sie doch lieber weg.

Druck und Papier sind ganz vorzüglich: Druckfehler im Ganzen nicht erheblich. Ich will auf einige hinweisen. S. 118, Anmerk. 11. ließ *petita* statt *posita*; 120, 9 *mentibus* st. in *mentibus*; 126 *Nieberding* st. *Wiebeding*; 139 steht *Phylargyrius*; 159 ließ *Ufinaria* nach dem *Ὀυαγός* st. *ὄναγρος*; 359 *Ecthlypsen*; 418. 420 und 502 ließ *Erotopaegnia* statt *Eratop.*; II, 688 steht öfter *Ihre* statt *Ihne*; 602 'Servius Commentar zur Georgica'; 698 *profaische* st. *poetische* u. s. w.

Wie rasch die frische Forschungslust unserer Zeit weiterdringt, zeigen die in Jahresfrist nothwendig gewordenen Zusätze. Schon jetzt würde Hr Bähr manche Partien seines Werkes nicht unbedeutend erweitern und vervollständigen können, wie z. B. durch Ritschls meisterliche Abhandlungen über Plautus und Terentius, Bergks Erörterungen zu dem

interessanten Anecdoton Parisinum über die notae, wodurch namentlich Val. Probus kritisches Verfahren in ein helleres Licht tritt. Sollte es nicht gewiß im Sinne vieler Freunde der Literatur sein, wenn der Hr Verf. sich entschloesse, von Zeit zu Zeit Nachträge bekannt zu machen, wodurch er sich selbst die Arbeit bei einer sicherlich nicht ausbleibenden neuen Ausgabe sehr erleichtern würde.

F. W. S.

U I m.

Wohler'sche Buchhandlung 1843. Die Entwicklung der deutschen Sprache vom vierten Jahrhundert her bis auf unsere Zeit. Ein Beitrag zur deutschen Phonologie von Max Woher. VIII und 84 Seiten in Octav.

Die Haupttendenz des genannten Werkes ist, so viel Ref. sehen kann, die, an der Entwicklung des Deutschen den allgemeinen Satz zu erörtern, daß die Sprache durch ein zunehmendes Streben nach Wohl laut und bequemer Kürze mit der Zeit immer süßsamer und geschmeidiger werde. Dieser Satz ist im Allgemeinen richtig, und es verlohnte sich auch wohl der Mühe an der deutschen Sprache nachzuweisen, wie der Sinn für Wohl laut Umländerungen der sprachlichen Formen hervorgerufen hat; jedoch können wir die Art und Weise der Begründung und Ausführung, welche Hr Woher in seinem Buche befolgt hat, nur eine einseitige und fehlerhafte nennen, der noch dazu Klarheit der Darstellung gebricht. Anstatt die Wohl lautsgesetze der deutschen Sprache aus den einzelnen Resultaten der historischen Grammatik zu erweisen, hat er einer vorgefaßten und nicht in

jeder Hinsicht geltenden Theorie zu Liebe den sichersten Ergebnissen der Sprachforschung widersprochen, ohne doch seine Meinung anders als durch Berufung auf allgemeine Sätze erweisen zu können. Wie wenig aber mit einem solchen Verfahren ausgerichtet wird und zu welchen Irrthümern es verleitet, mag man daraus sehen, daß der Vf., auf die allgemeine Annahme sich stützend, das Gothische habe noch eine uns ungewohnte Bülle und Breittönigkeit seiner Formen gehabt, präsumiert, daß in dieser Sprache die Anzahl der Längen die der Kürzen überwog. Nach ihm haben wir ein gothisches langes *â*, *î*, *û* anzunehmen; selbst das *a* der Präterita *nam*, *stal* u. a. ist ihm eine bedeutende Länge; daneben wird jedoch auch ein kurzes gothisches *e* und *o* vertheidigt (vgl. S. 18. 19. 21. 27) — wovon die Grammatik bisher gerade das Gegentheil gelehrt hat. Nach S. 66 beruhen die grammatisch verschiedenen mittelhochdeutschen Formen *drîe* und *driu*, *alle* und *elliu*, *schoene* und *schöne* nur 'auf einem bequemen organischen Formenwechsel, auf einem bequemen Sichgehnlassen nach den Einflüssen des lautlichen Elements' und dgl. Wenn solche Behauptungen zu dem Schlusse berechtigen, daß der Verf. über dem Studium der Phonologie die Grammatik vernachlässigt habe, so möchten wir ihm zu bedenken geben, daß die Phonologie sich auf der Grammatik aufbauen muß und von derselben unzertrennlich sein soll, wenn sie klare und sichere wissenschaftliche Resultate gewinnen will, welche das angezeigte Werk nicht darbietet.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1845.

L e i p z i g,

bei Fr. A. Brockhaus 1844. Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften dargestellt von G. Hartenstein, ordentl. Prof. der Philos. an der Universität zu Leipzig. XVIII und 574 S. in Octav.

In nicht minderem Grade als die übrigen theoretischen Theile der Wissenschaft hat auch die Ethik im Wechsel der letzten philosophischen Systeme sehr verschiedenartige Bearbeitungsweisen erfahren. Das vorliegende Werk fordert zu einer vergleichenden Betrachtung dieser verschiedenen Standpunkte und des Gewinnes, den sie gebracht haben, um so mehr auf, als es neben der Durchführung einer Ansicht, für deren gewandten und scharfsinnigen Anhänger der Verf. seit längerer Zeit bekannt ist, sehr kenntlich eine Polemik verfolgt, die, wie es uns scheint, mit voller Berechtigung zwar gegen eine große Masse leichtsinniger Gedanken gerichtet werden kann, aber doch Manches zu gering schätzt, was aus dem im Ganzen ziemlich wüsten Treiben der letzten philosophischen Zeit gerettet zu werden verdient. Her-

barts Darstellung der Grundlehren seiner practischen Philosophie, in ihrer Kürze und der lebendigen Frische originaler Conception zu imponierend, als daß sie durch des Verfs zwar höchst sorgsame aber etwas breite Wiederholung beträchtlich gewinnen könnte, ist ohne Zweifel auch als ein wohlthätiges Ereigniß in der Entwicklung der Ethik zu betrachten, und der Vortheil, den eine unbefangene, selbst durch diejenigen Voraussetzungen, die man wirklich machen zu müssen scheint, noch unbefangene Betrachtung der ethischen Verhältnisse haben mußte, ist um so mehr anzuerkennen, als wir anderseits einem solchen Unternehmen die Berechtigung zu der Polemik nicht zugestehen können, die sich auch durch dieses vorliegende Werk hindurchzieht. Der Verf. erklärt übereinstimmend mit Herbart in der Vorrede, hauptsächlich die Unabhängigkeit des ästhetischen und ethischen Urtheils von jeder theoretischen Speculation begründen zu wollen, und auf den Beifall Derer zu verzichten, die nur in Schellings und Hegels Systeme einen Fortschritt zu finden gesonnen sind. Ich meine indessen, daß auch der Beifall dieser den Bestrebungen des Verfs gar nicht zu entgehen braucht, wenn nur er selbst nicht versuchte, in seiner Betrachtungsweise alle übrigen zu absorbieren. Es ist allerdings wahr, daß Hegel nirgend eine ähnliche Lehre von ethischen Ideen und Musterbildern aufgestellt, aber in der That doch gewiß nicht deswegen, weil er etwa überzeugt gewesen wäre, daß innere Freiheit, Wohlwollen, Billigkeit u. s. f. die Richtschnur menschlichen Handelns nicht sein sollten, sondern nur deswegen, weil er es für unnütz hielt, das ausdrücklich zu lehren, was Keinem entgeht, und weil er meinte, daß aus solchen unmittelbaren ästhetischen Urtheilen des Gewissens,

wenn man sie in derselben Unmittelbarkeit auffaßt, mit der sie sich ausdrängen, theoretisch Nichts weiter werden kann. Wir mögen von Hegels Standpunct ganz gern zugeben, daß eine unbefangene Besinnung uns zeigt, wie der Inhalt jener ästhetisch-ethischen Urtheile ganz unabhängig von jeder theoretischen Speculation in seiner Giltigkeit erkannt werden kann; ist er aber auch deswegen ohne Zusammenhang mit dem, was die theoretische Philosophie über die Verknüpfung des Seienden und die Anordnung der Welt lehrt? Und worin besteht nun eigentlich das Geschäft der speculativen Philosophie? Darin, auf besonnene empirische Weise nur den Thatbestand jener innerlichen Gesetzgebung oder jener sittlichen Urtheile heraus zu arbeiten, oder darin, das was zu Gunsten aller sittlichen Entwicklung sich im Bewußtsein ohne seine Vermittlungen darstellt, in seinem Zusammenhange mit theoretischen Voraussetzungen aufzuzeigen, und dadurch zwar nicht seine Giltigkeit und Verbindlichkeit zu stützen oder zu vermehren, wohl aber die vernünftige Uebereinstimmung der sittlichen und natürlichen Welt aufzusuchen? Hegel entschied sich für das Letzte, und obwohl er einer Darstellung, wie die Herbarts, etwas wesentlich Widerlegendes nicht entgegensetzen konnte, so würde er doch den Standpunct, den sie wählt, trotz aller seiner unbestreitbaren Nützlichkeit wesentlich nur für den außerphilosophischen gelten lassen können. Und in dieser Hinsicht gestehe ich, daß mich weder Herbarts noch Hartensteins Darstellung vom Gegentheil überzeugt hat. Die Ethik, wo sie den Zusammenhang mit metaphysischer Theorie verschmähte, ist immer in Gefahr gewesen, in einen unspeculativen Predigtton zu verfallen; was sie davor behütete, ist die Unabweisbarkeit, mit der

sich bei Betrachtung sittlicher Gegenstände all-
 hand metaphysische Fragen nach der Einrichtung
 aufdrängen, durch welche die Welt und der Lauf
 ihrer Erscheinungen ein vernünftig angeordneter
 Schauplatz für das sittliche Leben werden kann,
 dessen Musterbilder in ihrer strengen Giltigkeit frei-
 lich auch ohne alle Speculation erkannt werden
 können. Wenn wir daher auch gern anerkennen,
 daß eine deutliche und klare Auseinandersetzung des
 Thatbestandes der sittlichen Primitivurtheile eine
 vortreffliche, vielleicht unentbehrliche Vorarbeit für
 das Gedeihen der Ethik sein mag, so ist uns doch
 unbegreiflich, wie eine solche Tendenz alle Bedürf-
 nisse bei Seite setzt, die in Hegels Philosophie zu
 einer allerdings sehr mangelhaften Befriedigung
 gekommen, aber doch festgehalten worden sind, und
 woher sich die Bitterkeit schreibt, mit welcher diese
 Polemik von Seiten der Herbartschen Schule nicht
 selten geführt wird. Wenn ich recht sehe, meint
 Hegel, daß die Nothwendigkeit, durch speculative
 Betrachtung den unmittelbaren Aussprüchen des
 Bewußtseins zu Hilfe zu kommen, nur da bestehe,
 wo es sich darum handelt, den Phänomenen der
 Sittlichkeit in dem Ganzen der Welt ihre Stelle
 und ihre Bedeutung anzuweisen, eine Betrachtung,
 die noch nichts zu thun hat mit der apodiktischen
 Giltigkeit der ethischen Urtheile für unser sittliches
 Leben, nur daß sie den Trost enthält, zu zeigen,
 daß wir nicht durch eine innere Stimme beherrscht
 werden, für deren Befolgung die Welt nicht
 geschaffen wäre. Gewis beabsichtigte Hegel nie
 eine practische Philosophie, die den Menschen
 lehren soll, was er zu thun habe, in der Ueber-
 zeugung, daß für jede einzelne Gelegenheit zu ei-
 ner Handlung eben jenes unmittelbare sittliche Ur-
 theil zur Norm des Willens hinreicht, daß aber

im Ganzen die Lenkung des eigenen Lebens aus der Betrachtung des Weltlaufs leicht sich die nöthigen Vorschriften ziehen könne, die Lenkung der Ereignisse aber nicht dem weltverbessernden Verstande des Einzelnen überlassen werden kann, sondern der Entwicklung einer umfassenderen Idee gemäß erfolgt. Gerade diese Meinungen sind häufig der Gegenstand sehr ungerechter Angriffe geworden. Herbart hat ohne Zweifel sehr gut gewußt, was er wollte; ob er auch gewußt, was Andere wollen, darf man nach der allgemeinen Physiognomie seiner Polemik bezweifeln. Schon er hat gegen Hegels vielberücktigten Satz, daß das Vernünftige wirklich, das Wirkliche vernünftig sei, jene mißverständlichen auch vom Verfasser wiederholten Einwürfe vorgebracht, die nur begriffen werden können, wenn man den andern Satz unterschiebt, daß was gut sei, gethan werde, und was gethan werde, gut sei. Und doch ist es einleuchtend, daß Hegel Nichts mit seinem Satze sagte, als das, was jede christliche Predigt eben so gut wiederholen kann, daß nämlich alles was ist und geschieht, in dem Plane einer vernünftigen Idee seine Stelle hat, sei es als ein Gut oder als ein nothwendiges Uebel. Nur die Vernünftigkeit in jenem dialectischen Sinne, der ihm eigenthümlich ist, schrieb Hegel allem Geschehenden zu, weit entfernt, sie mit ethischer Billigung zu verwechseln. Mag nun auch mit diesem Satze Mißbrauch genug getrieben worden sein, so fällt Hegel doch nur dies zur Last, über das nothwendige Eingehen jenes schlimmen Elements in die Entwicklung der Idee sich nicht hinlänglich gerechtfertigt zu haben, gewiß aber nicht dies, eine Lehre aufgestellt zu haben, für welche, wie Herbart einmahl mit sehr übel angebrachter Emphase sagt, glücklicherweise die sitt-

liche Kraft der Zeit noch nicht schlaff genug geworden wäre.

Die Verbindung der Metaphysik mit der Ethik ist der Boden, auf dem manche Kämpfe bisher geführt worden sind, und auf dem Herbart die Nothwendigkeit späterer nicht erspart zu haben scheint. Aber die Begriffe über die Art dieser Verbindung sind verschieden und sie mögen manche Misverständnisse veranlaßt haben. Man pflegt zuerst häufig zu erwähnen, daß das Sein keine Hindeutung irgend einer Art auf ein Sollen enthalte. Ich glaube nicht, daß diesen Satz Jemand leugnen wird, aber sehe eben so wenig, welches Gewicht er in die Waagschale werfen soll, besonders da ja umgekehrt jene Verknüpfung der Ethik und Metaphysik sich vielleicht noch mehr auf eine Hindeutung stützt, die in dem Sollen auf ein Sein hinweist. Abgesehen davon aber enthält der Begriff des Seins analytisch in der That gar keine solche Hindeutung, so daß eine ganz interesselose, jeder Werthschätzung baare Vernunft in ihm die Nothwendigkeit einer idealen Ordnung freilich nicht erkennen kann. Allein es gibt auch synthetische Hindeutungen, wenn wir so sagen wollen, d. h. solche, die nicht in dem Begriffe des hindeutenden Gliedes allein liegen, sondern, mit Herbart zu reden, sich in einem ästhetischen Urtheile zwischen zwei Beziehungspuncte einstellen. Nicht allein das Widersprechende in logischem Sinne, sondern auch das Absurde hat die Philosophie zu vermeiden; dieß letztere aber besteht in seiner eigentlichsten Natur darin, selbst, wenn es logischen Gesetzen genug thut, doch durch die Consequenzen eines ästhetischen Urtheils verworfen zu werden. Welches System auch immer Metaphysik und Ethik verbunden hat, der Grund seiner Ueberzeugung war gewis kein Syllogismus logischer Art, sondern ein un-

mittelbares ästhetisches Urtheil, das einen Gedanken verwarf, weil er absurd schien; den Gedanken einer solchen realistischen Grundlegung nämlich, die an sich bloß durch formelle, nicht auch durch ästhetische und sittliche Begriffe beschränkt ist. Der Realismus Herbarts ist der Ansicht, daß Alles, was geschehe, aus dem zu erklären sei, was ist; was aber sei, sei ganz einfach, und alles könne sein, was nur gewissen formellen Bedingungen der Einfachheit, Positivität, Relationslosigkeit entspreche. Was die Verhältnisse zwischen diesen Seienden betrifft, so seien sie ihnen gleichgiltig, und wovon sie sonst abhängen sollten, zeigt sich auch nicht. Dem entgegen behauptet jene andere Ansicht: allerdings beruhe das Zustandekommen aller Ereignisse auf der Natur des Seienden und den Gesetzen, nach denen dieß ein für allemahl wirken kann; als seiend oder vielmehr sein könnend aber dürfe man nicht alles das betrachten, was lediglich jenen formellen Bedingungen genug thut, sondern so viel, solches Seiende und solcherlei Beziehungen zwischen den Dingen dürfe man allein annehmen, als gleichzeitig von dem Gegebenen der Erfahrung und den Bestimmungen einer höheren Idee gefordert werden, die um ihres eignen werthvollen Inhalts als das vor Allem zu Realisierende angesehen werden muß. Dieß ursprüngliche Passen des Gegebenen zu dem Sollenden, die Harmonie zwischen dem Thatbestande des Seienden und den Forderungen der Idee scheint der Gedanke zu sein, in dem die verschiedenartigen dießseitigen Systeme zusammenstimmen. Wie jene Harmonie hergestellt sei, oder durch welche Identität des Idealen und Realen man sie sich weiter vorstellen will, überhaupt alle weiteren metaphysischen Fragen, zu denen jene Grundüberzeugung Veranlassung gibt, sind Gegenstände, über welche jedes System in seiner eigen-

thümlichen Weise denkt und irren mag; dem Realismus Herbart's gegenüber ist es jedoch gar nicht nöthig, auf sie einzugehen; vielmehr können wir ihm, der das ewige Dasein, die absolute Position der Dinge festhält, entgegenen, daß jene Ueberzeugung einer solchen Ansicht sich anzubequemen auch im Stande sei. Weit entfernt, etwa die Idee des Guten als eine Substanz zu betrachten, aus der die Dinge gemacht werden, verlangt sie nur zu den Bedingungen, welche ein solcher Realismus für die Möglichkeit der Ertheilung einer absoluten Position macht, noch eine Beschränkung hinzuzufügen; daß nämlich mit demselben Rechte, mit dem eine mit der Idee nicht übereinstimmende Anordnung der Beziehungen zwischen den Dingen angenommen werden kann, jedenfalls ohne größere Schwierigkeit eine mit ihr übereinstimmende angenommen werde. Eben deswegen aber, weil diese Ansicht auf einem ästhetischen Urtheile beruht, wird sie sich so wenig als die Realität der ethischen Ideen selbst Jemanden andemonstrieren lassen. Hiermit ist freilich nur ein sehr unbestimmter Grundgedanke gegeben, allein es kam uns nur darauf an, ein Bedürfnis hervor zu heben, welches in Hegel's Lehre hat befriedigt werden sollen; so weit wird hoffentlich Niemand diese Ansichten missverstehen, um mit dem Verf. sie demjenigen überlassen zu wollen, dem alles Bestehende in einem sehr rosenfarbenen Lichte erscheint. Denn wenn wir ein Füreinanderpassen des Seienden und des Sollenden annehmen, so ist damit freilich noch keine Identität des Guten mit dem Wirklichen ausgesprochen, noch sollen die ernstesten und schwierigen Fragen, die sich hier anknüpfen lassen, damit im Voraus niedergeschlagen sein.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. 126. Stück.

Den 7. August 1845.

L e i p z i g.

Fortsetzung der Anzeige: 'Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften dargestellt von G. Hartenstein, ord. Prof. d. Philos. an d. Univ. zu Leipzig.'

Auch hier hätte eine billigere Berücksichtigung des Sinnes, in welchem Hegel seine Ausdrücke gefaßt wissen wollte, gleichviel ob passend oder unpassend, ihm manchen ungerechten Vorwurf ersparen können. Wo er von der Vortrefflichkeit des Wirklichen sprach, galt ihm als wirklich nicht jedes specieell Vorhandene, sondern die allgemeinen stabilen Formen geistiger und natürlicher Ereignisse, so wie das Historische in so weit, als es sich in größeren Massen der Entwicklung der Idee und ihren Momenten anzupassen schien. Dies sind ungenaue Begriffsbestimmungen, ohne Zweifel; allein es ist ein Unterschied, ob man Hegel den Vorwurf logischer Ungenauigkeit macht, oder ob man alle Gehässigkeit sittlich verworrener Ansichten auf ihn häuft.

Bei dieser allgemeinen Verschiedenheit der Ideen, die Hegel und Herbart verfolgen, kann es uns

nicht wundern, aber leid thun, wenn der geehrte Verf. in dem ersten Abschnitte seines Buchs, der der Entwicklung früherer Ansichten über Ethik gewidmet ist, die vielen Ausstellungen, die sich ohne Zweifel mit Recht gegen Hegel machen lassen, durch ein nicht ganz ruhiges Mißverstehen auch noch um solche vermehrt hat, die ihn nicht treffen, wenigstens dann nicht, wenn man Hegels eigene wissenschaftliche Gesinnung seinen Ausdrücken interpretierend zu Grunde legt. So bezeichnet es der Verf. als eine Taktik Hegels, dem ersten besten Gemüthszustande den Namen z. B. der Tugend beizulegen, um ihn dann als einen Gegner aus Lumpen und Stroh nieder zu schlagen, und bezieht dies auf die Art, wie Hegel in der Phänomenologie von einer Stufe der sittlichen Idee zu einem andern Momente übergeht. Diese Uebergänge mögen nun sehr viele Mängel haben, aber eine Unredlichkeit der Art liegt Hegels Verfahren nicht zu Grunde. Bei ihm geht dem Geiste seiner dialectischen Methode nach jede frühere Stufe der Idee deswegen unter, weil sie zwar an sich das Wahre ist, aber in ihrer inneren expliciten Gliederung es noch nicht so tadellos organisiert ausdrückt, daß es nicht in Gefahr wäre, in sein Gegenteil umgedeutet zu werden. So wie das erste Sein seiner Logik in der That das wahrhafte Sein meint, aber diesen Inhalt nicht genug durch abwehrende Merkmale bestimmt und daher sich nicht von dem Nichts unterscheiden kann, so mag auch eine Stufe der sittlichen Idee, wenn ein Bewußtsein, wie das des Verfs., einstweilen ergänzend die fehlenden Bestimmungen festhält und sie vor dem Uebergang in ein Gegenteil behütet, wirklich als etwas Werthvolles feststehen; aber in ihrem eignen Inhalt ist sie diesem labilen Zustande ausgesetzt, und deswegen

wird der Fortschritt zu einer höheren Idee eingeleitet, nicht weil die frühere Stufe in ihr häßliches Gegentheil umschlagen müßte und nichts weiter als dies verkappte Gegentheil selbst wäre, sondern weil die Gefahr und Möglichkeit dieses Uebergangs hinweg geräumt werden soll. So kann es allerdings dem Verf. scheinen, als mache Hegel jede Stufe der sittlichen Ausbildung mit Gewalt schlecht, weil nur der mögliche Uebergang zum Schlechten, nicht aber auch das mögliche Fortbestehen des Guten eine Aufforderung zu weiterem Fortschritt enthält.

Nicht minder unbillig erscheinen uns des Verfs Worte, welche die Methode Hegels für einen bloßen Machtspruch erklären, der willkürlichen Phantasien den Schein einer wissenschaftlichen Berechtigung anzuwingen soll, S. 138. Dies ist weder der geschichtliche Ursprung der Methode noch ihr Zweck. Wie wenig auch die Methode als solche taugt, ein Thema, das jetzt doch wohl bis zum Ekel abgehebt ist, so wäre es doch neben diesem gerechten Verwerfungsurtheil billig gewesen, auch der überwältigenden Anschauungen zu gedenken, die Hegel dazu verführten, sie für eine Methode zu halten. Freilich sagt der Vf., eine Methode, die in dem Widersinne den eigentlichen Ausdruck des speculativen Wissens finde, lasse keine Widerlegung zu, aber bedürfe auch keiner. Allein er ist nicht glücklich darin, daß er diesen sehr strengen Richterspruch auf eine Stelle Hegels basiert, die er so anführt: das speculative Denken besteht nur darin, daß das Denken den Widerspruch und in ihm sich fest hält. Werke IV. S. 69. So lautet freilich die citierte Stelle nicht, die weder den Accent auf jenes fest legt, noch überhaupt hiermit zu Ende ist. Hegel sagt: 'das speculative Denken besteht nur darin,

daß das Denken den Widerspruch und in ihm sich selbst festhält, nicht aber, daß es sich, wie es dem Vorstellen ergeht, von ihm beherrschen, und durch ihn sich seine Bestimmungen nur in andere oder in Nichts auflösen läßt.' Man sieht wohl, daß der vom Verf. weggelassene Nachsatz dem Ganzen die entgegengesetzte Bedeutung von der gibt, die der Vf. ihm unterlegt, indem offenbar nicht das Festhalten, sondern das Sich selbst im Widerspruch bewahrende Festhalten das Eigenthümliche des Speculativen ausmachen soll. Abgesehen jedoch von diesen minutiösen Ausstellungen, weiß der Verf. ohne Zweifel, daß Hegel, welchen Werth er nun auch immer auf den Widerspruch gelegt haben mag, doch weit davon entfernt gewesen ist, jeden Widerspruch hoch zu achten, bloß weil er einer ist, oder gar den Widersinn, wie der Verf. ihm nicht sehr freundschaftlich unterschiebt. Es ist daher zu beklagen, daß der Verf. gerade in der Beurtheilung dieser Hegelschen Ansichten so Manches übertreibt, und mit einer zu hastigen Polemik eine schlimme Seite an dem hervorkehrt, was bei ruhigerer Betrachtung sich leicht zurecht legen ließe; und wenn er, wie oben bemerkt, von Hegel sagt, daß er öfters sich einen Gegner aus Lumpen und Stroh zusammensetze, um ihn leichter niederzuschlagen, so fürchten wir, daß er mit Unrecht die Ansichten dieser Schule so sehr gering schätzt, als könnten sie trotz der vielfachen Mangelhaftigkeit ihrer Ausführung durch eine so ungenaue Beleuchtung in ihr Nichts zurückgescheucht werden. Von den übrigen Versuchen, Ethik wissenschaftlich zu begründen, hat der Verf. eine vielfach belehrende und ruhigere Darstellung gegeben; doch können wir vielleicht nur von der Kantischen Lehre sagen, daß er ihr völlig gerecht gewesen sei; für Fichte, Schleiermacher,

Schelling hat er ein scharfes Auge für ihre Fehler mitgebracht, ohne, da man hier freilich oft den Willen für die That nehmen muß, diesem erstern wenigstens alle billige Berücksichtigung widerfahren zu lassen.

Gehen wir nun mit dem Verf. zu der Darstellung der ethischen Ideen über, die das zweite Buch enthält, und zwar zunächst zu der der ursprünglichen, so ist zwar nicht zu besorgen, daß unser ethisches Urtheil des Beifalls oder der Mißbilligung in Bezug auf die angeführten Willensverhältnisse von dem des Verfs abweichen werde, denn in der That sind alle diese Gegenstände so einfach, daß ihre Darstellung, eines demonstrativen Beweises eben so unbedürftig als unfähig, sich getrost auf die entgegenkommende unmittelbare Zustimmung Aller berufen darf. Aber andere Befürchtungen liegen näher. Es kommt hier nicht allein auf die Richtigkeit jener Musterbilder an, sondern auch darauf, daß sie vollständig alle einfachen Verhältnisse umfassen, die ein sittliches Urtheil rege machen; daß sie ferner unter einander keine weitere Zurückführung gestatten, sondern jedes sich als ein eigenthümlicher Gegenstand ethischer Beurtheilung den übrigen nur coordiniere; endlich müssen wir wünschen, daß jedes dieser Musterbilder nicht nur von der Beziehung auf einen bestimmten Fall der Anwendung losgelöst erscheine, sondern auch, daß als die Beziehungspuncte und die Beziehungen, durch welche das sittliche Urtheil erregt wird, solche auftreten, an deren eigenthümlicher Natur dieses Urtheil in der That haftet, nicht aber solche, an denen es nach einer leicht entstehenden Illusion deswegen nur zu haften scheint, weil sie nothwendige abstracte und formelle Voraussetzungen jener concreten und inhaltvollen Verhältnisse sind, die ver-

möge ihres Inhalts, aber nicht allein vermöge jener abstracten Gestalt ihres inneren Gefüges zu einer sittlichen Beurtheilung auffordern. Dieser letzte Punkt wird sich später weiter erklären, in allen drei Hinsichten aber scheinen sich uns gegen Herbarts Ideenlehre und gegen deren Modification durch den Verf. Schwierigkeiten zu erheben, denen nicht überall durch die von ihm selbst im Voraus getroffenen Vorkehrungen Abhilfe geleistet wird.

Was zuerst die Idee der inneren Freiheit betrifft, so wird wohl jeder Leser, der die etwas wortreiche Einleitung durchgelesen hat, und nun zur Betrachtung dieser Idee übergeht, eine Art getuschter Erwartung empfinden. Er hatte gehofft, hier einen neuen Inhalt zu finden, aber er begegnet demselben, den er in der Einleitung dargelegt gesehen hat. In der That ist die Idee der inneren Freiheit keineswegs eine den übrigen practischen Ideen coordinierbare Idee, sondern sie ist der Ausdruck der Basis, auf der alle sittliche Beurtheilung beruht; und daher kommt es, daß ihre Darstellung nur die Gedanken der Einleitung wiederholen kann. Dort bereits wurde behauptet, daß überhaupt nur ein Wille, der weiß, was er will, sittlicher Beurtheilung unterliegen kann, und daß diese undenkbar ist, wosfern nicht ein absolut normierendes Urtheil über den Willen, eine innere ethische Gesetzgebung, diesem seinen Werth bestimme. Wenn nun die Idee der inneren Freiheit nur darin besteht, daß der Wille harmoniere mit dieser inneren Gesetzgebung, und durch diese Harmonie ein sittliches Billigungsurtheil erwecke, so haben wir in der That hier nur den identischen Satz, daß das Gute gefalle, das Böse des Willens aber misfalle, oder daß jeder Wille, der von der inneren Gesetzgebung, weil er mit ihr harmoniert, gebilligt sei, auch ge-

billigt werden müsse. So ist aber die Idee der inneren Freiheit lediglich der Ausdruck der Grundvoraussetzung, welche die Ethik, um sich überhaupt ihren Boden zu gewinnen, machen muß, die alleinige Autonomie des ethischen Urtheils. Sie kann daher nicht den andern Ideen coordiniert werden, sondern muß allein stehen, da sie formell alle übrigen Ideen in sich enthält, weil nur unter der Voraussetzung dieser hier ausgesprochenen Autonomie des ethischen Urtheils den übrigen die Heiligkeit der Muster zukommt, welche in ihnen sich successiv darstellen, während sie zugleich materiell kein so bestimmtes Verhältniß zu ihrer Voraussetzung macht, wie jede der übrigen Ideen dies thut. Mit Recht hat der Verf. die Idee der Vollkommenheit oder Größe, die Herbart aufgestellt, gestrichen und gezeigt, daß alle Größe hier nur als Coefficient gelten könne, welcher die Billigung oder Missbilligung der benannten, eigenthümlich charakterisirten Handlung theilt, welche er zu messen bestimmt ist. Eine ähnliche Absonderung hätte auch die Idee der inneren Freiheit verdient, freilich nicht, um wie der Begriff der Größe, auf einen niedrigeren, sondern um auf einen systematisch höheren Platz gestellt zu werden. Man wird gegen diese Bemerkung sogleich einwenden, daß nach dem Verf. die Idee der inneren Freiheit nicht die Angemessenheit des Willens zu dem objectiven sittlichen Ideale enthalte, sondern nur seine Angemessenheit zu dem, was die subjective Ueberzeugung als solches aufstellt. Wie weit daher auch diese Meinung von dem entfernt sein möge, was mit allgemeiner Verbindlichkeit für ein Musterbild des Handelns gelten müsse, so werde doch eine solche 'Treue des Willens gegen die eigene Einsicht' immer die hier geforderte billigende Achtung in Anspruch nehmen.

Allein von einer solchen inneren Freiheit möchten wir noch viel weniger behaupten, daß sie den übrigen Ideen sich coordinieren lasse, die alle darauf ausgehen, eine über alle subjective Ansicht der Bildung hinausliegende Reihe von Musterbildern aufzustellen, während jene ihren Beifall auf ein nur formelles Verhältniß des Willens zum Bewußtsein des Wollenden wirft. Es scheint mir ein unlogischer Gedanke zu sein, einerseits von unbedingt anzuerkennenden practischen Ideen zu sprechen, anderseits als eine dieser Ideen eine solche Beziehung zwischen einzelnen Bewegungen des Geistes aufzuzählen, welche jene absolute Musterbilder eben nicht anerkennt. Abgesehen jedoch hiervon, so fragt sich noch, ob eine solche Treue des Wollens gegen die eigene Ueberzeugung wirklich so unbedingt ein Urtheil der Billigung auf sich ziehe, daß von der Billigung oder Mißbilligung der befolgten Grundsätze selbst und des factischen Inhalts der That unabhängig wäre. Handlungen, die von wirklich ethischen Motiven ausgehend, durch die Ungunst der nicht genug berücksichtigten Umstände zu übeln Folgen ausschlagen, entnehmen wir allerdings dem Tadel und loben die Treue des Wollens gegen die subjective Ueberzeugung; aber in zahlreichen Fällen tadeln wir die Ueberzeugung selbst, und rechnen sie der Verantwortlichkeit des Individuum zu, und hier kann man wohl kaum sagen, daß die Consequenz des Wollens nach jener Ueberzeugung noch ein ethisches Billigungsurtheil auf sich ziehe; wohl aber kann sie ein ästhetisches Gefühl des Beifalls erregen, wie Alles, was seiner Form nach an sittliche Verhältnisse erinnert, ohne deren Gehalt in sich aufgenommen zu haben. Entfernen wir diese Täuschung, die von der Verwechslung des ästhetischen Eindrucks einer Harmonie überhaupt

mit der sittlichen Beurtheilung herrührt, so dürfte ethisch wohl jene Uebereinstimmung des Willens mit der eigenen Beurtheilung ein indifferentes Phänomen sein, welches nur so weit auf einen Grad sittlicher Würde Anspruch machen kann, als in jener subjectiven Ueberzeugung sich die objectiv anzuerkennenden Ideen mehr oder weniger vollständig und intensiv geltend gemacht haben. In der That ist die Vorkehrung nicht hinreichend, die der Verf. sogleich, die Inhaltlosigkeit der inneren Freiheit gewahrend, gegen die Consequenz macht, alles Handeln gut zu heißen, was mit irgend einer Ueberzeugung zusammenstimme. Gesezt nämlich, sagt er, es rede Jemand ernsthaft davon: er habe nun einmahl die Ueberzeugung, was ihm beliebe oder nütze, oder ihn vergnüge, sei das Vortreffliche, so würde diese Berufung immer nur der Interpret des Willens, nicht aber ein Urtheil über den Willen sein, nur das Drängen dieser Begierde in das Wissen von diesem Drängen übersetzen, aber sie keiner Frage nach ihrem Werthe unterwerfen. Mag dieß nun wahr sein, so kann man doch ein Aehnliches von den Ideen selbst sagen. Auch sie würden dann Nichts sein, als das Drängen des Wohlwollens und der Gerechtigkeit, in ein Wissen von diesem Drängen übersetzt, welches auch nur in so fern einer Frage nach seinem Werthe unterworfen wird, als sich die Beantwortung dieser Frage mit derselben Evidenz aufdrängt, mit der jenem fingierten Eudämonisten sich die Vortrefflichkeit des Vergnügenden aufzwingt. Sobald das Urtheil über den Werth des Willens den Charakter eines unmittelbaren, indemonstrablen, kurz den eines ästhetischen hat, so wird auch diese Idee der inneren Freiheit immer ein gefährlicher Punct bleiben; theoretisch aber wird sie entweder doch zu den Unge-

reimtheiten führen, denen der Verf. zu entgehen sucht, oder wenn der Fortschritt zu den übrigen practischen Ideen ihrer gefährlichen Unbestimmtheit ein Gegengewicht hält, so wird sie an sich bedeutungslos werden, und der Reihe dieser Ideen als ein selbständiges Glied, eine Grundvoraussetzung der Ethik gegenüber stehn.

Eine andere Erinnerung ist über die Idee des Wohlwollens zu machen. Sie soll dem Schema der logischen Eintheilung der Willensverhältnisse gemäß, daß der Auffindung der Ideen zu Grunde liegt, dem Falle entsprechen, daß ein Wille einem vorausgesetzten fremden Willen sich widmet. Hierauf falle unmittelbar ein Urtheil des Beifalls, während das Uebelwollen mißfalle. Es scheint uns nun, daß hier zunächst gar kein sittliches Urtheil rege wird, so lange wir kein anderes Verhältniß voraussetzen, als das, was der logischen Eintheilung möglicher Verhältnisse nach oben angegeben ist. Ob ein Wille mit einem andern vorausgesetzten harmoniert oder nicht, (daß er sich ihm widmet, enthält schon eine Voraussetzung mehr) ist vorerst eine eben so gleichgiltige Beziehung, als der Gegensatz oder die Begünstigung zweier physikalischer Kräfte unter einander, und nur ein höchst schwankendes ästhetisches Urtheil wird sich daran knüpfen, je nachdem uns Einheit oder Gegensatz der Bestrebungen durch Associationen der Phantasie zu dem Bilde eines Schönen, Erhabenen oder Häßlichen hinführen. Es ist hier einer der oben erwähnten Fälle, wo als das Verhältniß, auf dem das sittliche Urtheil ruht, ein solches angegeben ist, auf dem es nur zu ruhen scheint. In allen Fällen nämlich, wo wir Liebe und Wohlwollen zu billigen haben, wird freilich ein Anschmiegen eines Willens gegen einen vorausgesetzten fremden Statt finden,

aber jene Gesinnungen werden nicht um dieses formalen Beziehungs skelettes, das in ihnen liegt, sondern um des viel concreteren Inhalts willen, den sie darum ausbreiten, das Urtheil des Wohlgefallens auf sich ziehen. Der Vf. hat dies selbst gefühlt, und sagt: einen fremden Willen voraussetzen, heißt ihn denken als begehrend ein Wohl, sich sträubend gegen ein Uebel; und nur so konnte man natürlich der hier in Rede stehenden Idee den Namen des Wohlwollens geben. Abgesehen jedoch davon, daß diese ausdrückliche Erwähnung des Inhalts, den man im fremden Willen voraussetzen muß, der ganzen Betrachtung jetzt eine andere Basis gibt, indem nämlich nun nicht mehr die Harmonie der beiden Willen, sondern die Tendenz des Einen, fremdes Wohl zu begünstigen, das eigentlich Gefallende ist, so scheint mir auch jene Voraussetzung nicht vollständig und umfassend. Mag auch das eudämonistische Streben nach Wohl, welches also immer nicht bloß einen Willen, sondern den Willen eines fühlenden Wesens voraussetzt, ein hauptsächlich Object des Wohlwollens sein, so haben wir am fremden Willen mehr zu ehren als dies. Und wenn wir einmahl den vorausgesetzten fremden Willen nicht als Willen überhaupt, sondern als einen bestimmten inhaltvollen betrachten, also das Verhältniß unsers Willens zu einem nur theoretisch erkennbaren Objecte eines fremden berücksichtigen, so ist hier kein Grund, eine weitere Anknüpfung des Theoretischen sich zu versagen, und davon abzu sehen, daß überhaupt unser Wille nicht bloß im Verhältnisse zu einem andern, sondern auch dadurch Werth erhält, daß er sich den bewußten oder unbewußten Strebungen anschließt, durch welche ein anderer Geist die seiner eigenthümlichen Natur gesetzte Bestimmung zu erreichen

sucht. Hierdurch aber wird die ganze Betrachtung über die vom Verf. eingehaltenen Grenzen erweitert; das Motiv, welches in allen diesen Verhältnissen die Billigung erweckt, ist weder die ganz gleichgiltige abstracte Uebereinstimmung des Willens mit dem vorausgesetzten fremden, noch auch einzig die Sympathie, die fremdes Wohl zu befördern, Wehe abzuwenden strebt, sondern dies Motiv liegt ganz allgemein in der Pietät und der Achtung, die wir jeder sich entwickelnden Natur und den Bestrebungen zu zollen haben, durch die sie ihre Bestimmung verwirklicht. In so fern könnten wir diese Idee nicht mehr mit dem Namen des Wohlwollens bezeichnen, der nur statthast sein wird, wo ein Bedürfnis des fremden Willens uns Gelegenheit zu einer helfenden Leistung gibt, wir würden vielmehr einen Namen für sie suchen müssen, der auch die Achtung gegen die unabänderlichen Gesetze der Natur, so weit sie in den Kreis unsers Handelns fallen, und so weit also diese Achtung selbst durch Thun oder Unterlassen ausgedrückt werden muß, der ferner die Achtung gegen den Geist der Geschichte umfaßt, die uns nicht erlaubt die Begebenheiten als eine willkürlich zu gestaltende Masse anzusehen. Nun freilich würde die Herbart'sche Ethik wenigstens in Bezug auf das Letzte lieber geneigt sein, das Object eines solchen Willens zu leugnen; allein wenn wir von dem Verhältniß unsers Willens zu einem vorausgesetzten andern sprechen, so möchte doch zu diesen letztern gewiß der Wille Gottes gehören, und schon diese nicht abzuweisende Betrachtung könnte uns lehren, daß der Beifall, den die Harmonie unsers Willens mit einem vorausgesetzten fremden sich erwirbt, nicht immer darauf beruht, daß wir den andern als 'sich sträubend gegen ein Weh' vor auszusehen haben,

und daß diese Idee, da Wohlwollen gegen Gott ziemlich seltsam sein würde, in den allgemeineren Gedanken einer Pietät umzuwandeln ist, der den Werth alles Seienden achtet, der allerdings nur auf theoretischem Wege zu erkennen ist.

Ähnliches findet sich bei der Idee des Rechtes vor. Gesezt, zwei Willen berührten sich unabsichtlich in einem äußeren Gegenstande, so wird behauptet, der Streit, abgetrennt von allen fremdartigen Nebenrückichten, mißfalle. Hier kommt es offenbar darauf an, was man unter Streit, und was unter jenen Nebenrückichten versteht. Wir geben leicht zu, daß der Zank überall mißfalle, allein je mehr wir den Begriff des Streites von allen Affecten und jeder sonstigen Erbitterung, die dem unabsichtlichen Zusammentreffen zweier Willen fremd ist, abtrennen, je weniger wir überhaupt an ein bestimmtes Beispiel denken, weil in einem solchen immer Nebenrückichten das Urtheil bestimmen, um so weniger können wir die Evidenz jenes Mißfallens finden. Vielmehr scheint uns der Streit zweier Willen an sich etwas ganz Gleichgiltiges, daß aber in concreto nie gleichgiltig sein kann, weil nicht zwei Willen, sondern zwei wollende Subjecte auftreten, die mehr gegenseitig an sich zu achten haben, als ihren bloßen Willen. Dies könnte nun in dem weitem Fortgange gleichgiltig sein, allein meine Bemerkung ist dagegen gerichtet, daß die Ideen durch ästhetische Primitivurtheile gefunden sein sollen, die sich unmittelbar an ein gedachtes Verhältniß der Willen knüpfen. In so fern ist es wichtig, daß das wahre Motiv hervorgehoben werde, welches das sittliche Urtheil erregt, und die scheinbare Evidenz verschwinde, mit welcher gewisse Verhältnisse es auf sich zu ziehen scheinen, weil man jenes Motiv, das in ihnen nicht liegt,

durch allerhand Vorstellungsassociationen getrieben, hinzu suppliert. Wenn nun der Verf. aus dem Mißfallen am Streite die Uebereinkunft über die Grenzen der Willen und dann den Vertrag als Grundlage alles Rechts herleitet, das für ihn immer ursprünglich, persönlich und positiv, nie angeboren ist, so mag gern zugestanden werden, daß auf dem Wege dieser Betrachtung dieß consequent ist und andere Rechte sich nicht finden ließen. Will man jedoch selbst den Begriff des Rechts auf diese Bedeutung einer durch Uebereinkunft entstandenen Willensgrenze beschränken, so vermessen wir wenigstens einen Quell, aus dem andere Beschränkungen und Berechtigungen der Willen, die z. B. aus natürlichen gegenseitigen Verhältnissen der Individuen hervorgehen, abgeleitet werden könnten.

Die Idee der Billigkeit, die bei Herbart nicht auf dem Verhältnisse zweier Willen beruht, ist vom Verf. auf ein solches zurückgeführt worden, das jedoch an Anschaulichkeit und Deutlichkeit mir der Herbart'schen Entwicklung nachzustehen scheint. Fassen wir nur z. B. den weithuenden und den das Weh leidenden aber nicht leiden wollenden Willen auf, so knüpft sich hieran zwar Mißbilligung, aber keine Hinweisung auf billigen Ersatz und Vergeltung, sondern nur auf Auflösung des mißfallenden Verhältnisses. Im Wesentlichen wird dagegen auch dieß Motiv, welches uns Ersatz suchen heißt, auf der Anerkennung beruhen, die auch der Idee des Wohlwollens zu Grunde liegt, auf der Achtung jedes fremden Seins, die nicht nur durch positive Pietät, sondern auch durch die Wiederherstellung der versagten Leistungen oder den Ersatz der zugesügten Unbill zu bewähren ist. Die strafende Billigkeit dagegen als einen Rückgang des

gleichen Quantum von Wehe auf den Thäter zu betrachten, wird immer noch nahe an den Begriff der Rache streifen, und würde sich angemessener als eine entsprechende Anerkennung des Schlechten darstellen lassen, die sich eben sowohl wie jene ersetzende Pietät in Handlungen ausdrückt, nicht um einen Rückgang des Wehs von dem Beleidigten zu bewirken, sondern um der allgemeinen Idee der Billigkeit auch diese entgegengesetzte Wirklichkeit zu verschaffen.

Mit der Idee der Billigkeit schließt bei dem Vf. die Reihe der practischen Ideen; wir haben nur noch den Nachweis zu betrachten, daß sie überhaupt geschlossen sei. 'Vor dem Verhältniß zwischen dem eignen Willen und der eignen Beurtheilung dieses Wollens, sagt der Verf., kann es kein früheres geben, weil, wo Wille und Beurtheilung in dem Bewußtsein derselben Person sich nicht begegneten, da für sie von Ideen überhaupt nicht die Rede sein könnte.' Dies zeigt, wie wir oben bemerkten, daß die diesem Verhältnisse entsprechende Idee der inneren Freiheit überhaupt eine besondere Stelle, nicht als einzelne Idee, sondern als Basis der Betrachtung einnehmen müsse. Es kommt nun bei der Entwerfung der Ideenreihe darauf an, alle die Verhältnisse, in die der Wille gerathen kann, und die eine sittliche Beurtheilung erwecken, aufzufinden; in die Idee der Freiheit aber kann man entweder alle diese Urtheile schon verlegen, oder auch keines ausgesprochen in ihr vorfinden. Der Nachweis nun für die Vollständigkeit der hier aufgestellten Reihe practischer Ideen soll auf dem schon in der Einleitung bemerkten Grundsatz beruhen, daß nicht der Gegenstand den Werth des Wollens bestimme, überhaupt nicht das

eine Glied des Verhältnisses bilden könne, auf dem das sittliche Urtheil ruht. Bleibt aber der Gegenstand unbestimmt, so lassen sich in einem wollen- den Subject oder zwischen mehreren keine anderen Willensverhältnisse durch eine vollständig nach contradictorischen Gegensätzen ausgemessene bedeutungsvolle Eintheilung mehr finden als die angegebenen, daß ein Wille entweder zu einem vorausgesetzten oder zu einem wirklichen, und wenn zu einem wirklichen, entweder absichtlich oder unabsichtlich in Berührung träte. Dieses Schema, nach welchem die Ideenreihe in ihrer Vollständigkeit gefunden werden soll, scheint mir in zweierlei Hinsicht ungenügend. Erstens in so fern als es nur sehr von Weitem auf wirklich ethische Verhältnisse hindeutet, und anstatt ihrer nur die abstracten Beziehungsformen aufstellt, die man noch mit vielem concreten Inhalt bereichern muß, ehe sie überhaupt ethische Beurtheilung erwecken; zweitens aber deswegen, weil es auf einer willkürlichen Beschränkung der Aufgabe beruht. Es mag allerdings sein, daß der Gegenstand keinen Werth des Willens bestimme, allein der Gegenstand ist kein Correlat für den Willen im Allgemeinen; wir können überhaupt nie einen Gegenstand wollen, sondern nur, daß dieser Gegenstand in gewisse Verhältnisse entweder zu uns oder zu einem Andern trete. Wir können nicht wollen ferner, daß etwas sei, sondern daß es werde oder bleibe oder vergehe; Veränderung des Seienden ist also das, was jeder Wille will, oder Schutz des Bestehenden gegen eine drohende Veränderung.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 9. August 1845.

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften dargestellt von G. Hartenstein, ord. Prof. d. Philos. an d. Univ. zu Leipzig.'

Wollten wir in der That nur einen Gegenstand, was an sich unmöglich ist, da man ihn doch entweder haben, oder nicht haben, erhalten oder vernichten wollen muß, so möchte allerdings das Object unsers Wollens keinen Einfluß auf die Werthbestimmung des Willens haben; denn ein Object steht, so lange wir keine Beziehungen hinzudenken, in keinen. Wohl aber kann der Inhalt unsers Wollens, die Veränderung, die wir veranlassen wollen, die Zerstörung der bestehenden Beziehungen zwischen dem Seienden und die Stiftung neuer, oder das Festhalten einzelner gegen den Andrang anderer Veränderungen in uns die Frage veranlassen, ob nicht auf diesen Umwälzungen und dem Verhältniß des durch uns Veranlaßten zu dem unabhängig von uns Bestehenden etwas ethisch Mißfälliges liege. Ohne Zweifel ist alles unser Han-

denn ein Stören des grade Bestehenden; auf welchen dieser Handlungen ruht das Mißfallen, so daß sie selbst im strengeren Sinne als Störungen zu betrachten sind, auf welchen das Urtheil der Billigung? Unleugbar kommen wir nun, wenn wir die Veränderungen, die wir durch unsere Handlungen verursachen, classificieren wollen, auch auf eine Anzahl Beziehungen, in denen unser Wille die Handlungen und den Willen Anderer zu bestimmen und zu verändern unternimmt, und diese Classe der Verhältnisse liegt dem gewöhnlichen Bewußtsein um so näher, je mehr es die Ethik zu einer bloßen Norm des Handelns gegen andere Menschen herabdrückt; aber diese Verhältnisse, welche im Wesentlichen, wie oben ausgeführt wurde, auf der Pietät gegen fremde Individualität beruhen, sind nicht die einzigen. Vielmehr verlohnte es einer weiteren Untersuchung, ob nicht auch unsere Handlungen, wo sie die Gesetze der natürlichen Entwicklung des Seienden zu hemmen drohen, wo sie überhaupt etwas Anderes beabsichtigen, als die Ordnung der Welt deutlich mit sich bringt, ganz ähnlichen ethischen Urtheilen unterliegen würden, und es scheint mir, als läge gerade in dieser Richtung die Ethik der inneren Gesinnung, die zu ihrem Dasein gar keines Verhältnisses zu andern Willen nothwendig bedürfe. Allerdings aber setze diese Ethik, weit entfernt von metaphysischen Voraussetzungen unabhängig zu sein, dieselben gerade voraus, nicht jedoch so, als flösse aus dem was ist, der Werth dessen was sein soll, sondern so, daß der erkannte Umfang dessen, was als ewige Norm des Geschehens ist, weil es sein soll, unsere Blicke auf die Vollständigkeit aller der Verhältnisse lenkt, in denen unser Wille auf Uebereinstimmung mit einem Andern bedacht sein muß, um dem ethischen Tadel zu entgehen. Alles,

was die Heiligkeit der Sitte bildet, Alles, was über das Handeln hinaus zur Frömmigkeit der Gesinnung gehört, wurzelt auf diesem Grunde einer immerhin nur unvollkommenen Uebereinstimmung mit den Verhältnissen, den Gesetzen, der Idee dessen was ist, während Herbarts Ideen, sobald der Beifall, den hier das ethische Urtheil ausspricht, auf sein wahres Motiv zurückgeführt wird, dieselbe Pietät und Harmonie zwar fordern, aber nur fragmentarisch in Bezug auf einige Theile der Bestimmung wollender Wesen. Es ist uns unmöglich, hier mit gleicher Ausführlichkeit auf das Weitere einzugehen, und wir können nur kurz andeuten, wie der Verf. die ursprünglichen ethischen Ideen in der Bedeutung verfolgt, die sie als gesellschaftliche, d. h. für eine irgend wie große Mehrheit vereinigter Willen annehmen. In allen diesen Ueberlegungen erscheinen jene ursprünglichen Ideen als die einzigen eigentlich zu realisierenden Muster, die gesellschaftlichen Einrichtungen aber als die Mittel, jenen höchsten Zweck und Inhalt alles vernünftigen Lebens an dem zufälligen Material der empirischen Verhältnisse in die wir gestellt sind, zur Verwirklichung zu bringen. Hieraus entsteht für eine Neigung der Ansicht, wie wir sie im Anfang dieses Referats andeuteten, eine gewisse Trockenheit und Ziellosigkeit alles dessen, was an socialen Mitteln aufgeboten wird. Wie groß auch der ethische Werth des Wohlwollens, der Billigkeit und des Rechts sein mag, und welches Gewicht auf sie bei allen Handlungen des einzelnen Individuum zu legen ist, so meinen wir doch, daß nach ihnen auch nur das Leben des Einzelnen ausgemessen werden kann, das Leben der Gesellschaft aber nicht bloß diese ethischen Ideen, sondern vermittelst der geselligen Formen, die sich auf sie

gründen, einen bestimmten concreten idealen Inhalt zur Verwirklichung zu bringen hat, der sich an der leitenden Hand der äußern Verhältnisse sowohl als in der Entwicklung der Geschichte bildet. Setzen wir voraus, daß kein Streit sei, daß jeder Wille dem andern wohlwollend sich widme, daß Billigkeit überall herrsche, was ist nun das Ziel, der für sich werthvolle Zweck einer solchen beruhigten Gesellschaft, in der alle Motive der Störung eines gemeinsamen Zusammenwirkens hinweggeräumt sind, während doch nun erst sich zeigen sollte, welche Richtung diese ethisch idyllische Vorbereitung einschlagen soll. Oder soll die Rechtsgesellschaft nur um der Idee eines hier ganz formell gehaltenen Rechts willen da sein, das Lohnsystem nur um der billigen gleichmäßigen Vertheilung der Güter und Leistungen? Ich meine, daß die oben der ganzen nachfolgenden Behandlung gestellte Frage, welche Bedeutung diese Ideen für eine Gesellschaft annehmen, nicht die richtige sei, sondern daß zuerst erörtert würde, ob überhaupt das Individuum bloß zufällig in sociale Verhältnisse komme, oder ob diese eine nothwendige Ergänzung sei, die ihm zur Erreichung seiner Bestimmung zukommen müsse; dann ließe sich nach dem Ziele der Gesellschaft fragen und zuletzt nach der Bedeutung, welche die für den Einzelnen in seinem Handeln verbindlichen Ideen unter Voraussetzung dieses Zieles für die Gesellschaft haben können.

Die Idee der Rechtsgesellschaft, wie sie hier dargestellt ist, veranlaßt noch besonders zu diesen Zweifeln. Durch gegenseitiges Ueberlassen werde der auf irgend welche zufällige Weise entstandene Besitzstand, die Disposition über irgend ein Aeußeres zum Recht ausgebildet, gleichgiltig, welches der Inhalt und die gegenseitigen Verhältnisse dieses

Besitzstandes wären. Möchten auch durch dieses formelle Recht die Interessen Einzelner empfindlich gekränkt werden, so würde zwar ein solches Recht vielleicht der Billigkeit und dem Wohlwollen widersprechen und es möchte gut sein, einen solchen Uebelstand zu vermeiden, allein Recht bliebe es nicht minder. Wir zweifeln nicht daran, daß es formelles Recht bliebe; allein wie schon oben erwähnt wurde: können wir schon in einem Streite der Willen, von dem der Begriff jeder selbst unabsichtlichen Kränkung entfernt würde, keinen Gegenstand einer ethischen Mißbilligung und keine Nothwendigkeit eines streitendigen Rechts finden, so können wir eben so wenig in einem Rechte, das die Kränkung der Willen, zu deren Beseitigung allein das Aufhören des Streits gewünscht werden kann, nicht verhindert, noch irgend etwas erblicken, woran das Merkmal ethischer Würde unmittelbar haftete, obwohl vermittelte Verbindlichkeiten genug vorhanden sein mögen, die den Gehorsam gegen ein solches Rechtsgesetz nöthig machen. Zum Glück hat die Geschichte nie eine solche Rechtsbildung lange bestehen lassen, sondern aus dem Bewußtsein, daß jede Zeit und jedes Volk sich über das Ziel und den Zweck alles menschlichen Lebens und Strebens gebildet hatte, sind durch die Sitte hindurch die Rechtsgrenzen da angebracht worden, wo sie jenem Bewußtsein gemäß Statt finden mußten, und haben sich umgewandelt, wenn eine sich umwandelnde Ansicht des Lebens sie unpassend, in einzelnen Beziehungen unrecht und drückend erscheinen ließ. Der Verf. hat in der Betrachtung der gesellschaftlichen Ideen die des Rechts vorangestellt, und nachdem er im Lohnsystem die die Rechtsvorteile und Nachtheile der Würdigkeit anpassende Billigkeit, in dem Verwaltungs-

system die das öffentliche Beste berücksichtigende und vorsorgende Idee des Wohlwollens darstellt, gelangt er erst am Ende zu der Bedeutung, welche die Idee der inneren Freiheit in der beseelten Gesellschaft erlangt, in der jedes Glied das Bewußtsein der geselligen Aufgaben mit dem Willen verbindet, ihnen in dem ihm zukommenden Kreise Genüge zu thun. So ungern wir diesen letzten mannigfaltig anregenden Abschnitt vermissen würden, so schien uns doch die Idee der inneren Freiheit, auch hier als Basis an die Spitze gestellt, die oben erwähnte Unpaßlichkeit des formellen Rechtssystems zu heben. Nur wo ein gesellschaftliches Gewissen vorhanden ist, wird ein diesem angepaßtes formelles Recht für diejenigen ein wirklich ethisches Recht sein, die diese Ueberlegung in sich finden; und wie auch z. B. die Geschichte über die innere Trefflichkeit eines solchen Rechts später urtheilen mag, so würde es doch verbindlich für den Einzelnen sein, da es nicht, wie die primitive Idee der Freiheit, die bloße Treue des Willens gegen ein subjectives Gewissen, sondern die gegen eine objectiv anerkannte Grenze der Willen sanctioniert.

Bis zu Ende dieses zweiten Buchs seines Werkes haben wir den Verf. mit einigen Nebenbemerkungen begleitet; es folgen noch zwei Bücher, an Inhalt und specieller Belehrung, an vielen treffenden Bemerkungen reich, aber um der Manigfaltigkeit ihrer Ansichten und der behandelten Gegenstände willen zu wenig geeignet, um hier in der Kürze, die nöthig sein würde, besprochen zu werden. Das dritte Buch behandelt die regulativen Principien, die Bedingungen und Grenzen der Darstellung der Ideen im menschlichen Leben und stellt zuerst die formellen Begriffe auf, die nothwendig gemacht werden durch die Anwendung der Ideen, die an sich nur Gegenstände ästhetischer Urtheile

sind, zum Maßstabe der Beurtheilung des wirklichen menschlichen Wollens; die Begriffe des Vollkommenen und Unvollkommenen, der Tugend, der Pflicht, des sittlichen Gutes. Diesen folgt die Betrachtung des Menschen in der Mitte der Natur und der Gesellschaft oder der materiellen Bedingungen, die bei der Verwirklichung ethischer Ideen concurriren. Der Einzelne als solcher, der Einzelne neben Andern, die Gesellschaft, der Staat sind die Gegenstände der Untersuchung. Das vierte Buch endlich handelt von der Gliederung des ethischen Organismus im menschlichen Leben, und betrachtet den Einzelnen als Subject und Object der Pflicht einestheils im Verhältnisse zu sich selbst, anderntheils die Einzelnen als für einander Gegenstand der Pflicht, sodann die Gesellschaft als Subject und Object der Pflicht.

Wir würden dem überall sorgsam durchgearbeiteten und in seinen einzelnen Theilen fest zusammengefügtten Werke des Verfs, so wie dem langen Nachdenken, das in diesen letzten Abschnitten eine große Masse Material deutlich und lichtvoll zusammengestellt hat, Unrecht thun, wenn wir, unfähig einen kurzen Abriß seines Gedankengangs zu geben, uns an eine Polemik gegen einzelne seiner Lehrmeinungen halten wollten. Da er sein Werk Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften genannt hat, so begnügen wir uns mit der kurzen Relation der ersten Bücher, überzeugt, daß bei der Verbreitung des Werks eine bloße Inhaltsangabe der letztern überflüssig sein würde. Ob der Verf. durch diese Bearbeitung der Herbart'schen Ethik der Schule, der er angehört, in der That einen realen Dienst geleistet, daran kann man noch zweifeln, ich glaube wenigstens, daß auch eine so gründliche und sorgsame Arbeit wie diese doch weder dem Standpuncte, den Herbart hier eingenommen, ein

dauerndes Interesse zuwenden, noch die Bedürfnisse wird immer zurückdrängen können, die in einer andern Schule mit weniger Genauigkeit, aber doch lebendig und nicht ohne Berechtigung festgehalten werden.
H. L.

B ü c h.

Im Verlag von Meyer und Zeller und S. Höhr 1845. Archiv für Schweizerische Geschichte herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Dritter Band. 398 Seiten in Octav.

Mit Freude begrüßen wir die Erscheinung dieses inhaltreichen Bandes, der Abhandlungen, Urkunden und Denkwürdigkeiten enthält, welche die vaterländische Geschichte beträchtlich bereichern, und nicht nur Schweizern, sondern auch deutschen Historikern und Rechtsgelehrten viel Interessantes darbieten. Die Reihe der in diesem Bande enthaltenen Arbeiten eröffnet eine Abhandlung unter dem Titel: 'Das Thal Glarus unter Siedingen und Oesterreich und seine Befreiung.' Ein rechtsgeschichtlicher Versuch von Joh. Jacob Blumer.

Es haben schon mehrere durch Kenntnisse und Scharfsinn hervorragende Schweizer die Geschichten einzelner Cantone von einem neuen Standpunct aus betrachtet, besonders die Staatsverfassung und Rechtsverhältnisse derselben behandelt, und so die Entwicklung des inneren Zustandes einzelner Orte und deren allmähliche Bildung zu Freistaaten urkundlich dargestellt. Vortreffliche Arbeiten dieser Art sind von Arr's Geschichte von St. Gallen, Zellweger's Geschichte des Appenzellischen Volkes, Bluntschli's Zürcherische Staats- u. Rechtsgeschichte. Durch Kopp's Forschungen veranlaßt, haben Heusler, v. Gingins u. A. den ursprünglichen Zustand derjenigen Länder, aus denen der

Bund hervorgegangen, zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gewählt, und zur genaueren Kenntniß der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft viel beigetragen. An die verschiedenen, aber unter sich nahe verwandten Arbeiten jener Freunde vaterländischer Geschichten schließt sich die in jeder Hinsicht schätzenswerthe, besonders aber durch die gründliche und klare Darstellung ausgezeichnete Abhandlung des Hrn Blumer. Nicht nur wirft dieselbe ein helles Licht über die älteren Zustände des Thales Glarus, und zugleich auf die Verfassung anderer schweizerischer Landschaften im Mittelalter, sondern sie liefert auch Beiträge zu einer unbefangenen Würdigung der in neuerer Zeit in Frage gestellten Glaubwürdigkeit des berühmten Geschichtschreibers Aegidius Tschudi, dessen Nachrichten über seine nächste Heimath hier geprüft werden. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir, — jedoch ohne Hrn Blumer Schritt für Schritt zu folgen — in gedrängter Kürze das Hauptresultat seiner Forschungen hier mittheilen.

Der jetzige Canton Glarus gehörte, nachdem die Alamannen dem fränkischen Reiche sich unterworfen hatten, in der Eintheilung desselben zum Herzogthum Alamannien, und, wenigstens seinem größten Theile nach, zum Thurgau, wie in kirchlicher Hinsicht zum Bisthum Constanz. Als der große Thurgau in zwei kleinere Gaue zerfiel, so mag Glarus, wie mehrere benachbarte Ortschaften zum Zürichgau geschlagen worden sein. — Im Anfange des elften Jahrhunderts kommt das Thal Glarus — welches zwar nicht alle zum gegenwärtigen Canton dieses Namens gehörenden Gemeinden umfaßte, aber dennoch ein Ganzes, d. h. einen zusammenhängenden Landesbezirk bildete — als im Eigenthum und unter der Grundherrschaft des Stif-

tes Seckingen stehend, urkundlich vor. Seckingen war eine Immunität wie die Frauenmünsterabtei in Zürich, und die Leute des Thales Glarus standen in eben dem Verhältniß zu der Abtissin von Seckingen, wie die Urner zum Frauenstifte in Zürich. — Die Geschichtschreiber theilten bisher die falsche Ansicht des irgeleiteten Megidius Eschudi, 'der dem Thale Glarus, welches er doch als unter seckingischer Herrschaft stehend anerkennt, schon für die ältere Zeit eine Art von demokratischer Verfassung, einen vom Volke an der Landsgemeinde gewählten Landammann und einen Landrath, 'der die gemeinen täglichen Landsgeschäfte zerlegte', gibt. Besonders auffallend ist es, daß selbst Joh. v. Müller, obgleich er zugibt, daß die meisten Glarner zu jener Zeit Hörige des Stiftes waren, sie doch schon beinahe als einen souverainen Staat behandelt, dessen Gemeinde sich selbst Gesetze gibt, über Krieg, Frieden und Bündnisse entscheidet.'

Das Thal Glarus, als echtes Grundeigenthum des Stiftes Seckingen, läßt sich in der ältesten Zeit als ein großer herrschaftlicher Hof, als eine *Curtis indominicata* auffassen. Der Haupthof (*hoba indominicata*), d. h. dasjenige Grundstück, zu welchem alles übrige Land im Umkreise des Hofes gewissermaßen als Pertinenz gehörte, dem alle übrigen bewohnten und bebauten Grundstücke innerhalb desselben pflichtig waren und dienten, lag in der Gegend des jetzigen Fleckens Glarus. Bei weitem der größere Theil des Landes war an die eigenen Leute in bedeutenden Stücken (Hufen) ausgethan, von denen sie nur zu jährlichen Zinsen und Abgaben verpflichtet waren. In späterer Zeit gingen jene abgeleiteten Besitzungen immer mehr an freie Leute über, deren verliehene Grundstücke wie die der Hörigen sich vererbten, seitdem die freien Hintersassen das herrschaftliche

Hofgericht auch für sie anerkannten, und mit ihnen die Hörigen nun eine Gemeinde bildeten. — Die Bewohner des Thales Glarus zerfielen in drei Stände: 1) die freien Wappengenossen, 2) die übrigen freien Gotteshausleute, auch *Sempereute* genannt, 3) die Hörigen, eigenen Leute des Gotteshauses. Die Verhältnisse dieser drei Classen wie zum Stifte so zu einander, ihre Verpflichtungen und Vorrechte werden vom Verf. sorgfältig auseinandergesetzt und deutlich dargestellt. Eben so entwirft er als Sachkundiger das Bild der Rechtspflege in seiner Heimath während des Mittelalters. Das Recht der grundherrlichen Gerichtbarkeit, welches der Abtissin von Seckingen zustand, verwaltete der Meier. Nur alle vier Jahre pflegte die Abtissin einmahl persönlich im Thale zu erscheinen, um ihr Hofgericht mit zwölf Rechtssprechern (*jurati*) zu besetzen. Bei den grundherrlichen Gerichten war die Theilnahme aller Hofgenossen, im Gegensatz zu dem Urtheilen eines bloßen Ausschusses von Schöffen, das Gewöhnliche. Die Urtheile, welche im Gerichte des Meiers gefunden worden, konnten weiter gezogen werden an das Hofgericht zu Seckingen, welchem die Abtissin selbst vorstand. Es konnte ein solcher Weiterzug nicht bloß dann Statt finden, wenn die Minderheit des Gerichts den Beschluß der Mehrheit nicht anerkennen wollte, sondern auch dann, wenn eine Partei sich über ein, selbst einstimmig gefälltes Urtheil beschwerte und dasselbe anfocht. Es erinnert dieses Verfahren an das Urtheilschelten der Rechtsbücher, und nähert sich den Appellationen des neueren Rechtes, weshalb es auch schon frühe nicht nur in Urkunden, welche die deutsche Schweiz betreffen, sondern auch öfters im Chartular von Romainmotier, unter diesem Namen erwähnt wird. Ueber den Meier wird von Hrn

Blumer ausführlich behandelt; auch der ihm zur Seite stehende Keller, so wie die übrigen Angestellten des Gotteshauses, der Bannwart, der Schreiber, der Fischer, der Bote und ihre Amtsverrichtungen näher bezeichnet. Als Stellvertreter des Meiers von Glarus kommt der Ammann (minister) vor. Im J. 1288 ging das Meieramt an das Haus Oesterreich über. Der Ammann blieb zu dem höheren Beamten, der die hohe Gerichtsbarkeit verwaltete, im Verhältnisse eines Untervogtes, in dem sein Amt fort dauerte. Erst im J. 1352 kann der Ammann als Repräsentant der auflebenden Volksfreiheit gelten.

Das Stift Seckingen befand sich wahrscheinlich unter dem unmittelbaren Schutz des Reichs, das in diesem Fall einen besondern Kastvogt für dasselbe bestellte. Als geistliche Immunität bedurfte Seckingen eines Kirchenvogts, und zugleich eines Schirmvogts (defensor). Beide Vogteien waren, besonders im späteren Mittelalter, unter dem Titel der advocatia, Kastvogtei, gewöhnlich mit einander vereinigt. Im Anfange des 13. Jahrhunderts war die Kastvogtei (und höchst wahrscheinlich damit zugleich die Reichsvogtei) über Seckingen in dem Besitze des Habsburgischen Hauses, nach dessen Trennung (1239) sie auf die ältere Linie überging. Wir sehen Rudolf nach seiner Königswahl als Kastvogt über das seckingische Thal Glarus handeln. König Albrecht brauchte nicht, wie Tschudi erzählt, jene Vogtei an sein Haus zu ziehen, weil dieses sie — zwar nicht als Eigenthum, aber als erbliches Reichslehen — schon lange besaß. — Die Glarner waren, wie die Waldstätte, der Gefahr ausgesetzt, allmählich ganz unter die österreichische Landeshoheit zu kommen. Offenen Widerstand boten sie dann erst, als die Herzoge von ihnen verlangten, daß sie in ihren (der Herzoge) Kriegen mitkämpfen sollten. Andere

unrechtmäßige Ansprüche und die Bedrückungen auswärtiger Högte, die sie ins Land schickten, erbitterten die Thalleute vollends. Im Kriege Oesterreichs gegen Zürich und die Waldstätte (1351) fanden sie die gesuchte Gelegenheit, das verhaßte Joch mit Gewalt abzuschütteln. Im J. 1352 schlossen sie einen Bund mit den vier alten Orten, ohne sich jedoch vom Habsburg-österreichischen Hause ganz losreißen zu können. Im J. 1387, nach der Schlacht bei Sempach (1386), traten die Männer von Glarus in eine Landsgemeinde zusammen, um sich zum ersten Male selbst Gesetze zu geben. Im folgenden Jahr (1388) errangen sie in der glorreichen Schlacht bei Näfels über das österreichische Heer einen völlig entscheidenden Sieg. Endlich wurde das in dem Zeitraum 1288—1372 ziemlich locker gewordene Verhältniß des Thales Glarus zum Stifte Säckingen dadurch gänzlich aufgelöst, daß die Glarner sich, im J. 1395, von allen ihren Verpflichtungen gegen dasselbe löskauften.

Aus dieser Uebersicht der Abhandlung des Hrn Blumer läßt sich leicht auf ihren Inhalt und Werth schließen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, der hier zum ersten Male vom Standpuncte der deutschen Reichsverfassung aus betrachtet wird, mag uns entschuldigen, wenn wir länger bei demselben verweilten.

Auf die Arbeit des Hrn Blumer folgt (S. 96—108) ein Aufsatz des Hrn J. C. Zellweger unter dem Titel:

II. Hatte im Jahr 1405 ein Treffen bei Wolfhalden Statt oder nicht? — Als der Vf. in seiner 'Geschichte des Appenzellischen Volkes' den Krieg des Herzogs Friedrich von Oesterreich mit den Appenzellern schreiben sollte, fand er in den gedruckten Geschichten der Eidgenossenschaft so viele Abweichungen in ihrer Erzählung, als er Autoren zu Rathe zog. Dies veranlaßte ihn die Quellen aufzusuchen.

Durch eine sorgfältige Vergleichung und Prüfung derselben gewann er unter anderm das Resultat, daß von den zwei Schlachten, welche gewöhnlich an einen und denselben Ort verlegt werden, erstere an der Wolfthalde, letztere am Stoß Statt gefunden habe. Da aber neuere Schriftsteller, die auf historische Kritik Anspruch machen, der alten, irrigen Meinung beipflichten, erachtete es Hr. Zellweger zweckmäßig, die Gründe, auf welche seine Erzählung sich stützt, auseinander zu setzen. In der Kritik der Quellen wirft der berühmte Vf. über die besprochene Begebenheit ein neues Licht.

III. Développement de l'indépendance du Haut-Vallais et conquête du Bas-Vallais. Par M. Fréd. de Gingins-La-Sarraz. S. 109—162, nebst Urkunden die Geschichte von Wallis betreffend S. 165 bis 251. — Ueber die erste Abtheilung dieser gelehrten, höchst interessanten Abhandlung wurde schon in diesen Blättern (Jahrg. 1844. (St. 137. S. 1362 ff.) ein kurzer Bericht erstattet. In der zweiten Abtheilung handelt der Vf. von der Regierung Walther's von Supersax (auf der Flüe), von dessen Politik, und von den nächsten Ursachen des Bruches zwischen dem bischöflichen Wallis und dem savoy'schen Hause; in der dritten und letzten erzählt er die Eroberung und Einverleibung des unter Savoyen stehenden Wallis durch die Ober-walliser. Der scharfe Blick des Hn v. Gingins hat den Schleier, welcher einen Theil der Geschichte von Wallis im 15. Jahrhundert umhüllte, durchdrungen. Es ist ihm gelungen, den ziemlich verworrenen Faden derselben zu entwirren. Die genauere Kenntniß dieser Geschichte ist nicht bloß in Bezug auf genanntes Land, sondern auch in Betreff der gesammten Eidgenossenschaft und des Burgunderkrieges von Belang. — Der erwähnte Bischof von Sitten erscheint hier als ein würdiger Prälat und ein fluger Staatsmann, der seine Fähig-

keit und Vaterlandsliebe dadurch bewährte, daß er sich aus großen Verwickelungen zu ziehen, den drohenden Bürgerkrieg abzuwenden, und dem Lande die Unabhängigkeit von der savoyischen Vormundschaft, nebst Vergrößerung des Gebietes zu verschaffen wußte. Freilich hatte er zunächst auf die Vermehrung und Befestigung der weltlichen Macht des Bischofs hingezielt; denn die eroberten Unterwalliser mußten sich mit der Gleichheit der bürgerlichen Rechte begnügen und auf die politischen Rechte verzichten, welche die Oberwalliser allein genossen. Eine der letzten Handlungen Walthers von Supersax, nach einer sehr thätigen Regierung von vier und zwanzig Jahren, war eine allgemeine Tagsatzung in Sitten (1482) zu berufen, in welcher er unter andern die Abschaffung jener berücktigten Volksbewegungen (die Mazze) dringend anempfahl, welche dem Lande mehr geschadet als gefruchtet haben. — In einem Anhange erhalten wir — als eine dankenswerthe Zugabe — einen Aufsatz über die deutschen Ansiedelungen in Piemont und die Straße über den Simplon. Derselbe dient zur Erläuterung einiger Punkte der besprochenen Schrift. — Die zahlreichen Urkunden, welche sie begleiten, sind um so willkommener, da in den gedruckten Geschichten von Wallis manche Lücken zu ergänzen, manche Thatsachen zu erörtern sind. — Für die Freunde der Geschichte bemerken wir noch, daß derselbe Schriftsteller vor kurzem, in der *Revue Suisse* (février 1845. p. 83—93) einen vortrefflichen Aufsatz: ‘*La Trêve de Dieu dans la Transjurane*’ bekannt gemacht hat. Merkwürdig ist es, daß des burgundischen Königs Rudolf III. angenommener Sohn, Hugo, Bischof von Lausanne, gegen Ende des J. 1036, oder im Frühling des J. 1037 auf einer — den Reisenden wohl bekannten — waldigen Anhöhe Montrion (in monte rotundo), zwischen Lausanne und dem herrlich umgebenen Lemanersee, eine Versammlung von Prälaten veranstaltete, und den ersten Gottesfrieden im burgundischen Helvetien ausrufen ließ. — Hr. v. Gingins, dem wir diese Entdeckung verdanken (denn bisher wurde jene denkwürdige Begebenheit nach Romont verlegt), weist in seinem Aufsätze nach, wie der Landfriede aus der *Treuga Dei* hervorging.

Das lateinische Statut der deutschen Colonien im Thal von Formazza im obern Piemont, vom J. 1487, nebst Nachträgen und einem Auszuge aus den Freiheitsbriefen der Thalgemeinde von J. Rud. Burdhardt, Dr. jur., Fiscal in Basel (S. 251—290). — Das deutschredende Thal Formazza oder Pommat im obern Eschenthal an den Quellen der Tosa

gelegen, von Reisenden wegen des Tosafalles häufig besucht, wird von schweizerischen Chronikschreibern nicht früher als beim J. 1410 erwähnt. In italienischen Quellen scheint dasselbe zuerst um das Jahr 1200 vorzukommen. Es macht einen Theil des Esenthals aus, und kam 1381 mit Domo d'ossola unter Mailand. Die Schweizer haben sich desselben in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. öfters bemächtigt. Schweizerische Ansiedler, die sich in Formazza niedergelassen, trachteten unmittelbar unter die Herrschaft der Herzoge von Mailand zu kommen; was ihnen 1485 auch gelang. Dieses Thal hatte ansehnliche Freiheitsbriefe und regierte sich nach eigenen Statuten, die von dem Herzoge von Mailand und den nachfolgenden Regierungen bestätigt worden sind. Diese Statuten, so wie das Gemeinwesen der Thalbewohner tragen offenbar einen schweizerischen Ursprung an sich. Sie sind für den Historiker u. Rechtsgelehrten von Belang. Hr Dr Burckhardt hat durch diesen wichtigen Beitrag der Wissenschaft einen Dienst erwiesen, der auch im Auslande die verdiente Anerkennung finden wird. — Dasselbe sagen wir auch von den Mittheilungen des Hn Altregierungs Rathes C. v. Reding in Baden u. des Hn Aug. Näs-Oberteuffer, Rathschr. u. Archivar in St. Gallen. Es sind dies 'Urkunden zu Beleuchtung der Thätigkeit der westphälischen Gerichte in der Eidgenossenschaft' (S. 291—321) — nämlich zwei (vom J. 1435) aus dem Archiv der Stadt Baden, und drei (v. 1494, 1495 u. 1496) aus dem in der Stadt Chur befindlichen Staatsarchive des Cantons Graubünden. Hr v. Reding hat denselben Erläuterungen vorangeschickt, und Hr Näs-Oberteuffer sie mit einem 'Beleg' für die Einmischung der westphälischen Freigerichte in die Rechtspflege eidgenössischer Stände, als Beitrag zur Geschichte des Gerichtswesens der alten Eidgenossenschaft' — dazu elf Urkunden aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. — (S. 322—360) begleitet. — Darauf folgte ein — durch Kopp's (Urk. S. 14) Ansicht veranlaßter Aufsatz: 'Ueber das Verhältniß von Zosingen zu dem Grafen zu Froburg,' von Dr Heinr. Escher, Prof. (S. 361—366).

Den Beschluß dieses inhaltreichen Bandes macht eine der Leusischen Sammlung auf der Stadtbibliothek in Zürich entlehnte Erzählung: 'der Feldzug Zürcherischer Truppen nach dem Beltlin im Jahre 1620.'

Die Redaction u. die Mitarbeiter des 'Archivs f. Schweiz. Geschichte,' haben auf den Dank des gelehrten Publicums den rechtmäßigsten Anspruch; und dieser wird ihnen auch wohl zu Theil werden.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 11. August 1845.

Heidelberg.

Universitätsbuchhandlung von R. Winter 1844.
Die Kirche von Schottland. Beiträge zu deren
Geschichte und Beschreibung von Karl Heinrich
Sack, Consistorialrath und Professor der Theolo-
gie in Bonn. Erster Theil. X und 301 Sei-
ten in Octav.

Potsdam.

Stuhrsche Buchhandlung 1845. Beiträge zur
Charakteristik der kirchlichen Dinge in Großbritan-
nien von A. d. Sydenham, Hof- und Garnisonpre-
diger in Potsdam. Erstes Heft, enthaltend der
Schottischen Kirchenfrage erste Abtheilung. Zwei-
tes Heft, enthält. der Schottischen Kirchenfrage
Schluß und Documente. Zusammen XXII und
390 Seiten in Octav. Das Ganze unter dem
Titel: Die Schottische Kirchenfrage mit den dar-
auf bezüglichen Documenten. Ein kirchliches Rechts-
gutachten.

Es kann für die Theologie mit dem Interesse

an der kirchlichen Gegenwart leicht zu viel werden, zumahl wenn, wie die vom Neuen Licht meinen, fortan nur die Gegenwart in der Kirche Recht haben soll. Eine Theologie und Kirche nur von Heute und für Heute, ist weder Theologie noch Kirche; 'sie fährt dahin, als wäre eine Wolke da gewesen und vergehet wie ein Nebel.' Wie die Kirche ihr Wesen und Leben darstellt in dem ununterbrochenen Zeitfluß der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, so ist auch die wahre lebendige Theologie nichts anderes, als die rechte Verbindung des geschichtlichen, statistischen und prophetischen Wissens mit der idealen Betrachtung der ewigen Wahrheit Christi.

Beide Schriften beschäftigen sich mit einer der interessantesten kirchlichen Erscheinungen der Gegenwart; sie geben Zeugniß von derselben aus unmittelbarer Anschauung und Beobachtung. Aber, wie beide von wissenschaftlichen, sachverständigen Männern herrühren, so haben sie auch nichts an sich von jener modernen, nachgerade abständig werdenden Gegenwarts- und Raisonnier-Literatur, sondern gehören zu dem bleibenden, gründlichwissenschaftlichen Schriftthum als bedeutende Beiträge zu jener dem Theologen immer nothwendiger werdenden Kenntniß der Kirche, welche wir die physiologische nennen möchten.

Die schottische Kirche gehört zu den merkwürdigsten, eigenthümlichsten Formationen des protestantischen Princips, und die gegenwärtige schottische Kirchenfrage mit ihrer factischen Entscheidung, der energischen Lossagung der freien schottischen Kirche von der so genannten Staatskirche, ist unstreitig eine der bedeutendsten Krisen oder Epochen der schottischen Kirchengeschichte.

Wie man auch über jene Trennung urtheilen

möge, immer ist und bleibt sie eins der mächtigsten Zeugnisse gegen jene alte und neue Thorheit des abergläubigen Unglaubens, welcher die Kirche eben nur als ein Departement der Staatsverwaltung betrachtet, oder gar das ganze positive, geschichtliche Christenthum für nichts achtet, als eine Antiquität, als einen längst abgeworfenen Kinder-schuh der erwachsenen Menschheit.

Gute Bücher haben an sich, durch die lebendige Auffassung und Darstellung ihres besondern Gegenstandes zu einschlagenden allgemeineren Betrachtungen unmittelbar anzuregen. Und so wollen wir auch nicht verschweigen, daß beide Schriften, indem sie uns an ihren besondern Gegenstand gefesselt, uns zugleich die Freiheit gewährt haben zu allgemeineren Betrachtungen theils über den Unterschied zwischen der schottischen und deutschen evangelischen Kirche, theils über die lehrreiche Beziehung der neueren schottischen Kirchenbewegungen zu unseren einheimischen kirchlichen Angelegenheiten. Indem wir unsere Gedanken hierüber kurz vorlegen, bezeichnen wir zugleich den Standpunct, von welchem wir beide Schriften beurtheilen.

In dem gemeinsamen protestantischen Princip können wir zwei Momente oder, wenn man will, Lebensfactoren deutlich unterscheiden. Der eine, vorzugsweise theoretische Factor ist die lebendige, freie, allein durch das Wort Gottes in der heiligen Schrift gebundene oder normierte theologische Wissenschaft, — der andere, vorzugsweise practische Factor ist die lebendige und somit freie, nur durch die heilige Schriftidee der Kirche des Herrn gebundene, Kirchenbildung oder, wenn man will, Kirchlichkeit. Zwischen beiden Lebensfactoren besteht ein Antagonismus, wodurch die organische Lebensbewegung der Kirche wesent-

lich bedingt ist. Dieser Antagonismus ist, allgemeiner gefaßt, die gegenseitige Erregung und Spannung zwischen der individuellen Freiheit und der gemeinsamen Gebundenheit, von denen jene das Princip der theologischen Wissenschaft, diese das Princip der Kirche ist. Beide Principien, die Doppelwurzel alles geistigen und sittlichen Lebens in und außer der Kirche, schließen einander nicht aus; sondern sind zur Erhaltung und Vollendung des Lebens unzertrennlich mit einander verbunden. Der vollkommen gesunde Zustand der Kirche ist eben der, daß beide Factoren gleichkräftig und in und miteinander wirksam sind. Aber dieser Gesundheitszustand ist nur ein Ideal. Im wirklichen Leben der Kirche finden wir im glücklichsten Falle nur approximative Zustände, in denen bald der eine bald der andere Factor überwiegt mit größerem oder geringerem Zurücktreten des andern. Mit dieser relativen Gesundheit müssen wir, so lange das Reich Gottes noch nicht vollendet ist, in der Kirche zufrieden sein. Wenn daher in der schottischen Kirche der Factor der Kirchlichkeit und damit das Interesse an der Verfassungsbildung der Kirche überwiegt, in unserer deutschen evangelischen dagegen der Factor der theologischen Wissenschaftlichkeit, so haben weder wir ein Recht, die schottische Kirche, noch die Schotten ein Recht, unsere Kirche eine krankhaft leidende zu nennen. Nur wenn dort die theologische Wissenschaftlichkeit, hier die Kirchlichkeit unterdrückt würde und gar nicht zu ihrem Rechte käme, würde man beide Kirchenzustände für krankhaft erklären müssen. Es gibt bei jedem Ueberwiegen des einen oder anderen Factors allezeit Gefahren der Erkrankung durch Ueberspannung und Erschlaffung, und wir Deutschen wenigstens wissen

es, daß wir kaum wieder anfangen, uns von der fast chronisch gewordenen Krankheit der Unkirchlichkeit zu erholen, und in diesem Genesungsstadium immer noch an einzelnen Rückfällen leiden, zum Theil sehr gefährlichen, wie jetzt eben, wo Ueberkirchlichkeit hier und Unkirchlichkeit dort einander schroff gegenüber stehen, zu täglichen, aber hoffentlich eben nur ephemeren, Schlachten bereit. Hat die schottische Kirche Selbsterkenntniß, so wird sie ihrerseits gut thun, einzusehen, daß etwas mehr deutsche Wissenschaftlichkeit ein heilsames Temperament ihrer kirchlichen Spannung sein würde. Aber das Rechte ist, wenn eben, wie in diesen beiden Schriften, beide Kirchen sich miteinander vergleichen und benehmen, jede von der andern lernt und in eigenthümlicher Weise sich aneignet, was ihr zur vollen Gesundheit fehlt. Und so wollen wir unsererseits von der schottischen Kirche gern lernen, was nach den vorliegenden Darstellungen, ihr wahrer Vorzug ist, nämlich das Interesse an der Kirche, als einer Lebensordnung Gottes, welche weder vom Staate her ist, noch von der Wissenschaft, als solcher, — in das innerste Volksleben, in Fleisch und Blut aufzunehmen, energisch zu erhalten, unvermischt und unverwirrt mit weltlichen Interessen, aber auch ohne Gefahr für die Freiheit und Lebendigkeit der theologischen Wissenschaft und zugleich fern von dem Mißtrauen gegen den christlichen Staat, mit welchem die Kirche zur Ganzheit des göttlichen Reiches verbunden ist. Unsere Kirche hat eine andere Geschichte, als die schottische, sowohl in Beziehung auf den Staat, als die Wissenschaft. Und wie es unhistorisch wäre, die neuere Bewegung in der schottischen Kirche rein vom deutschen Standpunkte zu beurtheilen, eben so ver-

fehrt wäre es, zu verkennen, daß wir in der deutschen Kirche historische Voraussetzungen haben, welche es weder zu einer schottischen Kirchenfrage kommen lassen, noch, wenn es dazu käme, dieselbe Entscheidung nothwendig machen. Dies zum Theil in Uebereinstimmung, zum Theil aber in Widerspruch mit der Art, wie Herr Sydom in der Vorrede der deutschen Kirche die schottische als Musterspiegel vorhält. Wir geben gern zu, daß wir mehr wissende und gelehrte, als practisch thätige und organisierende Männer in der Kirche haben, und daß wir von der letzteren Art immer noch mehr bedürfen. Aber die Männer der theologischen Wissenschaft sind auch Männer der Kirche, und die Theorie hat so gut ihre großen Charaktere, wie die Praxis. Neben der Melanchthonischen Männerreihe haben wir allezeit auch eine Lutherische oder Spenersche gehabt. Aber die Practischen unter uns haben nach der deutschen Eigenthümlichkeit weniger Eil mit den politischen Fragen und der Verfassungsbildung der Kirche, als Eifer für die innere religiöse Gemeindebildung, die Seelsorge, den Cultus und das rechte Verhältniß zwischen Wissenschaft und Kirche. Gewis ist, daß man das Eine thun und das Andere nicht lassen soll. Aber Ref. würde es als ein großes Unglück betrachten, wenn unsere Practischen ihren Vorzug in der Praxis der Gemeinde- und Schulbildung aufgäben, um hinter den englischen und schottischen Männern in den kirchenrechtlichen und politischen Fragen der Kirche nicht zurückzubleiben. Soll eins sein, so würde ich immer vorziehen, etwas in der allgemeinen Verfassungsbildung der Kirche, als in der religiösen und — wissenschaftlichen Gemeindebildung mangeln zu lassen.

Hr Dr Sack ist schon durch seine frühere Schrift über die englische Kirche, Berlin 1818, als ein gewandter, feiner Beobachter und treuer Zeuge auf dem kirchlichen Gebiete unter uns bekannt. Jene Schrift hat ganz vorzüglich dazu beigetragen, an die Stelle der früheren mehr äußerlich statistischen Beobachtung und Notizenkunde, die physiologische, organische Charakteristik fremder Kirchenformen zu setzen. Die gegenwärtige Schrift, wie jene, aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangen, ist durch des Verfs Aufenthalt in Schottland im J. 1843, gerade in derselben Zeit, wo die so genannte Freikirche sich von der gesetzlich festgestellten losriß, veranlaßt. Weder Zufall, noch leere Neugier, führte ihn nach Schottland, sondern das wissenschaftliche und zugleich practische Bedürfnis, seine früher in England gewonnenen Anschauungen der großbritannischen kirchlichen Zustände zu ergänzen, und — man sieht es dem ganzen Werke an, — durch einen erweiterten Erfahrungskreis auch eine tiefere theoretische Einsicht in die wichtigsten Lebensfragen der evangelischen Kirche überhaupt zu gewinnen. Ein solcher Mann kann die Gegenwart nur aus der Vergangenheit verstehen, und so ist es ganz in der Ordnung, daß der Vf. sich aufgefodert fühlte, wie er selbst sagt, den Ursachen der damahls alles Andere in sich aufnehmenden schottischen Kirchenfrage nachzuforschen, und sich vermittelst der zur Anschauung hinzugekommenen Geschichtsbetrachtung die gehörige Ruhe und Sicherheit in der Auffassung des Neuesten zu verschaffen. Daraus ist denn der in diesem ersten Bande S. 25 ff. mitgetheilte Abriß der schottischen Kirchengeschichte von der Reformation bis zur Entstehung der Freikirche im J. 1843. (S. 25—231) hervorgegangen. Wer jene

Geschichte auch schon kennt, wird doch dem Verf. zu danken haben für diesen aus den Quellen und einheimischen Geschichtschreibern geschöpften, mit historischer Kunst geschriebenen Abriß. Mehr als ein Compendium hat derselbe vor einer ausführlicheren Geschichte den Vorzug, daß er ein concentrirtes und doch sehr deutliches, belebtes Bild der geschichtlichen Entwicklung gibt. Solch ein Bild ist keines Auszugs, keiner Abbildung en miniature fähig. Wir können nur bezeugen, daß uns der Abriß den Genuß eines wahren Kunstwerkes gewährt hat.

Der gelehrte Leser wird außerdem angezogen durch die den Abriß einleitende literarische Charakteristik der neueren oder neu herausgegebenen Werke über die schottische Kirche, so wie durch die Beilagen, welche interessante Actenstücke aus der älteren und neuesten schottischen Kirchengeschichte, zum Theil im Original, zum Theil in fließender Uebersetzung enthalten. Darunter sind zwei von Augenzeugen herrührende Beschreibungen von Heerlagern aus den kirchlichen Kriegen der Schotten, die eine von dem Lager von Dunse Law im J. 1639, die andere von den Gottesdiensten der Covenanter auf freiem Felde im J. 1677. Unwillkürlich wird man dabei an alttestamentliche Heerlager des Volkes Gottes erinnert. Welch' eine naturwüchsige Energie des religiösen Lebens! Alttestamentlich theokratisch, aber im christlichen protestantischen Stile. So etwas ist jetzt kaum denkbar. Das moderne Weltbewußtsein wird dergleichen unfehlbar für mythisch halten.

(Fortsetzung folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. 150. Stück.

Den 14. August 1845.

Heidelberg und Potsdam.

Fortsetzung der Anzeigen: 'Die Kirche von Schottland. Beiträge zu deren Geschichte und Beschreibung von Karl Heinrich Sack, Consistorialrath und Professor der Theologie in Bonn. Erster Theil und Beiträge zur Charakteristik der kirchlichen Dinge in Großbritannien von A. d. Sydow, Hof- und Garnisonprediger in Potsdam. Erstes und zweites Heft.'

Eingefasst ist der Abriß der schottischen Kirchengeschichte von zwei allgemeineren statistischen Darstellungen. Die erste, einleitende, stellt zu Anfang des Buches die Volksthümlichkeit der Britten in Bezug auf Religion und Kirche dar. Die andere, Züge aus dem gegenwärtigen Leben der schottischen Kirchenparteien, Parallelen und Betrachtungen enthaltend, schließt sich zu Ende dieses Bandes an die letzte Epoche der Kirchengeschichte, die Entstehung der freien Kirche, an.

Beide sind sehr anziehend auch für Nichttheologen. Wir theilen das Wesentliche daraus mit.

Die Darstellung der Volkseigenthümlichkeit der Britten eröffnet der Verf. mit einer Bemerkung, welche wegen ihrer positiven Christlichkeit Wenigen inunden wird, aber nichts destoweniger vollkommene allgemeine Wahrheit hat. Die Eigenthümlichkeiten, also Verschiedenheiten der Völker, sagt der Vf., lassen sich nur im Zusammenhange mit ihrer Gleichheit oder dem gleichen Antheile Aller, sowohl an dem allgemeinen Verderben, als an der allgemeinen göttlichen Gnade recht verstehen, und der eigenthümliche Werth eines christlichen Volkes bestimmt sich nach dem Grade, in welchem dasselbe von dem Geiste Christi durchdrungen ist und die gemeinsame christliche Aufgabe gelöst hat. Dies ist in der That nur der bestimmte christliche Ausdruck für das, was alle Verständigen meinen und thun, wenn sie unparteiisch rein objectiv vom sittlichen Standpunkte die Volkseigenthümlichkeiten bestimmen und abschätzen, aber dies meist mehr abstract oder mehr rein empirisch ausdrücken.

Der Mittelpunkt, das Princip der brittischen Volksthümlichkeit ist nach dem Verf. der practische Geist und die practische Tüchtigkeit, die vorherrschende Richtung auf die Anschauung des Wirklichen, die That, ja man kann sagen, auf das Geschäft. — In einer solchen realistischen Denkweise muß das Ideale zurücktreten. Es fehlt den Britten nicht an tiefem lebendigen Gefühl, aber theils bleibt es tief und innerlich auf dem Gebiete der Frömmigkeit, theils legt es sich in dem allgemeinen Lebensverkehr mit aller Energie in die politische oder kirchliche Partei, theils zeigt es sich in den seltsamsten Sonderlichkeiten, Liebhabereien und Privatschwärmereien.

Man hat bei den Engländern schon oft auffallend gefunden, daß sie sich mit einer gewissen Ironie

wie zur Erholung von ihrer politischen Freiheit mehr als andere Nationen zu Sklaven äußerer Gewohnheiten und Lebensformen, der so genannten fashion, machen. Der Vf. findet den Grund hiervon darin, daß der Engländer mit seiner productiven Thätigkeit eben nur auf die Bewältigung der Massen gehe, ohne sonderlichen Sinn für das Schöne, und so in das Einförmige hineingerathe. Indessen glauben wir, daß daran eben so viel Antheil hat das sittliche Gesetz, wonach sich der individuellen Freiheit im politischen Leben die Gebundenheit durch gemeinschaftliche positive Formen als Gegengewicht anhängt.

Die Nationalverschiedenheit der Engländer und Schotten bestimmt der Verf. durch die etwas undeutliche Formel, daß jene mehr seelisch (psychisch), diese mehr geistig seien. Das Seelische ist ihm nicht die deutsche Gemüthlichkeit, obwohl der Gegensatz, die geistige Schärfe der Schotten, mit der Neigung zur Trockenheit behaftet ist, was eben das Ungemüthliche ist. Ja er schreibt auch den Engländern im Verkehr eine gewisse Trockenheit und Kälte zu bei großer männlicher Offenheit. Es ist schlimm mit dergleichen psychologischen Formeln; sie haben sehr verschiedene Geltung. Verstehen wir den Verf. recht, so liegt in dem Engländer eine gewisse sinnliche, dem Realen oder, wenn man will, dem Materiellen zugewendete geistige Energie, während der schottische Geist sich mehr dem Idealen, dem reinen Gedanken zuneigt. Und so wäre der oben bezeichnete allgemeine Charakter der brittischen Nationalität, nämlich der Realismus, im Engländer stärker ausgeprägt, als in dem Schotten.

Gemeinsam ist beiden Nationen eine sehr energische practische Frömmigkeit, in echt protestanti-

scher Art, aber mit der eigenthümlichen Bestimmtheit, daß beide das Evangelium mehr als ein bestimmtes göttliches Gesetz auffassen. Damit, sagt der Verf., hange die eigene Macht des Begriffes Pflicht unter den Britten zusammen. Die religiösen Germanismen, die mehr betrachtende, speculative, so wie die mystische oder Gefühls-Frömmigkeit, sind den Britten im Ganzen fremd. Aber annäherungsweise an die deutsche Art liebe der Engländer auch wohl eine gewisse ascetische Mystik, und dem Schotten sei eine Art von poetischer Sehnsucht im religiösen Leben nicht fremd, und eigenthümlich sei diesem das prophetisch visionäre second sight.

Wie sehr aber die Religiosität der Britten an der göttlichen Lebensordnung, dem göttlichen Gesetz im Evangelium festhalte, zeige sich besonders in der strengen Heilighaltung der Ehe und des Sabbathsgesetzes. Die Festigkeit und Reinheit der Ehe und die Seltenheit der Ehescheidungen, besonders im Mittelstande hange eben so sehr mit der inneren christlichen Sitte des Volkes, als mit der entsprechenden strengen Gesetzgebung, welche die Ehescheidungen sehr erschwere, zusammen. Also — ein freies Volk ohne die moderne Lizenz der Ehescheidung. Hört! — Die strenge Beobachtung des Sabbaths unter den Britten hat eine gewisse alttestamentliche Härte und Einseitigkeit, aber der Verf. meint, diese werde zehnmal aufgewogen durch die dadurch begründete edle Lebensordnung im Volke. So etwas lasse sich unter uns am wenigsten durch Staatsbefehle machen, aber wahr bleibe auch, daß das Beispiel der Engländer etwas Beschämendes für uns habe.

Wir übergehen die anregenden feinen Bemerkungen des Verfs über die neuere Literatur der Eng-

länder, ihre Beredsamkeit, ihren Mangel an höherem Kunstsinne, ihre eigenthümliche Verehrung der Vornehmen und Reichen (our betters), heben aber nachdrücklich hervor das ernste Wort über den heillosen, immer gefährlicher werdenden Gegensatz zwischen der luxuriösen, überreichen Adels- und Handelsaristokratie und der bitteren Armuth und sittlichen Verwahrlosung der niederen Volksklassen in England. Der Verf. fürchtet gerade keine unmittelbare politische Zerstörung davon, aber er hält das Uebel für unheilbar, so lange die alte Sünde, die Vernachlässigung des Volksunterrichts, nicht getilgt werde. Das frühere Nichtwollen straft sich, wie er sagt, mit dem jetzigen Nichtkönnen und dies in dem ganzen Umfange der brittischen Nationalverhältnisse. Hört! Gerade das einzige Heilmittel, die gründliche Verbesserung des Volksunterrichts, werde einstweilen durch die politische Entgegensetzung der Kirchenparteien gehemmt. — Kirchliche Parteien bezeichnen und wirken also auch einen verdorbenen Zustand. — Das ist die Schattenseite in dem sonst hellglänzenden Gemälde des englischen Lebens. Wir sagen noch einmahl Hört! Starres, liturgisches und meinetwegen auch dogmatisches und bischöfliches Kirchenthum ohne lebendige Volksgemeinde, wohin führt es?

Zum Schluß concentriert der Verf. den Gegensatz der englischen und schottischen Nationalität in einer sehr lebendigen Vergleichung der beiden Hauptstädte, in denen sich die Nationalverschiedenheit abspiegelt.

Die Statistik der schottischen Kirche S. 237 ff. stellt in einer sehr klaren Uebersicht zuerst das gegenwärtige Leben der Nationalkirche dar, dann die Dissenter unter folgenden Benennungen: 1) die reformierte presbyterianische Kirche (Cameronianer

oder M'Millaniten) seit 1706, die strengen Covenanten, jetzt stillstehend. 2) Die Seceder seit 1732 (wozu ein besonderer Stammbaum). Unter den vielen, zum Theil schon wieder zusammengewachsenen oder in die Nationalkirche zurückgewachsenen Zweigen hebt der Verf. als die beiden noch bestehenden Hauptzweige der Seceſſion hervor: a) die vereinigten Seceder und b) die ursprünglichen. Sene seit 1820 die Neu-Licht Burgher und Antiburgher vereinigerd, sind die größere, bedeutendere Partei, welche zwischen 300 — 400 Gemeinden zählt und besonders in den Fabrikstädten ihren Sitz hat. Die ursprünglichen Seceder streiten mit der Nationalkirche nur noch über das so genannte Patronat und einige andere Mißbräuche, bestehen aus etwa 41 Gemeinden, (die beiden M'Grieß, Vater und Sohn gehören zu ihnen). 3) Die Synode der Abhilfe, nämlich zur Aufnahme aller, welche sich von dem Joch des Patronats gedrückt fühlten, seit 1761, über 100 Gemeinden stark. 4) Die Independentengemeinden, auswärtigen englischen Gewächses seit 1797 und 5) die bischöfliche Kirche in Schottland, bestehend aus dem Stamme und den wieder aufgegrünzten Zweigen der dreimahl von der schottischen Nation zurückgestoßenen protestantischen Episcopalkirche, — kein Zweig der englischen, von dieser auch liturgisch=dogmatisch in mehr katholischer Neigung abweichend in dem Abendmahlsritus, in sechs kleinen bischöflichen Diöcesen mit 86 Kirchen.

Die schottische Nationalkirche zählt nach dem Verf. 1210 Gemeinden. Von diesen haben sich vom Mai 1843 bis Mitte d. J. 1844 etwa 600 Gemeinden losgesagt und als Freikirche organisiert.

In der Schilderung der Nationalkirche hebt der Vf. Folgendes hervor: Die nach deutschem Maßstabe aller-

dingß mangelhafte theologische Universitätsbildung, in der das exegetische philologische Element fast ein Minimum ist, (— fortunati, sua si bona norint, rufen wir den Deutschen zu,) wobei beachtungswerth ist, daß die übrige nationale Bildung und das kräftige kirchliche Leben jenen Mangel zum Theil überträgt; ferner die Art des schottischen Gottesdienstes, welcher dem französisch reformirten am meisten ähnlich ist, und selbst bei fast holländischer Länge mehr begriffsentwickelnder, als gemüthanregender Predigten die Gemeinden nicht ermüdet; die Abendmahlsfeier nach altapostolischer Einfachheit; sodann der unerfreuliche Mangel an hohen Festen in der schottischen Kirche; die Eigenthümlichkeit, ohne eigentlichen Katechumenen- und Confirmandenunterricht und Confirmation (— nur eine erste Communionfeier nach vorangegangener kurzer Prüfung findet Statt), durch den Religionsunterricht bloß in den Schulen und Familien ein kräftiges religiöses und auch bibelfestes Volk zu erziehen; die Kirchenzucht, besonders mit halbjährlicher Communionfeier verbunden; der häusliche Gottesdienst; endlich die fünf großen kirchlichen Vereine für Erziehung und Unterricht besonders in den Hochlanden und auf den Inseln, die Erbauung von Kirchen, die Missionen u. s. w.

Diese statistische Uebersicht schließt mit einer kurzen Betrachtung über die Bedeutung der schottischen Kirche für die Gegenwart, besonders der deutschen evangelischen Kirche.

Das Grundprincip der schottischen Kirche ist das echt reformierte, näher insbesondere was die Verfassung betrifft, das Princip des Presbyterianismus, oder der Grundsatz von dem göttlichen Rechte der Kirche, in ihrem eigenthümlichen Lebensgebiete frei und unabhängig zu sein. Die schottische Kirche

hat dieß apostolische und echt protestantische Princip mit einer Glaubensstreue und Gewissenhaftigkeit in sich herrschend und nach außen geltend gemacht, wie keine andere Kirche. Ueberspannungen hier und da werden nicht verkannt und nicht gelobt. Aber der schottische Protestantismus hat, indem er dieß Princip mit heroischer Tapferkeit rechtfertigt, nicht bloß eine nationalschottische, sondern zugleich die Sache der ganzen evangelischen Kirche geführt. Indessen ist die schottische Art, eben weil durch den natürlichen Gang der Geschichte eine extreme geworden, nicht die einzig denkbare Form des presbyterianischen Principis. Es kann unter andern nationalen Verhältnissen mit gleicher apostolischer Wahrheit auch anders gestaltet, selbst mit dem Episcopat, auch mit der Consistorialform verbunden gedacht werden; nur muß jener, wie diese rein kirchlich organisiert sein. Dieses Princip trennt nicht in unnatürlicher Weise Kirche und Staat, aber jener Cäsaropapismus, die unnatürliche Herrschaft des Staates über die Kirche, verneint es entschieden und das von Rechtswegen. Wir Deutschen müssen, wenn wir vor dem Bilde der schottischen Kirche stehen, vielfach beschämt die Augen niederschlagen, so lange unseren Gemeinden das lebendige Bewußtsein der Kirche und Kirchlichkeit noch so sehr fehlt. Wir werden beschämt, aber wir verzweifeln nicht. Die Gemeinden mit ihren echt kirchlichen Lebenswurzeln fehlen nicht. Es kommt nur darauf an, das zum Theil noch schlummernde Bewußtsein zu wecken, auszubilden. Schon gebe es, sagt der Verf., Staatsbehörden, welche in christlicher Weisheit anfangen, die unveräußerlichen Rechte der Kirche anzuerkennen, und schon lerne man je länger je mehr einsehen, daß kirchliche und bürgerliche Freiheit, jede in ihrer

Sphäre einander reinigen, vertiefen, ermäßigen. 'Der Staat gestatte, daß die Kirche ihrer eigenen Idee gemäß sich gestalte, lehre und handele. Er wird dann als christlicher Staat nicht nur die Pflicht haben, die Kirche zu schützen und zu unterstützen, (also kein Nordamerikanerthum!), sondern auch das Recht behalten, von der Kirche für seine reinen Zwecke eine kräftige Mitwirkung zu erhalten, so wie die Macht, ihre verschiedenen Hauptformen, sich über ihnen haltend, in einem christlichen und billigen Nebeneinanderbestehen zu erhalten.' Der alte Mischmasch von Staat und Kirche sei weder jenem noch dieser heilsam. Schützt die Kirche sich nicht selbst vor Unglauben und Abfall, der Staat kann sie nicht schützen. 'Ihr echtkirchliches Dasein ist ihr Schutz, der Abfall der Lauen, wie der Spott der Schlechten, ihre Stärke, ihre innigere Vereinigung.' — So lehrt und räth und warnt der Verfasser, und Referent, in alter bewährter Geistesgemeinschaft, eben so!

Die Beiträge von Sybow beschäftigen sich ausschließlich mit der schottischen Kirchenfrage, und zwar, während Dr Sack von derselben nur kurz erzählt und urtheilt, in ausführlicher urkundlicher Erzählung und rechtsgutachtlicher Erörterung.

Der Königl. preussische Hofprediger Sybow war gerade im Auftrage seines Königes in England, um sich von den dortigen kirchlichen Zuständen genauer zu unterrichten, als die letzte Krisis der schottischen Kirchenfrage eintrat und die Gemüther in Schottland und England aufs lebhafteste beschäftigte; und er war, wie Dr Sack, selbst gegenwärtig in Schottland, als jene Krisis im Mai 1843 mit der Entstehung der Freikirche, we-

nigstens einstweilen, endigte. Als er nach London zurückkehrte, um ungesäumt zur Heimath abzureisen, erhielt er von Sr Königl. Hoheit, dem Prinzen Albert, welchem daran lag, über die Sache das Urtheil eines unparteiischen Mannes und 'am liebsten eines deutschen Theologen' zu vernehmen, den Auftrag zu einer umfassenden diplomatisch begründeten Darlegung seiner Ueberzeugungen. So entstand das hier mitgetheilte kirchliche Rechtsgutachten, in 5 Abschnitten nebst einem Anhange von Documenten, Abhandlungen und Ausführungen über einzelne specielle Momente. Schade, daß dies Gutachten höheren und allerhöchsten Drucks nicht früher gegeben werden konnte. Vielleicht hätte dann die englische Regierung die Sache etwas anders behandelt. Einer so gründlichen Erörterung und evidenten Nachweisung, daß die freie schottische Kirche in ihrem Rechte gewesen, von Seiten eines unparteiischen Fremden, würde die Regierung kaum haben widerstehen können.

Der Hergang ist kurz dieser: Die nächste Epoche der großen Bewegung ist die von der Generalversammlung der Nationalkirche am 27. Mai 1834 erlassene, am 29. Mai 1835, zum ständigen Gesetz erhobene so genannte *Wetoacte*. In dieser Acte ward als Grundgesetz der Kirche aufgestellt, daß kein Geistlicher einer Gemeinde wider ihren Willen aufgedrängt (*intruded*) werde, und die Presbyterien (die Diöcesancollegien der Geistlichen und Ältesten, welche die Ordination zu ertheilen und die Einführung zu verwalten haben) werden zu dem Ende angewiesen, im Fall die Mehrheit der männlichen Familienhäupter, welche Glieder der erledigten Gemeinde sind und in voller Gemeinschaft der Kirche, d. h. im Communicantenverzeichniß stehen, den Candidaten verwerfen, für welchen

die Ausfertigung des Rufes (call) vorgeschlagen war, auf dem Grunde einer solchen Verwerfung den Candidaten abzuweisen. Dabei wird aber ausdrücklich erklärt, daß Niemand zu einem solchen Protest berechtigt sei, der nicht aufgefordert von dem Presbyterium, feierlich zu erklären vermöge, daß er aus keinerlei parteisüchtigem und bösllichem Grunde, sondern lediglich aus gewissenhafter Rücksicht auf sein und der Gemeinde geistliches Wohl handle.

Diese Betoacte durch die damahls herrschende Mehrheit der so genannten evangelical gegen die Partei der so genannten Moderaten durchgesetzt, — bezieht sich auf ein uraltes gravamen der schottischen Kirche, das so genannte Patronat, und hat den Zweck, dasselbe für das innere Leben der Kirche und die naturgemäße Entwicklung ihres presbyterianischen Principes so unschädlich als möglich zu machen.

Mit jenem Patronat aber hat es folgende Bewandniß.

Das Patronat der Kirche, wie bei uns, mit dem Grundeigenthumsverhältniß zusammenhängend, war für die schottische Reformation ein nicht zu beseitigendes, aber dem streng reformierten Princip derselben widersprechendes Erbstück aus der mittelalterlichen Kirche. Durch das mit dem Patronat zusammenhängende Präsentationsrecht, so wie das darin liegende Recht über die Temporalien, schien der schottischen Kirche ein weltlicher Einfluß auf das innere Leben und die geistliche Unabhängigkeit der Gemeinden aufgebürdet zu sein, gegen welchen das presbyterianische Princip nicht anders, als reagieren konnte. Wie unschädlich auch ein solches Verhältniß gemacht werden kann, und wie sehr auch Fälle gedacht werden können, wo es so-

gar etwas Heilsames hat, immer bleibt es von dem Standpuncte des consequenten reformierten Principß etwas Fremdes in der Kirche, selbst wenn es unter dem Gesichtspuncte eines kirchlichen *Adia-phorons* betrachtet werden könnte. Was aber das Patronat zu aller Zeit in der schottischen Kirche bei der Mehrheit der Nation verhaßt und widerlich gemacht hat, ist eben dies, daß das Patronat größtentheils in den Händen katholisierender oder bischöflicher, der kirchlichen Nationalität der Schotten abgeneigter Herren ist. Abgesehen von dem wirklichen Mißbrauch, welchen die Aristokratie zu verschiedenen Zeiten mit dem Patronat getrieben hat, so hat es in der That etwas Verlegendes, wenn Herren, welche einer fremden, zum Theil feindlichen Kirche angehören, in der Kirche einen Einfluß auszuüben vermögen, welcher das mit vielem Blut theuer erworbene kirchliche Grundprincip der Nation in Frage stellt. Hieraus erklärt sich, daß ein großer Theil der blutigsten Kämpfe in der schottischen Kirchengeschichte, so wie der so genannten *Secessionen* durch das Patronatverhältniß veranlaßt worden ist. Als 1690 nach schweren Kämpfen die schottische Kirche in dem so genannten *revolution settlement* zu einem bestimmten Abschluß und Befestigung ihrer Rechte und Freiheiten kam, wurde mit dem Episcopat auch das Patronat abgeschafft. Die Grundeigenthümer und Ältesten der Gemeinde bekamen durch jene Acte das Präsentationsrecht, die Gemeinde das Verwerfungsrecht. Man muß es als ein Unglück ansehen, daß es bei diesem theuererworbenen und dem kirchlichen Princip entsprechenden Rechtszustande nicht verblieb. Viel Kampf und Noth wäre der schottischen Kirche erspart worden. Aber alte Gewohnheiten und Verhältnisse lassen sich nicht so

leicht beseitigen. So genannte wohlerworbene Rechte behalten immer ihre Reactionskraft. Als die alten Patronatsverhältnisse reagierend neue Streitigkeiten erzeugten, beschloß nach der Union beider Königreiche das vereinigte Parlament, ohne gehörige Erwägung der Sache, und ohne ruhige Anhörung der schottischen Kirchenmänner, 1711, das Patronat wieder herzustellen und zwar in der Art, daß die Patrone wieder berechtigt sein sollten, qualifizierte Candidaten zu präsentieren, die Presbyterien aber verpflichtet, die so präsentierten zur Prüfung und Ordination zuzulassen, daß aber in dem Falle, daß der Patron nach 6 Monaten nicht präsentiere, das Präsentationsrecht jure devoluto an das Presbyterium, — nicht an die Gemeinde — fallen solle. Die früheren bischöflichen Patronate wurden nach der Abschaffung der Bischöfe ohne weiteres der Krone zugelegt, und was die Schotten noch mehr verletzete, die Zehntentheile, welche den Patronen zum Ersatz für das Präsentationsrecht zuerkannt worden waren, wurden diesen belassen, auch nachdem sie jenes Recht wiedererhalten hatten.

Es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß die Generalversammlung alsobald gegen jenen unheilvollen Parlamentsschluß bei der Regierung Beschwerde führte, und ihre Commission diese Beschwerde bis zum Jahre 1784 ununterbrochen wiederholte, wiewohl vergebens. Anfangs wirkte die Acte vom Jahre 1690 noch fort, so daß viele Geistliche sich weigerten, sich von Patronen präsentieren zu lassen, auch viele Patrone sich scheuten, ihr Recht auszuüben. Das Recht der Gemeinde, den so genannten call auszufertigen, blieb; und je nachdem die Gemeinden ihr Einwilligungs- und Widerspruchrecht ausübten, konnten sie das Präsentationsrecht neutralisieren. Allmählich aber

verlor sich jene Scheu und jene Weigerung; der Widerspruch ermäßigte sich, eine mildere, aber auch indifferentistische Denkweise verbreitete sich; was Stand hielt, zog sich in die Secessionen hinein; am Ende brachte es der berühmte Geschichtschreiber W. Robertson durch seinen Einfluß in der Nation und in der Generalversammlung dahin, daß sein Moderantismus herrschende Denkweise wurde, und damit ein stilles Vertragen mit dem Patronate und dem Einfluß des obersten schottischen Gerichtshofes, welcher alle das Patronat betreffenden Streitigkeiten nach jener Acte vom J. 1711 entschied. Dabei aber konnte es nicht bleiben. Von dem Augenblicke an, wo das kirchliche und auch innerlich religiöse Leben in der Nationalkirche einen neuen Aufschwung nahm, mußte die alte Opposition wieder hervortreten. Dieser Aufschwung ist eben das Hervortreten der so genannten Evangelicalpartei. Das Princip dieser Partei ist eben der echt schottische Presbyterianismus, wohl zu unterscheiden von dem so genannten Freiwilligkeitsgrundsatz einiger Seceder, jenem amerikanischen Princip, wonach die reine Freiwilligkeit des Einzelnen der einzige Grund seines Zutritts zur Kirche und seiner kirchlichen Mitgliedschaft ist, und jeder staatliche Charakter der Kirche verneint wird. Der schottische Presbyterianismus, in der neueren Zeit vorzüglich von dem berühmten Prediger Dr Chalmers vertreten, will mit dem Staate nicht brechen, sondern eben nur den anti-presbyterianischen Einfluß desselben, besonders im Patronat, aufgehoben wissen. Besonders seit dem Jahre 1832 machte sich die Partei der evangelical in der Generalversammlung unter der Anführung des Dr Chalmers geltend, und es gelang ihr im Mai 1834, die oben bezeichnete Vetoacte, wodurch der call der Gemeinden, welcher in der

Periode von Robertson eine leere Form geworden war, wieder eine kirchliche Wahrheit wurde, mit einer Majorität von 184 Stimmen gegen 138 durchzusetzen. Allein schon aus diesem Zahlenverhältnisse sieht man, daß die Vetoacte in der kirchlichen Repräsentation selbst noch einen bedeutenden Widerspruch fand. Eine Acte geben und durchführen ist zweierlei. Die Observanz, das positive Recht, die staatliche, weltliche Denkweise in der Praxis zu überwinden, war die schwerere Aufgabe.

Schon gegen Ende des Jahrß 1834 ereignete sich ein Fall, welcher zeigte, wie schwer das ideale Recht, wenn es auch noch so sehr historischen Grund hat, sich gegen das einmahl in der Gegenwart bestehende positive Recht geltend macht. Ein schottischer Graf präsentiert dem Presbyterium von Auchterader einen Geistlichen für die Gemeinde dieses Namens, welche aus 330 stimmberechtigten Familienhäuptern besteht. Der call für den Candidaten ist schon ausgefertigt, aber nur von 3 Personen, unter denen der Factor des Grafen ist, unterschrieben, während 287 Glieder der Gemeinde sich ausdrücklich gegen ihn erklären. Gemäß der Vetoacte verweigert das Presbyterium dem Candidaten die Zulassung zur Prüfung u. s. w. Der Abgewiesene klagt bei der Synode und der Generalsynode, wegen Formfehler, nicht wegen der Vetoacte. Diese kirchlichen Behörden weisen den Kläger ab. Nun verklagen der Patron und der Präsentierte das Presbyterium bei dem obersten bürgerlichen Gerichtshof, dem court of session. Dieser entscheidet mit 8 gegen 5, daß die Zurückweisung des Präsentierten wegen der Vetoacte eine Gesetzwidrigkeit sei. Darauf kommt die Sache vor die Generalversammlung, welche erklärt, daß in Sachen der Lehre, Disciplin und Kirchenregierung den kirchlichen Gerichtshöfen, und nicht dem bürgerli-

chen ausschließliche Macht der Entscheidung zustehe. Zugleich wird das Presbyterium von Aucterader ermächtigt, nach der Ordnung von dem court of session an das Haus der Lords zu appellieren und zwar wegen Zurückhaltung der Einkünfte von Seiten des Patrons. Das Haus der Lords bestätigt den Spruch des court of session. Hierauf Verhandlungen zwischen der kirchlichen Commission der Generalversammlung und der Regierung, während neue und noch bedenklichere Collisionenfälle sich ereigneten. Die Angelegenheit beschäftigt je länger je mehr alle Gemüther. Die Mehrheit der kirchlichen, besonders in der Mittelklasse, unter den Landleuten, unter den Hochländern ist entschieden non-intrusionistisch. Vornehmlich der Adel widerspricht, schon weil er meist bischöflich ist. Streitschriften für und wider, Versammlungen der Freunde der Freiheit erregen noch mehr. Die Generalversammlung faßt 1842 einen förmlichen Act der Rechtsforderung mit einer begleitenden Adresse an die Königin ab, und bittet um Aufhebung des Patronats. Ein besonderes Promemoria an R. Peel bittet um Untersuchung und Rechtsgewährung. Endlich nach langer, die Schotten verletzender Zögerung erscheint im Januar 1843 die Antwort des brittischen Ministeriums durch James Graham. Vorzugsweise vom englischen politischen und zwar torystischen Standpuncte, erklärt das Ministerium, daß der oberste Justizhof vollkommen richtig entschieden und daß die Vetoacte selbst eine unbefugte Einmischung der Kirche in bürgerliche Dinge und eine Gesekwidrigkeit sei. Würde ein Whigministerium anders geantwortet haben? Staatsmänner sind Staatsmänner. Der schottische Kirchenernst ist der Politik fremd und unbegreiflich.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 16. August 1845.

Heidelberg und Potsdam.

Schluß der Anzeigen: 'Die Kirche von Schottland. Beiträge zu deren Geschichte und Beschreibung von Karl Heinrich Sack, Consistorialrath und Professor der Theologie in Bonn. Erster Theil und Beiträge zur Charakteristik der kirchlichen Dinge in Großbritannien von A. d. Sydnor, Hof- und Garnisonprediger in Potsdam. Erstes und zweites Heft.'

Die Generalversammlung ließ durch eine Commission das Schreiben des Ministers beantworten, aber ohne allen Erfolg. Man wendete sich an das Unterhaus. Aber dieses hielt für gut, die Sache gar nicht zur Verhandlung zu bringen. Jetzt ist die höchste Spitze erreicht. Unter diesen Verhältnissen konnte kaum etwas anderes geschehen, als was geschah. Am 18. Mai 1843 wurde die Generalversammlung mit einer Predigt über den Spruch: ein Jeglicher sei in seiner Meinung gewis, von dem vorjährigen Moderator, Dav. Welsh, Prof. der Kirchengeschichte in Edinburgh, eröffnet, und

darauf ein Protest vorgelesen, worin der zeitige Moderator erklärt, daß das Gewissen ihm und 193 gleichgesinnten Geistlichen und Ältesten nicht erlaube, länger in der staatlich unterstützten Kirche zu bleiben, unter den Bedingungen, welche die Regierung ausgesprochen; indem sie auf alle mit der Staatskirche verbundenen Rechte und Vortheile verzichteten, sähen sie sich genöthigt, die Versammlung zu verlassen. Unter allgemeiner Theilnahme des Volks begeben sich die Protestierenden aus der Kirche in feierlichem Zuge durch die Straßen der schottischen Hauptstadt nach einem andern Versammlungsorte (Canonmill Hall) und constituieren sich hier als die Generalversammlung der freien protestierenden presbyterianischen Kirche von Schottland. Dr Chalmers wird zum Moderator erwählt. Die Zurückbleibenden, kaum noch die Hälfte, heben alsobald die Betoacte auf. Die Gemeinden folgen auf beiden Seiten mit wenigen Ausnahmen ihren Geistlichen und Ältesten. Die freie, aber arme Kirche, wächst; bei allen Opfern, welche sie von den Ihrigen fordert, hat sie sich bereits über die Hälfte der Nationalkirche verbreitet. Interessant ist, daß die Deputationen der amerikanischen, irländischen, englischen, holländischen Presbyterianer, sammt denen der früheren Secederparteien, welche nach herkömmlicher brüderlicher Weise die schottische Kirche in ihrer Generalversammlung beschieden und begrüßten, obwohl sie alle an die ungetheilte schottische Kirche geschickt waren, doch ohne einen Augenblick zu zweifeln, an St. Andrewschurch vorübergingen und zur freien Kirche in Canonmill Hall sich wendeten.

Das ist der Hergang. Wer hat nun Recht, die Scheidenden oder die Bleibenden?

Nach deutscher, insbesondere lutherischer Kirchen-

rechtlicher Art werden die meisten Theologen wie Staatsmänner unter uns, nicht bloß auf den ersten Anblick, den Gemäßigten, den Gebliebenen, Recht geben. Sie werden den strengen Freien zu bedenken geben, daß in jeder Kirchenform, auch unter den lästigsten Patronatverhältnissen möglich sei, das innere Leben der Gemeinde zu pflegen und zu fördern, ferner daß das schottische Patronat in den Händen christlicher, wenn auch bischöflicher Laien, und des christlichen vorzugsweisen protestantischen Staates sei, ein Verhältniß, welches sich die deutsche Kirche ohne besonderen Schaden gefallen lasse, daß auch die Kirche ein einmahl bestehendes, wenn auch lästiges positives Recht nicht antasten dürfe, endlich, daß das Gemeindeveto bei der Wahl der Geistlichen sehr seine Schattenseite habe, indem es der Unwissenheit, dem Eigensinne, dem Vorurtheil und den Einfällen der beweglichen Volksmasse auf eine doch nur geistig und geistlich zu richtende Sache Einfluß gestatte. Auch Referent war, ehe er den historischen Zusammenhang der schottischen Kirchenfrage genauer kannte, geneigt, die neue Secession mehr zu tadeln, als zu loben. Allein, nachdem er sich aus diesen beiden Schriften genauer unterrichtet und den strengen Ernst und den edlen Geist der Nonintrusionisten kennen gelernt hat, tritt er jetzt entschieden dem zusammenstimmenden Urtheile von Sack und Sydow bei. Des Referenten Argumentation ist kurz diese: Hat der Staat einmahl das Princip der schottischen Kirche anerkannt, so muß er sich auch seine Consequenzen gefallen lassen. Aus jenem Princip folgt aber consequent, daß das Patronat, als ein widersprechendes fremdartiges Element in der schottischen Kirche ist. Die Consequenz eines anerkannten Principes ist das Urrecht, welches durch keine

positive Rechtsform aufgehoben werden kann. Dieses Princip ist ein angeborenes Recht der apostolischen Gemeinde, nämlich in dem Sinne, daß die Kirche Christi, in ihrem Unterschiede vom Staate und jedem weltlichen Verhältnisse, in ihrem inneren Leben schlechthin unabhängig ist, wobei einerlei ist, ob diese Freiheit der Kirche durch die gesamte Gemeinde selbst, oder ihre Repräsentation, und diese in rein klerikalischer oder presbyterialischer Weise ordnungsmäßig ausgeübt wird. Die Grundform der schottischen Kirche ist aber die presbyterianische, die dem Staat am wenigsten gefährliche, antihierarchische. Es kommt dabei besonders in Betracht, daß dies Princip des Presbyterianismus mit entschiedener Aufhebung des Patronats 1690 förmlich öffentliches Recht geworden war, und daß der aufhebende Parlamentsbeschluß von 1711 auf einer einseitigen Transaction beruhete und von Seiten der schottischen Kirche, als solcher, nie förmlich anerkannt worden ist. Auch fragt man, warum ließ dies Staatsregiment, welches doch in der Generalversammlung repräsentiert ist, die Vetoacte zu, wenn dieselbe wesentliche Rechte des Staates verletzte?

Wie man aber auch darüber denken mag, selbst in dem Falle, daß die neueste Secession ihre Ueberspanntheiten hätte, — immer ist die Entstehung der freien Kirche aus der Macht des christlichen Gewissens ein Beweis, daß das ideale Recht eines im Worte Gottes gegründeten Principes der Kirche nie sterben kann. Hofprediger Sydow schließt sein Gutachten an den Prinzen Albert, daß Jeder, der nach der schottischen Kirche in ihrem wahren historischen Sinne frage, von jetzt an die freie protestierende Kirche Schottlands zu verweisen sei. — Er fügt hinzu: 'Entweder die Ungerechtigkeit, die

an der schottischen Kirche begangen ist, muß redressiert werden (was aber mit jedem Tage schwieriger wird), oder die Staatskirche von Schottland wird unter Begleitung vieler für die socialen Verhältnisse des Landes schlimmen Umstände mit zunehmender Geschwindigkeit in die Geringschätzung der Nation und in Unwirksamkeit versinken.'

Wir stimmen ihm in dieser Alternative vollkommen bei. Lücke.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung 1845. Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Zweiter Band. Von den Jahren 1842—1844. 68 Bogen in gr. Quart, mit zwei Kupfertafeln.

Die Vorrede von dem Geh. Hofr. Hausmann gibt eine kurze Uebersicht von der Geschichte der Königlichen Societät in dem bemerkten dreijährigen Zeitabschnitte. Der Inhalt der einzelnen Abhandlungen ist bereits aus diesen Blättern bekannt; daher hier die Anführung ihrer Titel genügen wird.

Abhandlungen der physicalischen Classe. Geologische Bemerkungen über die Gegend von Baden bei Rastadt. Von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann (Gött. gel. Anz. 1842. S. 2017). Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation. Von E. Friedr. Heinr. Marx (Gel. Anz. 1843. S. 921). Seitliche Zwitterbildung (Hermaphroditismus lateralis) beim Menschen beobachtet. Von Arn. Ad. Berthold (Gel. Anz. 1843. S. 1401). Ueber die in des Hippocrates Büchern von epidemischen Krankheiten geschilderten Fieber mit besonderer Rücksicht auf die

von Litré geäußerte Meinung von denselben. Von Joh. Wilh. Heinr. Conradi (Gel. Anz. 1844. S. 41). Untersuchungen über das Marcotin und seine Zersetzungsproducte. Von F. Wöhler (Gel. Anz. 1844. S. 490). Untersuchungen über das Chinon. Von F. Wöhler (Gel. Anz. 1844. S. 1161).

Abhandlungen der mathematischen Classe. Untersuchungen über Gegenstände der höheren Geodäsie. Von C. F. Gauß. Erste Abhandlung (Gel. Anz. 1843. S. 1761).

Abhandlungen der historisch-philologischen Classe. Ueber unsere Kenntniß der arabischen Philosophie und besonders über die Philosophie der orthodoxen arabischen Dogmatiker. Von H. Ritter (Gel. Anz. 1843. S. 1929). Ueber griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen. Von K. Fr. Hermann (Gel. Anz. 1844. S. 201). Zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus. Von K. Fr. Hermann. Erste Abtheilung (Gel. Anz. 1844. S. 1934). Nachtrag zu der Abhandlung über griechische Monatskunde. Von K. Fr. Hermann. Arnold Hermann Ludwig Heeren. Eine Gedächtnisrede von K. Hoef (Gel. Anz. 1842. S. 1961).

P r a g.

1844. Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze oder statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks Skutari, Prizrend, Speß, Poli-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan und Schrida, so wie des Gränzdistricts von Budua in Dester. Albanien, von Jos. Müller. Nebst einer Charte von Albanien (statt Oberalbanien). 1 Band in Octav von 103 Seiten.

131. St., den 16. August 1845. 1311

P a r i s.

Les Slaves de Turquie serbes, monténégrins, bosniaques, albanais et bulgares; leurs ressources, leurs tendances et leurs progrès politiques. Par Cyprien Robert. 2 Bände in Octav von 357 und 416 Seiten.

E b e n d a s e l b s t.

1843. Voyage en Bulgarie pendant l'année 1841, par Blanqui, membre de l'Institut de France. 1 Band in Octav von 414 Seiten.

Diese Schriften, auf Reisen in der europäischen Türkei entstanden und von den verschiedensten Standpunkten aus über die Zustände Rumeliens sich verbreitend, stehen in einem auffallenden Gegensatz, selbst da wo sie über dieselben Thatsachen berichten. Die statistischen Angaben Robert's und Müller's über Oberalbanien stimmen fast niemahls überein, wiewohl beide Schriftsteller in dieser Provinz selbst ihre Nachrichten geschöpft haben. Der Kritik liegt es ob zu entscheiden, auf wessen Seite die bessere Einsicht zu finden ist. Des französischen Reisenden Untersuchungen erstrecken sich auf die ganze europäische Türkei, so weit diese von Slaven und Albanesen bewohnt wird, demnach auf ein weit größeres Gebiet, als die Darstellung Müller's, der sich auf Nordalbanien und das Paschalik Bitolia beschränkt. Diese Provinzen standen sämmtlich unter der Verwaltung des Ahmed Pascha, als Müller aus Dalmatien in die Dienste desselben berufen wurde, um in der ganzen Statthalterschaft Contumaz-Anstalten einzurichten. In dieser Stellung ward ihm die Gelegenheit zu Theil, sich eine gründliche Kenntniß des Landes zu erwerben. Sein Buch ist ganz trocken, aber es zeichnet sich durch

einen Reichthum von neuen, aus den besten Quellen geschöpften, geographischen Thatsachen und statistischen Angaben aus.

Der Verf. beginnt mit der politischen Eintheilung, wie dieselbe im Jahre 1836 festgestellt worden ist. Die Grenzen der durch Hadjschi Chalsa bekannt gewordenen Sandschakate sind größtentheils beibehalten. Als unabhängig, nur in einem Tributverhältnisse zur Pforte stehend, ist das alte Gandavien zu betrachten, welches in die Districte Zadrim, Miridit und Dibra zerfällt und von selbstgewählten Häuptlingen beherrscht wird. Aber auch andere Theile Oberalbanien's, wie das Ducajin, welches zum Paschalik Speß gezogen ist, stehen nur nominell unter türkischer Verwaltung. Eben so verhält es sich mit Montenegro und mit 8 südöstlich von diesem slavischen Priesterstaat den Bertiscus bewohnenden Arnautenstämmen. Dem Bertiscus gibt Müller den Namen Kujai-Gebirge. Die Charakteristik der übrigen Bergzüge ist undeutlich, doch wird die von Boué bezweifelte Verbindung der alpinen Kette von Bitolia (Gandavaberge M.'s) mit dem Schardag von Prisdren durch seine Karte und Beschreibung bestätigt. Neu sind die Nachrichten über das Vorland des Mati, die Hismo-Ebene, welche zwischen der Mirditenstadt Groja und Cap Redoni im Frühjahr regelmäßig drei bis fünf Meilen weit überschwemmt wird. In diesen Küstengegenden, zwischen Alessio und Tirana, sollen sogar große Torflager vorkommen (S. 11), eine bemerkenswerthe Erscheinung im Küstenclima des 42sten Breitegrades.

Die Bevölkerung von Oberalbanien (nördlich vom 41sten Grade, jedoch mit Einschluß von Bitolia) berechnet Müller nach sorgfältigen Untersuchungen im Jahre 1838 auf 642000 Seelen, un-

ter denen ungefähr die Hälfte noch jetzt das Christenthum bekennt und etwa der dritte Theil als von der Pforte mehr oder minder unabhängig zu betrachten ist. Die Zahl der Türken ist ganz unerheblich, die Hauptmasse der Population wird von den Arnauten gebildet, von denen ein großer Theil zum Islam übergetreten ist, die Uebrigen zur katholischen Kirche gehören und den Slaven griechischer Confession feindlich gegenüber stehen. Die Lektern sind Serben und wohnen vorzüglich im nördlichsten Theile des Gebiets. Ihre Zahl beträgt nach Angabe ihrer eigenen Bischöfe 109000, und außerdem sollen etwa 15000 Slaven Muhamedaner geworden sein. Walachen, Griechen und Juden sind von diesen Gegenden größtentheils ausgeschlossen. Die Zahl der Arnauten zwischen Berat, Ochrida, Prisdren und Skutari, das heißt in dem Theile Albaniens, wo sie sich unvermischt erhalten und ihre Sprache, ihre Sitte und Freiheit am reinsten bewahrt haben, würde nach diesen Angaben auf eine halbe Million anzuschlagen sein.

Die topographischen Specialitäten, welche den größten Theil des Müller'schen Buches füllen, scheinen durchweg genau zu sein. Zum Belege stelle ich das Itinerar der wenig bekannten Straße durch das Ducajin nach Boué's und meiner Reise mit Müller's Angaben zusammen. Der zweite Chan von Prisdren aus an der großen Brücke über den Drin heißt Hani-Uts d. h. im Albanesischen Brücken-Gau und eben so Köprili-Han bei Boué. Die Entfernung des 4 Wegstunden von da entfernten vierten Chans wird irrig nur zu einer Stunde angegeben, aber dieser Chan richtig Spas genannt und die dortige Fähre beschrieben. Der fünfte Chan heißt bei Boué Su-

fat, bei Müller Sakat. Sakat und Flet (zehnter Chan), welche Boué zu nahe zusammenrückt, werden in richtiger Entfernung angeführt und die Lage von Flet deutlich charakterisiert. Der Paß zwischen Flet und dem elften Chan, nach Boué 3438' hoch, heißt nach diesem Kiapha = Mala, bei Müller Kiapha = Malit. Der elfte Chan wird von Boué Latin = Han genannt, Müller scheint ihn unter dem Namen Brdet zu bezeichnen. Sodann beschreibt er richtig den wilden Trümmerabhang Fusch = arš, der drittehalb Meilen weit gegen den Drin herabreicht (vergl. meine Reise durch Rumelien 2. S. 351). Der Paß beim funfzehnten Chan wird wie bei Boué Puka genannt und mit Recht als der höchste Punct des dortigen Gebirges bezeichnet. Uebrigens ist diese Zusammenstellung nur auf den Text Müllers gegründet, nach Maßgabe der Karte würde sie unmöglich sein. Denn diese ist gar nicht zu loben und stimmt auch häufig nicht einmahl mit den Angaben des Verfassers überein. Sie versetzt sogar den Paß Kiapha = Malit auf das nördliche Ufer des Drin. Namentlich muß die Terrainzeichnung nach den zum Theil noch nicht publicierten Untersuchungen Biquésnel's durchweg als fehlerhaft bezeichnet werden, wiewohl die Einzelheiten, besonders im oberen Thale des schwarzen Drin, schätzbar sind und trotz der übel verzeichneten Gebirgsketten von einer kundigen Hand benutzt werden können.

Robert erklärt sich nirgends darüber, welche türkische Landschaften er aus eigener Anschauung kennt. Nur in der Vorrede erwähnt er kurz, daß er mehrere Jahre lang unter den rumelischen Slaven gelebt habe. Diese Zurückhaltung erweckt gleich Anfangs ein Vorurtheil gegen die Genauigkeit seiner Darstellungen. Hätte er sich doch Leake

zum Muster gewählt, er würde nicht so oft in Ungewissheit lassen, ob er nach eigenem Ermessen urtheilt und berichtet oder nur als Dolmetscher die verdächtige Ansicht irgend eines Rumelioten vertritt. Nur aus einzelnen Andeutungen läßt sich schließen, daß er die Straße von Constantinopel nach Sophia, so wie einige Districte von Albanien und Bosnien selbst bereist und wahrscheinlich die längste Zeit in Serbien sich aufgehalten hat. Aber auch da, wo er eigene Anschauungen besitzt, weiß er die Natur des Landes nicht in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen. Für ihn, den nur die politische Lage der Nationen zu berühren scheint, ist überall Wüstenei, wohin der Ackerbau nicht reicht. Die albanischen Eichenwälder, wie die baumlosen Weideländer Thraciens schildert er mit gleichen Farben, er bezeichnet sie mit derselben ärmlichen Ausdrucksweise. Selbst die Gebirge scheidet er nicht von den Ebenen und nennt die engen Felsenkessel von Prisdren den Mittelpunkt einer großen Wüste (*ville au milieu d'un vaste désert* 2. p. 363). Er häuft auf die felsigen, waldbefränzten Ufer des Drin, an denen die Straße von Prisdren nach Skutari entlang führt, die widersprechendsten Bezeichnungen der Unfruchtbarkeit (*aussi l'espace de trente lieues de Prisdren à Skadar est-il un vaste désert, un chaos de rochers arides et de savanes désolées* 2. p. 162). Savanen in ein tiefses Waldland zu versetzen ist seltsam genug. Doch in weiten Ebenen läßt Robert sogar die Mirditen wohnen, welche das zerstückelte, vulkanische, selbst von den Römern als unwegsam gemiedene Mittelgebirge Candaviens inne haben (*vastes plaines connues spécialement sous le nom de Mirdita* 2. p. 144). Durch solche Unbegreiflichkeiten verräth sich der völlige Mangel

an Beobachtungsgabe für die einfachsten geographischen Verhältnisse. Und doch war Robert nach seiner eigenen Angabe (p. 158) am östlichen Fuße dieser wilden Berge selbst von Schrida nach Prisdren durch den unbekannten District der Dibren gezogen, zu dessen Kenntniß er so wenig beigetragen hat. Den Schardag, den der Reisende auf diesem Wege als albanisch-macedonisches Grenzgebirge zur Rechten hatte, machte er zur Scheide von Albanien und Serbien (p. 162). Die fruchtbare, von friedlichen Bulgaren sorgfältig bebaute Ebene von Kalkandele nennt er einen Theil dieser Gebirgskette und läßt ein so wohlgeordnetes Paschalik von unnahbaren Räubern bewohnt sein. Den weißen Drin, dessen Quellen im Hochgebirge von Speß, am Endpuncte der bösnischen Alpen, liegen, versetzt er über das große nordalbanische Becken hinüber weit nach Osten in den Schardag von Pristina (p. 163). So erhebliche Irrthümer in Gegenden, welche Robert selbst bereist hat, zeugen von einer ungemeinen Leichtfertigkeit in der Aufnahme der geographischen Thatsachen. Von dieser Seite also ist für die Kenntniß Rumeliens von dem französischen Berichterstatter nirgends ein sicherer Gewinn zu ziehen.

Näher liegen seiner Richtung zwar die statistischen Verhältnisse des Landes, und mit unbeschränkter Zuversicht spricht er sich über die Populationen aus, welche in Rumelien untereinander gemischt leben. Aber so schwer es jedem Reisenden fällt, über numerische Verhältnisse Nachrichten einzuziehen, um so unzuverlässiger finden wir auch hierin seine Angaben. Mit den Vorwürfen, welche er Bialla de Sommières, einem Schriftsteller über Montenegro, macht, fällt er sich selbst ein scharfes Urtheil, indem er sagt (1. p. 100): quant aux

données statistiques du voyageur, elles ne peuvent servir qu'à égarer par l'audace même, avec laquelle il précise les faits les plus importants. Zum Beispiel rechnet Robert auf die europäische Türkei fast 8 Millionen Slaven (près de huit millions 1. p. 20) und theilt diese ferner ein in $4\frac{1}{2}$ Millionen Bulgaren und $2\frac{1}{2}$ Millionen Serben, so daß 'fast' eine Million in dieser Rechnung fehlt. Der Stadt Prisdren mit ihren 6000 Häusern, welche der Reisende nach eigener Anschauung beschreibt, gibt er eine Bevölkerung von nur 8000 Seelen (2. p. 363): sie besaß nach einer Zählung im J. 1838 gegen 26000. Speß soll statt 12000 nur 5—6000 Einw. zählen (2. p. 352) und die große Nachbarstadt Jakova mit 21000 Einw. wird in der Uebersicht der Städte gar nicht genannt. Auch auf Skutari rechnet Robert nur 20000 Bewohner, und doch ist dieß noch immer die volkreichste und wichtigste Stadt Albaniens. Allein die Irrthümer in den Zahlen sind nicht größer, als in den Sachen. Hier folgt gleich die Behauptung, daß Skutari von jeher eine slavische Stadt gewesen sei, und hieraus wird die Wichtigkeit ihres Besizes für die Montenegriner (2. p. 361) hergeleitet. Nichts ist bekannter und dem Fremden, der sie betritt, augensälliger, als daß sie den Stammsitz der Nationalalbanesen bildet. Auch zählte sie im Jahre 1831 nicht mehr als 1500 slavische Einwohner, dagegen 29000 Arnauten, von welchen 16000 zum Islam, die übrigen zum katholischen Glauben sich bekannten (Müller S. 48). Nach solchen Fehlern in den wichtigsten Angaben wäre es überflüssig, noch mehr Beweisstellen für die Unbrauchbarkeit des Buches zu geographischen Zwecken beizubringen, die ungenaue Schreibart zu rügen oder bei dunkeln Namen von Volksstäm-

men, Gegenden und Ortschaften zu verweilen, denen, wie bei Pouqueville, so oft kein bestimmter Begriff unterlegt ist.

Aber wenn Robert die Kenntniß des Landes auf keine Weise zu fördern versteht, so bewegt er sich freier und klarer, sobald er von den Dertlichkeiten und Thatsachen zu dem Charakter der Nationen, zu persönlichen Beziehungen übergeht. Sein Sinn ist empfänglich für fremde, menschliche Naturen und unzweifelhaft treu und mit echter Localfarbe spiegelt er diese Eindrücke ab. Hier begnügen wir einer höchst lebendigen und in den allgemeineren Zügen gewiß richtigen Charakteristik der slavischen und albanischen Bevölkerung. Eine starke Parteifarbe trübt zwar jede politische Erörterung, aber hierbei wird es dem Leser leicht, die schlichten Eindrücke und treffenden Bilder von den Reflexionen des Verfassers abzuschneiden. Durch die eingestreuten slavischen Dichtungen, welche unter dem Namen der Pießma's bekannt sind, werden die bosnischen und montenegrinischen Zustände in ein helles Licht gestellt. — Der größte Theil des Werkes ist der neuesten Geschichte Serbiens, Bosniens und Rumeliens gewidmet, woran sich die politischen Aussichten in die nächste Zukunft knüpfen. Aber von officiellen Documenten entblößt, sind solche der Tradition entlehnte Darstellungen nicht geeignet, den Quellenforscher für sich allein zu befriedigen.

Das Buch von Blanqui besitzt zwar den Vorzug, in der Form eines Tagebuches geschrieben zu sein, aber auch dieses verfolgt nur politische Zwecke und theilt fast alle Mängel und zum Theil auch die Fehler Roberts. Nach der Insurrection in Bulgarien reiste Blanqui als Emissair des französi-

schen Gouvernements von Belgrad über Wibdin nach Constantinopel auf oft betretenen Wegen, und er kann kein anderes Verdienst in Anspruch nehmen, als daß er einige der Triebfedern der neueren Bewegungen aufgedeckt hat. Daß er nach eigener Angabe die specielleren Ergebnisse seiner Regierung vorbehielt und das Publicum nur mit persönlichen Eindrücken zu unterhalten beabsichtigt, ist inzwischen kaum zu bedauern: denn obgleich Mitglied des Instituts und Staatsmann, zeigt er schon auf der Reise durch Deutschland jene seltsame Oberflächlichkeit und Sucht zu übertreiben, welche man so oft seinen reisenden Landsleuten vorgeworfen hat. Zum Schluß mögen hier ein paar ergötzliche Stellen dieser Art. Platz finden: p. 8. Carlsruhe est le type de ces jolies capitales allemandes —. Je ne les décrirai point, car elles se ressemblent toutes, et Stuttgart ne diffère en rien de Carlsruhe. P. 11. Walallah, une espèce de Panthéon moderne, où figurent tous les grands hommes de la Bavière. P. 17. Là (à Ratisbonne) commença pour moi le fléau des fumeurs —. Il n'y a pas un Allemand qui ne porte suspendu à la boutonnière un ignoble sac de cuir rempli de tabac, et une collection de pipes de diverses formes et de divers calibres. Nobles et vilains fument du matin au soir, debout, assis, couchés, en marchant, en mangeant, en buvant etc.

Dr Grisebach.

S a l l e,

gedruckt bei Plöb 1845. Aristophanis grammatici fragmentum Parisinum illustravit Augustus Nauck. 44 Seiten in Octav.

Ein gelehrter Vorläufer einer umfassenden Untersuchung über Aristophanes von Byzanz, dem bekanntlich schon F. A. Wolf eine Monographie, deren er vor andern Grammatikern werth ist, zugedacht hatte. Das anscheinend armselige Excerpt *ἐκ τῶν Ἀριστοφάνους τοῦ περὶ λέξεων διαλαβόντος* hinter Boissonades Pseudo-Herodian p. 283 sqq. weiß Herrn Nauck's Scharfsinn recht hübsch zu nutzen und den Titel als wohlbegründet zu rechtfertigen, indem er in vielen Fällen aus Eustathios die ursprüngliche gelehrtere Fassung der λέξεις nachweist, die Eustathios theils mit ausdrücklicher Nennung des Grammatikers, theils allgemein als von den παλαιοί entlehnt anführt. Recht einleuchtend ist die Beobachtung, daß Reihen von Glossen nach gewissen Rubriken zusammengestellt sind, wie z. B. βλασφημιῶν παραδείγματα erkannt werden in den Glossen κήλων, κέπρος, ἄγγαρος, τριπρατος, τριπέδων, τριδουλος; ferner als Excerpt des συγγενικός, welcher gleich den ἡλικιῶν ὀνομασίαι einen Theil der λέξεις gebildet zu haben scheine, die Glossen ἀνεψιαδοῦς, παρὰ νυμφος, χηρος. Die angeknüpften Erörterungen zeigen gute grammatische Schule und enthalten recht nette lexikalische Beiträge. Wir dürfen hiernach von der größeren Schrift Gediegenes erwarten und wünschen, daß die Schlußworte alia alias nicht Worte bleiben mögen.

F. W. S.

B e r i c h t i g u n g.

S. 1156. Zeile 9 von unten ließ vergnüglicher
statt vergänglich.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 18. August 1845.

L o n d o n ,

bei Samuel Highley 1843. Guy's Hospital Reports, second Series edited by G. H. Barlow, E. Cock, E. L. Birkett, F. H. Browne et A. Poland. Vol. I. Mit 25 lithographierten Tafeln.

Der vorliegende Band dieser inhaltreichen Hospitalberichte ist wiederum eine erfreuliche Frucht des treuen und organisch geordneten Zusammenwirkens des ärztlichen Personals an dem altberühmten Londoner Hospital. Da der Zweck solcher Berichte immer mehr die Darlegung des practischen Details als theoretischer Erörterungen umfaßt, darf man sich nicht wundern, auch in diesem Bande eine große Menge trockener und bei erster Lectüre unfruchtbar scheinender Krankengeschichten angehäuft zu finden. In der That haben aber auch diese ihren Nutzen, wie Jeder, der einmahl zu speciellen Studien über eine Krankheitsform solche Quellen benutzt hat, zugeben wird. Außerdem enthält aber auch dieser Band mancherlei theoretisch interessante Untersu-

chungen, die hier dem Boden der Erfahrung entsprossen sind.

In der Einleitung wird die Methode auseinandergesetzt, nach welcher die Beobachtungen gesammelt werden. Wenn auch die Verf. anerkennen, daß manche Verbesserungen dabei möglich seien, so drücken sie doch, und mit Recht, die Ueberzeugung aus, daß an der Zuverlässigkeit der gegebenen Thatfachen kein Zweifel aufkommen könne. Solche Bürgschaft ist hoch anzuschlagen, da wir leider so häufig in der Journal-Literatur auf Mittheilungen stoßen, welche auf solche Zuverlässigkeit keinerlei Anspruch machen können.

Mit Uebergehung derjenigen Aufsätze, welche entweder schwach und unbedeutend sind, oder nur eine Zusammentragung einzelner Krankheitsfälle enthalten, wollen wir den wichtigeren Arbeiten kurz folgen.

J. C. W. Lever, observations on pelvic tumors obstructing parturition. Dies ist eine Fortsetzung der in einer früheren Nummer begonnenen Arbeit. Hier finden wir die Geschwülste der Eierstöcke, der Fallopischen Tuben, des Mastdarms, der Blase, im Zellgewebe der Beckenhöhle und die Beckenbrüche, so weit sie bei der Geburt in Betracht kommen können, abgehandelt. Nur von wenigen der zu diesen verschiedenen Rubriken gehörigen Geschwülste hat Verf. eigentliche Verhinderung oder Erschwerung der Geburt gesehen. Bei Eierstockgeschwülsten ist es nur ein seltener Fall, daß das vergrößerte Ovarium während der Geburt so in das kleine Becken gedrängt wird, daß es dem Vorrücken des Kindes hinderlich wird. Doch sah der Verf. einige Fälle. In einem Falle war die Cyste mit dem oberen Theile der linken vaginalwand (wahrscheinlich während der Schwanger-

schaft) verwachsen und bildete ein fühlbares Hinderniß bei der Geburt. Bei vermehrten Wehen und Andrang des Kopfes plakte die Cystis und führte 2 Tage nach der Entbindung zum Tode. Peritonitis war nicht entstanden, aber großer Collapsus unter fortwährendem Ausfluß einer dunkeln fötiden Flüssigkeit.

In einem zweiten Falle trat, nachdem 4 frühere Geburten ganz leicht verlaufen waren, durch eine Sackgeschwulst des Ovarium eine große Verzögerung der Geburt ein. Es fand sich eine elastisch gespannte Geschwulst zwischen Vagina und Rectum zur linken Seite, so daß der Finger kaum zwischen Symphyse und Geschwulst und Steißbein und Geschwulst eingebracht werden konnte. Die Geschwulst wurde deshalb mit der Lancette punctirt, eine Pinte Flüssigkeit entleert und dadurch die Geburt bald möglich gemacht. — Später soll die Patientin noch einmahl ohne alle Schwierigkeiten geboren haben.

Geschwülste im und am Rectum bilden häufiger Hindernisse. Verf. handelt bei dieser Gelegenheit auch von der Anhäufung verhärteter Kothmassen im Rectum, ohne gerade etwas Neues vorzubringen. Directe Entfernung der Massen ist das einzige Mittel. Purgative nützen, aus leicht ersichtlichen Gründen, hier nie, schaden eher.

Scirrhus recti hemmte in einem Falle, wurde aber durch die Zange überwunden. Verf. glaubt, daß dies in den meisten Fällen möglich sein werde. Im entgegengesetzten Falle würde nur die Wahl zwischen Perforation oder Kaiserschnitt sein. Verf. würde sich dann unbedingt für letzteren erklären, da die Mutter doch, in Folge des Scirrhus, bald verloren sein werde.

Die Erörterungen über einen Fall, wo das Hin-

berniß von Scirrhus der Blase herrührte, reducieren sich auf das beim Rectum Gesagte.

Unter dem Titel: Descent of the bladder bespricht der Verf. die Fälle, wo die gefüllte Blase vor dem Kopfe hergetrieben wird und so eine hindernde Geschwulst im kleinen Becken bildet. Er führt einige recht interessante Fälle an. Dieser Zustand ist um so beachtenswerther, da sich schwer eine Ursache der Urinretention in der Blase unter diesen Umständen, bei stattfindendem Druck auf die Blase, auffinden läßt. Dies mag auch die Veranlassung sein, weshalb mehrmahl die Verwechslung dieses Zustandes mit Hydrocephalus des Kindskopfes oder gespannten Eihäuten vorgekommen ist. Der Catheter hebt das Uebel immer sicher und leicht, weshalb es um so bedauernswerther ist, wenn durch Verkennung ein großes Uebel, z. B. Vesicovaginal-Fistel, herbeigeführt wird.

Interessant ist auch ein Fall von Absceß im kleinen Becken, in Folge eines Sturzes 3 Wochen vor der Entbindung entstanden. Erst nach der Eröffnung des Abscesses erfolgte die Geburt. Die Kranke genas und gebar später ohne Störung.

Durch Beckenbrüche hat Verf. nie Hindernisse bei der Geburt entstehen sehen. Die Abhandlung ist von 23 Krankengeschichten begleitet.

N. Chevers, inquiry into certain of the causes of death after injuries and surgical operations in London hospitals.

Der Verf. geht von der Erfahrung aus, daß in den großen Hospitälern Londons die Sterblichkeit unter den Verwundeten größer ist, als außerhalb derselben. Sehr häufig kommen Kranke mit scheinbar unbedeutenden Verletzungen in das Hospital, erkranken daselbst bald bedenklich und gehen in Folge dessen oft zu Grunde. Eben so geht

es nach den Operationen, die, in den Hospitälern vollführt, viel häufiger gefährliche Erkrankungen nach sich ziehen, als außerhalb derselben. Der Verf. gibt uns zwar keine statistischen Vergleichen, aus denen sich die Richtigkeit dieser Angaben nachweisen ließe, beruft sich aber auf die Angaben von Malgaigne und auf die Autoritäten eines Morgagni, Fontana, Dupuytren, Ch. Bell, Abernethy, Travers u. s. w.

Ob durch alle diese Autoritäten die oben ausgesprochenen Thatsachen als erfahrungsmäßig festgestellt betrachtet werden können, scheint mir noch immer zweifelhaft. Es ist nichts schwieriger, als die Resultate der Hospitalpraxis mit denen der Privatpraxis zu vergleichen. Während alle ungünstigen Ausgänge in der ersteren treu zum Berichte gelangen, wirken zu manche specielle Interessen zusammen, um diejenigen der Privatpraxis der öffentlichen Kenntniß zu entziehen. Die Erfahrungen, welche einzelne Männer aus ihrer Hospital- und Privatpraxis zusammenstellen können, sind selten quantitativ hinreichend, eine untriegliche Parallele zu ziehen. Die Totalsummen der Hospital- und Privat-Fälle zu vergleichen wird niemahls gelingen. Uebrigens geht auch aus den statistischen Nachweisungen Malgaigne's hervor, daß die Resultate in den verschiedenen Hospitälern so verschieden sind, daß Vergleichen mit den Fällen der Privatpraxis kaum größere Differenzen ergeben können. Von den Amputierten z. B. starben in dem glücklichsten Hospital 4 von 15, im unglücklichsten 19 von 20. Ohne deshalb den oben aufgestellten Annahmen widersprechen zu wollen, scheint es mir doch nothwendig, daß die Thatsachen erst besser festgestellt werden. Wir tragen uns immer noch mit zu vielen vorgefaßten Meinungen.

Doch folgen wir dem Verf. Die s. g. acuten Todesarten, wo der Patient innerhalb weniger Tage nach der Verletzung oder Operation stirbt, schließt der Verf. von seinen Betrachtungen aus, da sie eben so häufig außerhalb als in den Hospitälern vorkommen sollen. Diejenigen Fälle aber, wo der Tod erst nach längerer Zeit eintritt und welche Verf. als Folgen secundärer Leiden bezeichnet, unterwirft er einer genaueren Prüfung. Sie sind es, welche vorzugsweise in den Hospitälern beobachtet werden sollen.

An solchen secundären Effecten mechanischer Verletzungen gingen während der letzten 15 Jahre in Guy's hosp. 153 Individuen zu Grunde. Die Section ergab bei 134: Entzündung secernierender Oberflächen oder innerer Organe. In den übrigen 19 Fällen war die Ursache des Todes Tetanus, secundäre Hämorrhagie, Eiterung, Brand, Erysipelas &c. In wenigen der 134 Fälle war die Entzündung auf ein einzelnes Organ oder einzelne secernierende Flächen begrenzt, sondern gewöhnlich waren mehrere, oft sehr von einander entfernt liegende wichtige Theile gleichzeitig ergriffen. Zugleich ergab sich, daß diese secundären Effecte keineswegs mit der Wichtigkeit der ursprünglichen Verletzung in geradem Verhältnisse standen, sondern bei den scheinbar unbedeutendsten eben so weit und mächtig um sich gegriffen hatten, als bei den schwersten.

Lungenentzündung, entzündliches Oedem, rothe oder graue Hepatisation, Absceß oder Brand fanden sich in 47 Fällen, Pleuritis in 35, Meningitis in 27, Pericarditis in 14, Peritonitis in 52. Neben diesen oder für sich allein bestehend kamen in 93 Fällen Leiden der Nieren, Leber oder Milz vor, worunter 72 Mal Nierenleiden als Congestion, Erweichung, Granularentartung &c.

Verf. will auf die zuletzt genannten Organe

vorzüglich die Aufmerksamkeit lenken. Obwohl er der Ansicht ist, daß in manchen Fällen die Leiden dieser Organe schon ausgebildet mit in die Krankheit hereingebracht sein mögen, so mag er doch, bei der auffallenden Häufigkeit des Vorkommens, dieser Erklärungsweise keine zu große Ausdehnung gestatten. Eher glaubt er an eine mitgebrachte Disposition oder chronische Leiden der besagten Organe, welche in Folge der Verletzung oder des Hospitaleinflusses in einen acuten Zustand übergeführt werden. Mit Recht macht er in dieser Beziehung darauf aufmerksam, daß die meisten Hospitalsubjecte arme und verkommene Individuen sind, welche leicht vermöge unordentlicher Lebensweise oder vernachlässigter früherer Krankheiten solche Dispositionen mitbringen.

Nach des Verfs Ansicht sind es vorzüglich Nierenleiden, welche eine ungünstige und gefährliche Rückwirkung auf den Körper bei stattfindenden Verletzungen äußern. So soll eine Neigung zu secundären Blutungen eine Folge von Nierenleiden sein. Mir scheint es, als ob die Nierenleiden jetzt eine etwas zu große Rolle in England spielen. Die Nationalität des morbus Brightii mag in etwas die Schuld davon tragen. Dies Kapitel hat noch manche Dunkelheiten. Eine bloße Ansicht der Niere wird uns schwerlich je eine sichere Beurtheilung der darin vorgegangenen Veränderungen erlauben. Eine genaue mikroskopische Untersuchung ist nicht leicht, aber das einzige Mittel zum Ziele zu gelangen. Ohne sie können Täuschungen kaum ausbleiben. Die Bezeichnungen von Congestion und Erweichung belehren uns wenig über den Zustand eines Organes, welches in Rücksicht der Färbung und der Consistenz seiner Substanzen auch in den Leichen solcher Individuen manche Verschiedenheiten zeigt, welche ohne vorhergehende Krank-

heiten verstorben sind. In gewisser Beziehung finden diese Bemerkungen auch auf die Leber, besonders aber auf die Milz ihre Anwendung. Sicher ist es gut, bei den Sectionen auf diese Organe immer ein wachsames Auge zu haben; nicht gut aber, in jedem ungewöhnlichen Aussehen eine krankhafte Entartung und die Ursache des Todes zu finden. Es muß unsern Verdacht erregen, wenn immer gerade die Organe am meisten angeschuldigt werden, deren normalen Bau wir am wenigsten kennen.

Auß den besagten Gründen scheint mir des Bfs Nutzenanwendung, vor etwaigen Operationen die Nieren, die Milz und Leber sorgfältig zu untersuchen und etwaige Leiden präventiv zu behandeln, wenigstens für jetzt noch keinen großen Nutzen zu versprechen.

Mr. King: digestive solution of the oesophagus. Ein interessanter Fall von Erweichung des Magens und untern Theils des Oesophagus.

Ein 24jähriger, kräftiger Mann, seit einigen Jahren professionierter Trinker, seit einigen Monaten über Verdauungsbeschwerden klagend, wird bei einem öffentlichen Abendessen plötzlich sehr unwohl, kann nur mit Hilfe Anderer seine Wohnung erreichen, erbricht, hat gewaltige Schmerzen in der Magengegend, große Athembeschwerde, bekommt Emphysem des Halses, des Gesichtes und der Brust und stirbt nach 15 Stunden. Die Section erweist die bekannten Erscheinungen der Magenerweichung mit Ausdehnung auf den Oesophagus, welcher nahe über dem Zwerchfell zerrissen war und die Magencontenta in das linke Brustcavum hatte austreten lassen. Speisereste und Ricinusöl finden sich im linken cavum pleurae.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. 134. Stück.

Den 21. August 1845.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Guy's Hospital Reports, second Series edited by G. H. Barlow, E. Cock, E. L. Birkett, F. H. Browne et A. Poland. Vol. I.'

Die dieser Krankengeschichte angehängten Reflexionen beziehen sich vorzüglich auf die s. g. Selbstverdauung des Magens, d. h. Lösung oder wenigstens Erweichung durch die eigene Verdauungsflüssigkeit. Ich bin der Meinung, daß gerade ein solcher Fall eher zu entgegengesetzten Betrachtungen Veranlassung geben sollte. Die Speiseröhre ist nicht der Ort, an welchem sich der Magensaft aufzuhalten pflegt, und selbst wenn er zuweilen dahin regurgitieren sollte, so würde eine Einwirkung von dieser Seite doch weit eher den Magen als die Speiseröhre perforieren müssen, da ersterer dem Angriffe beständig ausgesetzt ist. Ueberdies sind ja die Erweichungsprocesse in manchen andern Theilen bekannt genug, wo, wenigstens erfahrungsmä-

sig bis jetzt von einer einwirkenden Schärfe keine Rede sein kann. So scheint mir aus der angeführten Krankengeschichte der Beweis ableitbar, daß ein Erweichungsproceß in diesen Theilen Statt finden könne, der wenigstens nicht direct durch den Einfluß des Magensaftes herbeigeführt werde.

A. Poland report of cases of hernia enthält 45 Fälle von Brüchen, interessant für Specialstudien, zu einem Auszuge aber nicht geeignet.

Barlow, account of observations on patients whose urine was albuminous. Diese Arbeit ist unter Bright's Oberaufsicht und mit Hilfe des Chemikers Rees gemacht. Der Plan war mit vieler Sorgfalt entworfen und zu der Ausführung die besten Mittel vorhanden. Zwei Räume von 18 und 24 Betten wurden bloß zu dem Zwecke bestimmt, Kranke mit albuminösem Urin aufzunehmen, sorgfältig zu beobachten und den Grund dieser Leiden zu erforschen. Die Krankengeschichten, 35 an der Zahl, sind mit vieler Sorgfalt geführt. Alle betreffen Hydropische mit eiweißhaltigem Urin. Ob man andere Fälle, wo eiweißhaltiger Urin ohne hydropische Erscheinungen vorkommt, absichtlich ausgeschlossen hat, finde ich nicht angegeben; sicher wäre die Arbeit viel lehrreicher, wenn dies nicht geschehen wäre. Mir scheint es nicht, als ob viel Aufschluß durch die, mit so schönen Mitteln begonnene, Arbeit erzielt wäre. Die wichtige Frage, ob der Eiweißgehalt des Urins immer durch organische Leiden der Nieren verursacht werde, scheint mir unbeantwortet, wenn auch in 10 Fällen Nierenkrankung durch die Section nachgewiesen wurde. Die Art der Nierenleiden zeigte sich in den Leichen verschieden. Oft war es, so weit die äußere Beschreibung und die (im Durchschnitt sehr guten)

Lithographien ein Urtheil erlauben, allerdings die Brightsche Degeneration; in andern Fällen aber fanden sich Cysten in den Nieren, in wieder andern eine Umbildung in Fett. Meine Hoffnung, durch diese Arbeit das Wesen der s. g. Brightschen Degeneration und die Eigenthümlichkeit der daraus hervorgehenden Krankheitserscheinungen mehr aufgeheult zu sehen, ist unerfüllt geblieben. Die chemischen Untersuchungen von Rees sind im Allgemeinen ohne großen Belang. Nur ist es interessant, daß er in 3 Fällen Harnstoff im Blute der Kranken nachgewiesen hat. Einfach ist seine Methode, Harnstoff in der Milch aufzusuchen. Sie wird im Wasserbade eingetrocknet, mehrmahl mit Aether ausgezogen, dieser mit heißem Wasser geschüttelt, wobei das Fett oben auf schwimmt, der Harnstoff gelöst bleibt und nun isoliert oder in Verbindung mit Oxal- oder Salpetersäure dargestellt werden kann. Ähnlich ist sein Verfahren bei Untersuchung des Blutes. — Da der Aether kaum eine Spur Harnstoff auflöst, muß Rees wohl beim Ausdenken dieser Methoden darauf gerechnet haben, nur Spuren von Harnstoff in den untersuchten organischen Flüssigkeiten zu finden.

Addison on pneumonia and its consequences. Der erste Theil der Arbeit dreht sich um die Frage: ob bei der Pneumonie der Erguß in die Lungenzellen oder in das interstitielle Gewebe erfolge, eine Frage, die für uns heut zu Tage durch mikroskopische Untersuchungen dahin entschieden ist, daß vorzugsweise die Zellen vom Exsudat erfüllt werden, wobei die Interstitien auch Exsudatmasse enthalten können, ohne daß dadurch in frischen Fällen das eigentliche Fasergewebe der Lungen beeinträchtigt würde. Durch Abspülen und Behandeln mit

Ammoniak tritt das normale Ansehen des Gewebes wieder hervor (vgl. S. Vogel icones pathol.).

Im ferneren Verlaufe der Abhandlung geht der Verf. zu den Ausgängen der Pneumonie über und versinnlicht die Zustände durch wohlgelungene Abbildungen. Auf der ersten Tafel ist eine hübsche Darstellung kleiner Lungenabscesse in Folge von Pneumonie; der Zustand kommt selten vor. Häufiger fand der Verf. einen Erweichungsproceß und glaubt, daß dieser, bei gesunkenen Lebenskräften, an der Stelle der Abscesse eintrete. Eine diffuse Gangren fand der Verf. sehr selten, nur bei Individuen von sehr gesunkenen Lebenskräften und zerstörter Organisation. Er hält dies für einen Ausgang des Erweichungsprocesses. Die s. g. circumscripte Gangren glaubt der Verf. meistens theils als eine Folge von Lungenapoplexie ansehen zu dürfen.

Als permanente Folgen der Entzündung bezeichnet der Verf. 3 Formen. 1) Die gleichförmige albuminöse Induration. 2) Die Granularinduration. 3) Die graue Induration. Schwerlich möchten sich diese Unterscheidungen streng durchführen lassen, da es nur Uebergangsformen sind. Bei 1 und 3 ist der höchste Grad der Exsudation vorhanden und Verödung des Lungengewebes erfolgt; durch extravasirtes Blut ist stellenweise bei 3 die beschriebene und gut abgebildete rostgraue Farbe bedingt, so wie durch größere Consolidation des Extravasates die größere, als zuweilen knorpelähnlich beschriebene Festigkeit der Induration entsteht. Bei 2 ist dagegen das Fasergewebe der Lungen noch erhalten, und das Exsudat füllt die Lungenzellen. Daß aber Uebergänge zwischen diesen 3 Formen vorkommen, liegt in der Natur der Sache.

Schließlich sucht der Verf. noch die entzündliche Entstehung der Tuberkeln zu beweisen. Was er aber vorbringt scheint mir weder erschöpfend noch beweisend.

Die 7 beigegeführten Tafeln sind recht belehrend, da sie uns die Zustände versinnlichen, welche der Verf. bei seinen Mittheilungen vor Augen gehabt hat.

Th. Williams, on the pathologie of cells.

Dieser Aufsatz enthält Untersuchungen, welche in einzelne Theile der histologischen Pathologie einschlagen, ohne aber ein zusammenhängendes Ganzes zu bilden. Wir wollen deshalb nur einiges Bemerkenswerthes herausheben.

Verf. findet die Ausbildung der Eiterkörperchen verschieden nach dem Stande der Vitalität in dem erkrankten Theile. In einem activen (von Entzündung begleiteten) Abscesse findet er die Eiterkörperchen mit 2 Kernen; in oberflächlichen, nicht entzündeten, frischen und gut eiternden Wunden mit 1 Kerne; in schlecht eiternden alten Wunden ohne Kern. Kurz, die Anzahl der Kerne ist dem Stande der Vitalität proportional. Es wäre nicht ohne Interesse, wenn diese Angaben Bestätigung finden sollten. Ich habe sie in dieser Art bisher nicht bestätigt gefunden. In alten, schlecht eiternden Wunden finden sich allerdings immer viele zerstörte oder in Zersetzung begriffene Eiterkörperchen ohne Kern, aber immer auch wohlerhaltene daneben; eben so in frischen eiternden Wunden und Abscessen Körperchen mit 1 oder mehreren Kernen neben einander. Ob die eine oder andere Art bei dem verschiedenen Entzündungsgrade vorherrscht, vermag ich allerdings nicht zu bestimmen, da ich darauf bisher eine specielle Aufmerksamkeit nicht

gerichtet habe. Ausschließlich kommt aber die eine oder andere Form bestimmt nicht vor.

Ferner hat der Verf. seine Untersuchungen besonders auf die Leberzellen ausgedehnt, und stellt einige Resultate auf, welche nähere Prüfung zu verdienen scheinen. So will der Verf. eine optische Bestätigung der Liebig'schen Annahme gefunden haben, daß bei vermehrter Respiration der Kohlenstoff und Wasserstoff der Galle dem Sauerstoff zur Nahrung dienen. Er hat nämlich gefunden, daß im Fieber die Fettpartikel der Leberzellen fast ganz verschwinden. Mir scheint diese Beobachtung noch sehr intricat, denn ich habe in den Leberzellen gesunder Individuen (Selbstmörder etc.) die Fettpartikel keinesweges so constant gefunden, wie unser Verf. sie angibt und abbildet. Hier und da kommen sie immer vor, aber keinesweges in der Mehrzahl der Zellen. Ganz abgesehen aber auch von der Zuverlässigkeit der Beobachtung bleibt die Verzehrerung des Fettes durch den eingeathmeten Sauerstoff eine bloße Hypothese, die wohl schwerlich durch das Mikroskop bestätigt werden kann.

Auf der andern Seite findet der Verf., daß bei Respirationsstörungen die Fetttropfen in den Leberzellen sich anhäufen. Schon Bowman fand bei Lungenschwindsucht unter $\frac{1}{3}$ der Fälle die Leberzellen mit Fettpartikeln überfüllt; Verf. bestätigt dies und benutzte es in obigem Sinne zur Erklärung. Dagegen ist nur zu erinnern, daß bei Schwindsüchtigen eine verminderte Sauerstoffaufnahme und Kohlensäureausscheidung durch die Lungen durchaus nicht erwiesen ist. Die immer vermehrte Frequenz der Athemzüge ersetzt die Volumverminderung hinreichend, und da das übrige Fett des Körpers in dieser Krankheit rasch genug zu schwinden pflegt,

wird man consequenter Weise eine Fettablagerung in der Leber nicht derselben Ursache zuschreiben dürfen, die eine rapide Verzehrung des übrigen Körpers veranlaßt.

Einen interessanten Fall von Gelbsucht beschreibt der Verf., wo durch Degeneration des Pankreas der Gallenausführungsgang mechanisch zusammengepreßt und so Gallenverhaltung herbeigeführt war. Die Gallenblase, der Leber- und Blasengang waren übermäßig ausgedehnt und bei mikroskopischer Untersuchung keine einzige Leberzelle aufzufinden. Alles war in eine amorphe Masse mit untermischten Fetttropfen verwandelt. Der Verf. glaubt, die Leberzellen seien durch Ueberfüllung geplatzt. Ob dies der Fall ist, oder ob durch den Druck der angehäuften Galle vielmehr Compression und Verödung der Leberzellen anzunehmen sei, ist wohl nicht zu entscheiden; sicher ist das Factum sehr interessant und verdient sorgfältige Prüfung, wozu sich die Gelegenheit wohl in den nicht so gar seltenen Fällen von Gallenretention durch mechanischen Verschluß der Gallenwege darbieten wird.

Bei Granularentartung der Leber hat der Verf. die Leberzellen immer sehr transparent und ohne die gelbliche Färbung gefunden, welche man von enthaltener Galle abzuleiten pflegt.

W. King, on a faeculent discharge at the umbilicus from communication with the diverticulum ilei.

Bekanntlich hat Meckel früher auf eine Art von abnormen Divertikeln aufmerksam gemacht, welche am untern Theil des Dünndarms zuweilen vorkommen, und hat dieselben als Hemmungsbildungen auf den Dottergang zurückzuführen versucht. Unser Verf. tritt dieser Idee bei und fügt zu den

bekannten Fällen, welche Meckel zusammengestellt hat, mehrere neue hinzu. Zuerst gibt er eine kurze Nachricht über 16 Präparate dieser Art, welche sich in Guy's und St. Thomas's finden. Dann folgen 2 Fälle, welche dem Verf. durch Freunde zur Untersuchung mitgetheilt wurden. In beiden Fällen hatte bald nach der Geburt eine säculente Aussonderung aus dem Nabel begonnen. Beide Fälle wurden zunächst geheilt, kamen aber später nach dem Tode der Kinder wieder in die Hände der ersten Beobachter, und in beiden fand sich ein Divertikel des Dünndarms, welches mit dem Nabel zusammenhing.

Ein gut beschriebener interessanter Fall von graviditas tubaria von B. Rose und Oldham findet sich p. 488.

Lever, cases of puerperal convulsions.

In Guy's Hospitals Lying-in-Charity kamen von 1834 — 1843 unter 7404 Entbindungen 14 Fälle von Puerperalconvulsionen vor, also $\frac{1}{5}$ Proc. Das Verhältniß wird noch geringer, wenn man ein paar Fälle abzieht, die mit Unrecht hierher gerechnet werden. Der 4te Fall z. B. gehört zu den Convulsionen der Schwangeren, nicht der Gebärenden. Im 6ten Falle treten, 3 Tage nach der Entbindung, in Folge von Blutungen, Convulsionen ein, die gleichfalls nicht zu den charakteristischen Puerperalconvulsionen gerechnet werden können. Das Sterblichkeitsverhältniß ist recht günstig, denn es starben nur 2 Mütter und 4 Kinder. Rechnen wir 12 Fälle, so macht dieß gegen 16 Procent, während die Zusammenstellung der übrigen, in der Literatur bekannten Fälle $26\frac{1}{2}$ Proc. Mortalität der Mütter ergibt. — Zu speciellen Schlußfolgerungen ist die Anzahl der von unserm Vf. mitgetheil-

ten Fälle nicht hinreichend, doch wollen wir einige Angaben hervorheben. Bei fast allen Fällen erfolgte, wie gewöhnlich, die Entbindung im bewußtlosen Zustande der Mutter. In 9 Fällen war evidente Blutcongestion zum Kopfe zugegen und dringende Indication zu Blutentziehungen vorhanden. Die Dauer der Convulsionen war verschieden. In 4 Fällen begannen die Convulsionen erst nach oder bei der Geburt des Kindes und dauerten nachher kürzere oder längere Zeit. In 3 Fällen hörten sie mit der Geburt auf. In den übrigen begannen sie mit den Wehen und dauerten einige Zeit nach der Entbindung. Ueber die Ursachen steht nichts fest; die meisten waren arme und nothleidende Subjecte, wo von allgemeiner Blutübersfülle keine Rede sein konnte. Erstgebärende waren 8, die übrigen schon früher entbunden. In 7 Fällen erfolgte die Geburt durch die Kräfte der Natur, in den übrigen wurde die Extraction mittelst der Zange oder durch die Wendung bewerkstelligt. Neun der Gebärenden waren verheirathet, 5 unverehlicht.

Besonderes Gewicht legt der Vf. auf die Erfahrung, daß bei allen Fällen von Puerperalconvulsionen der Urin albuminös war. Eine vergleichende Untersuchung bei 50 Kreisenden, die keine Convulsionen hatten, gab ein negatives Resultat. Daraus erklärt er sich die Angaben der Schriftsteller, welche ödematöse Anschwellungen als prädisponierend zu Convulsionen betrachten (Dugés, Belpeau, Oslander). In einem Falle wurde deshalb das Blut auf Harnstoff untersucht, jedoch ohne Resultat. Zum Schlusse lasse ich des Verfs Zusammenstellung der ihm bekannt gewordenen Fälle von Puerperalconvulsionen nebst dem Mortalitätsverhältnisse der Mütter folgen (p. 509).

		Mortalität.		Procent.	
Dr Bland	2	—	0	—	0
Mr. Perfect	14	—	5	—	35. 7.
— Gifford	4	—	2	—	50.
Dr S. Clarke	19	—	6	—	31. 5.
— Smellie	8	—	2	—	25.
— Merriman	36	—	8	—	22. 2.
— Rambbotham	26	—	10	—	38. 4.
— Maunsell	4	—	2	—	50.
— Collins	30	—	5	—	16. 6.
— Beatty	1	—	0	—	0.
— Churchill	2	—	0	—	0.
— Mantell	6	—	2	—	33. 3.
— Lever (Guy's)	14	—	2	—	14. 2.
	166		44		26. 5.

D. Kohlrausch.

B e r l i n ,

bei Simon Schropp und Comp. 1845. Atlas des Aetna von W. Sartorius von Waltershausen mit Beihülfe von S. Cavallari, C. F. Peters und C. Roos. Erste Lieferung. Groß Querfolio.

Mit der Herausgabe des ersten Hestes dieses Atlases beginnt der Verfasser seine langjährigen Arbeiten über den Aetna zu veröffentlichen, welche als das vornehmliche Resultat seines zweimaligen Aufenthalts in Sicilien zu betrachten sind.

Die erste Reise nach Sicilien wurde während der Jahre 1835, 1836 und 1837 vom Verfasser in Begleitung des Professors Listing unternommen. Die Vorarbeiten zu einer genauen physisch-geographischen Untersuchung des Aetna nahmen im Frühjahr von 1836 ihren Anfang und wurden in demselben Sommer mit Erfolg fortgesetzt. Na-

mentlich wurde am Strande des Meeres, am östlichen Fuße des Vulkans, unweit von Riposto eine Basis, als Grundlage einer geodätischen Triangulation, gemessen; eine Arbeit, die bei der drückendsten sicilianischen Gluth, in einer von Malaria heimgesuchten Gegend, mit Anstrengungen aller Art, selbst mit Gefahren verbunden war. Diese Basis erstreckt sich vom südlichen Anfangspuncte Portella bis zum nördlichen Endpuncte Gurna; ihre Länge beträgt 2121,7848 Meter, etwas über eine viertel geographische Meile. Ohne in die Details dieser Messung einzugehen, glauben wir bemerken zu müssen, daß sich das hier angewandte Verfahren, welches bei einer andern Gelegenheit ausführlich mitgetheilt werden wird, durch Schärfe und Einfachheit empfiehlt und der geringen Kosten halber in ähnlichen Fällen von andern Reisenden mit Vortheil benutzt werden dürfte.

Die Monate September und October verwendete man zu den ersten ausführlichen Untersuchungen der höheren Gegenden des Aetna, welche zu dieser Zeit, nach der vorausgegangenen Sommerhitze von Schnee befreit, dem Reisenden weite Aschenfelder, riesige Lavaströme und nackte, rothe, ausgebrannte Cratergestalten enthüllen.

Der Verf. verweilte in Gesellschaft des Professors Listing 42 Tage lang in der Casa Inglese am Fuße des Eruptionsskegels unseres Vulkans, in einer Höhe von fast 3000 Metern über dem Meere. Von hier aus war es möglich, wenn auch nicht ohne Anstrengung, in die entlegensten Gegenden des Aetna häufige Ausflüge zu machen und manche geologische Verhältnisse kennen zu lernen, die den Schlüssel zur Bildungsweise des Vulkanes darbieten.

Der Aetna, der seit dem Jahre 1832 seine Thätigkeit eingestellt hatte, begann den 5ten October

1836 seine unterirdischen Schlünde zu eröffnen, und ein Ausbruch von braunrothen Aschenwolken, von Steinwürfen und unterirdischem Donner begleitet, war der Vorbote einer Eruption, welche fast ohne Unterbrechung, bis zum Frühjahr von 1839 fortbauerte.

Eben als an der bei Riposto gemessenen Basis die geodätischen Vermessungen zur Grundlage einer exacten Karte begonnen werden sollten, wurde der Verf. von einer tödtlichen Krankheit befallen, welche ihn drei Monate lang bis zum Februar von 1837 an den Rand des Grabes fesselte.

Seit dem lezt verflossenen Jahre hatte die asiatische Cholera in Italien gewüthet, und zahlreiche Opfer dahingerafft; Neapel und Livorno waren von der Seuche befallen, doch hielt sich Sicilien noch frei, durch einen strengen Gorden geschützt bis zum Junius von 1837. Dann brach die Krankheit in Palermo aus, ohne Zweifel durch ein neapolitanisches Schiff herübergeschleppt, und verpestete von hier aus die ganze Insel.

Zu den Schrecken der Seuche, die täglich tausende von Opfern forderte, gesellte sich in Catania und Syracus die Wuth des Volkes; der Glauben an Giftmischerei führte zu unerhörten Excessen, und zahllose Hinrichtungen waren die Folge.

Der Verf. verließ unter solchen Verhältnissen Sicilien und gelangte von einem glücklichen Zufalle begünstigt auf einem dänischen Schiffe nach einer Zwöchentlichen Reise nach Gibraltar, von wo aus er über England im September von 1837 nach Deutschland zurückkehrte.

Im Sommer des Jahres 1838 wurde die zweite Reise nach Sicilien vorbereitet und den 25. October des Morgens um 3 Uhr gelangte der Verf. zum zweiten Male an den Crater des Aetna, der

133. 134. St., den 21. August 1845. 1341

während dessen seine Gestalt bedeutend verändert hatte, und unter furchtbarem Donner Nacht und Tag glühende Steine in die Wolken schleuderte, und zwei Lavaströme, den einen gegen Süd = Ost, den andern gegen Norden ergoß.

Der Spätherbst war schön, heiter und sehr warm und erlaubte dem Verf. ohne Anstrengung und Hindernisse den Aetna = Crater zu verschiedenen Malen zu besteigen; um bei dieser Gelegenheit das vulkanische Wirken näher zu untersuchen und kennen zu lernen. Noch in demselben Jahre wurden vom Verf. in Verbindung des Herrn Dr Peters aus Flensburg die geodätischen Messungen wieder aufgenommen, und nach manchen erlebten Schicksalen bis zum Frühjahr von 1840 glücklich beendigt.

Um den ganzen Berg ist während dieser Zeit ein in sich zurücklaufendes Dreiecksnetz geführt, welches 29 Hauptpunkte enthält. Diese geodätischen Arbeiten, sowohl die Messungen, als die Berechnungen sind nach den besten in der heutigen Wissenschaft üblichen Methoden vorgenommen, und als Muster hat dem Verf. die Dreiecksmessung vorgeschwebt, welche vom größten Mathematiker unseres Jahrhunderts auf vaterländischem Boden vorgenommen ist.

Nach beendigter Triangulation legte man Hand an die Detailvermessungen. An die Hauptdreieckspunkte schließen sich etwa 1200 Punkte zweiter und dritter Ordnung, an welche sich das übrige Detail der aetneischen Karte, die Situation der Küste, der Ortschaften, Landstraßen, Crater u. s. w. anknüpft.

Diese Karte wird im Süden und Westen durch den Fluß Simeto begrenzt, der in den Sandsteingebirgen von Troina und Gesard seinen Ursprung nimmt, den flachauslaufenden Fuß des Aetna be-

spühlt und etwa eine Meile südlich von Catania das Meer erreicht; im Norden dagegen wird sie durch den Fluß Alcantara abgeschlossen, der die alten Laven des Vulkans von Mojo durchbricht und etwas südlich vom Cap von Schisò, dem alten Naros, mündet.

Die Karte des Aetna erstreckt sich so von Süden nach Norden durch 58000 Meter, von Westen nach Osten aber 48000 Meter weit, und umfaßt das ganze vulkanische Terrain des Aetna mit der nächsten Umgebung der neptunischen Gebirge, welche in einem weiten Halbkreise den Vulkan gegen Süden, Westen und Norden umgeben.

Die in Sicilien aufgenommene Originalkarte im Maßstabe von 1 : 30000, wird im Kupferstiche in dem etwas kleinern Maßstabe von 1 : 50000 mitgetheilt. Sie besteht in dieser letzten Form aus 15 Blättern, von denen drei leichter skizzierte den Lauf des Flusses Simeto enthalten. Jedes Blatt umschließt in der Natur ein Parallelogramm von 16000 Metern Länge und 13000 Metern Breite, und es besitzt demnach eine Oberfläche von etwa $3\frac{3}{4}$ Quadratmeilen.

Beim topographischen Zeichnen dieser Karte hat man im Wesentlichen, obwohl mit einigen Verbesserungen, die Lehmannsche Methode befolgt; beim Zeichnen der Lavafelder ist eine conventiönelle Manier angewandt, durch welche man die eigenthümliche Art der rauhen Oberfläche der Ströme und das verschiedene Alter derselben auszudrücken sucht. Man hat dabei das Princip befolgt, die ältern Ströme mit blassen, die neuern mit dunklern Tönen darzustellen, so daß sich die Laven des laufenden Jahrhunderts in der Karte besonders deutlich hervorheben.

Der Kupferstich der Karte wird mit großem Fleiße

133. 134. St., den 21. August 1845. 1343

und Geschicklichkeit von Herrn Architekten Cavallari aus Palermo ausgeführt, der eine Reihe von Jahren dieser Unternehmung widmen wird.

Das eben erschienene Heft enthält außer einem erklärenden Texte 7 Kupfertafeln, von denen zwei der topographischen Karte angehören und 5 verschiedene landschaftliche Gegenstände, Ansichten des ganzen Berges oder einzelne Theile desselben vorstellen.

Von der topographischen Karte werden die Blätter 'Aci Castello', welches zugleich den Titel enthält, und 'Nicolosi' mitgetheilt. Man findet in dem letztern einen Theil der Süd- und Südostseite des Aetna verzeichnet, einen Ausschnitt aus der Waldregion und der bebauten Zone. Dieses Blatt ist mit dem reichsten Detail bedeckt; die tiefern Theile enthalten viele Ortschaften, die höhern eine nicht geringe Anzahl von Lateralcratern, zwischen denen sich Lavaströme verschiedener Epochen hindurchwinden.

Unter den Landschaften erblickt man zwei Generalansichten des Aetna, welche nach exacten Principien entworfen sind. Die eine zeigt den Vulkan von seiner Südseite, wie man ihn vom Monte Po unweit Catania erblickt; die zweite stellt ihn von seiner Nordwestseite dar, wie er vom Ufer des Simeto unterhalb Bronte erscheint.

Den Schluß bilden 3 Blätter mit Detailansichten: auf dem einen befinden sich die Basaltfelsen der Cyclopininseln von Aci Trezza, auf dem folgenden erblickt man eine Ansicht des innern südlichen Randes des Valle del Bue, zwischen der Montagnuola (dem Crater von 1763) und dem Monte Zoccolaro, nebst dem im Valle del Bue freistehenden Felsen, Rocca Musarra genannt. Den Schluß bildet eine Ansicht des Valle di S. Giacomo bei Zafarana.

Der Verf. hofft, von nun an jährlich bis zum Schlusse der ganzen Arbeit ein dem eben erschienenen

ähnliches Heft zu veröffentlichen, und während dieser Zeit seine theoretischen Untersuchungen und Beobachtungen über den Metna in einem diesen Atlas begleitenden Werke unter dem Namen 'Der Metna und seine Umwälzungen' herauszugeben.

L e i p z i g,

bei Otto Wigand. Die Embryothlasis oder Zusammendrückung, und Ausziehung der todten Leibesfrucht in die geburtshülfslichen Operationen eingeführt und den ausübenden Geburtshelfern empfohlen von Dr. K. Chr. Hüter, Professor d. Geburtshülfe zu Marburg. Mit drei Taf. Abbildungen. 166 S. in Octav.

Schon der Titel zeigt, daß der Vf. zu denjenigen Geburtshelfern gehört, welche der in der neuesten Zeit von B a u d e l o c q u e dem Neffen empfohlenen und an die Stelle der Perforation gestellten Cephalotripsie das Wort reden. Die von ihm gewählte Benennung ist richtig gebildet, da schon bei Hippokrates *ἐνυμφλάσαι τῷ νεοτῶ* vorkommt. Fleißig hat der Vf. die Geschichte der Operation zusammengestellt, aus welcher ersichtlich, daß sie sich in die frühesten Zeiten hinein verliert. Dabei werden Diejenigen, welche ein ungünstiges Urtheil über die Operation gefällt, mit der Angabe ihrer Gründe genannt, zugleich aber die Geburtshelfer angeführt, welche sich günstig über das Verfahren ausgesprochen haben. Dann betrachtet der Verf. die verschiedenen Werkzeuge, gibt die Anzeigen, Vorhersage und Verrichtung der Operation an, und erzählt drei Fälle, welche zu Gunsten der Embryothlasis sprechen. Die Abbildungen stellen die Instrumente von Assalini, Baudelocque, von Ritgen, Busch, Kilian und vom Verfasser dar.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 23. August 1845.

L o n d o n ,

bei Longman Brown, Green und Longmans 1842.
The knights Templars, by C. G. Addison.
Second edition. XV und 559 Seiten in Octav.

Der Grund, aus welchem von dem vorliegenden Werke in der kürzesten Zeit eine zweite Auflage erforderlich wurde, darf, der Hauptsache nach, in dem Interesse gesucht werden, welches der Gegenstand einflößt, in der im Widerspruche mit den vererbten Ansichten stehenden Behauptung von der Unschuld des Tempelordens, sodann, und zwar nicht zum Geringsten, in der leichten, anmuthigen Darstellung, welche dem Leser die Erscheinungen des Morgen- und Abendlandes in einer thatenreichen Zeit auf anziehende Weise vorüberführt. Wir dürfen nicht verkennen, daß der Verf., dessen Arbeit von bedeutender Belesenheit zeugt, mit großer, vielleicht mit zu großer Gewandtheit den Stoff beherrscht, daß er dem Leser nie durch peinliche Beweisführung seiner Studien beschwerlich fällt, daß über seiner Erzählung eine erquickliche Frische

gebreitet ist; aber wir vermissen Kritik, eine genaue Würdigung des Werthes der Quellen, eine planmäßige Vertheilung des Stoffes. Man würde entschieden unrecht thun, wenn man dieses Werk einer umfangreichen historischen Literatur beigegeben wollte, die nur auf einen flüchtigen, bequemen Genuß berechnet ist, während man andererseits gestehen muß, daß in ihm den Anforderungen der Wissenschaft nicht immer ein Genüge geschehen ist. Eine kurze Uebersicht des vom Verf. beobachteten Verfahrens wird diese Behauptung rechtfertigen.

Nachdem der Verf. eine Uebersicht der Pilgerfahrten nach Jerusalem vorangeschickt hat, läßt er die Erzählung von der Stiftung des Ordens der Tempelherrn folgen, gedrängt, anschaulich, aber allgemein gehalten, wenig auf Quellen beruhend. Wo in den Briefsammlungen eines Bernhard und Petrus Venerabilis die Bedingungen, unter denen die geistliche Ritterschaft ins Leben trat, die Aufgabe, welche ihr durch die Richtungen der Zeit angewiesen wurde, enthalten ist, begnügt sich der Verf. mit kurzen, aber glücklich gewählten Auszügen moderner Historiker. Bernhards bekanntes Sendschreiben an die Ordensbrüder wird erst ungleich später mitgetheilt; der Hospitaliter geschieht bei dieser Gelegenheit überall keine Erwähnung, obgleich Verwandtschaft und Abweichung beider Orden von einander gerade hier um so weniger hätte übergangen werden dürfen, als man häufig, wenn schon mit Unrecht, in der Massenie des Tempels gewissermaßen nur ein Filial des Ordens von St. Johann hat erblicken wollen. Erst später wendet sich die Erzählung, welche bei dieser Gelegenheit auf den Mittheilungen des nicht immer unparteiischen Vertot beruht, dem letztgenannten und zwar älteren Orden zu.

Der hierauf folgende Abschnitt über die Regel, welcher eine um so genauere Erörterung erheischte, als der Grund oder Ungrund der nachmahligen Anklage gegen den Orden auf sie zurückgeführt werden muß, bietet, außer einigen allgemeinen Betrachtungen, nichts als eine Uebersetzung des größeren Theils der alten lateinischen Regel nach dem Abdrucke von Le Mire. Demnach erhält der Leser weder ein anschauliches Bild von der Gliederung und der sittlichen Richtung der Genossenschaft, noch eine Belehrung über die historische Entwicklung der Ordensgesetze. Der jüngeren, bei weitem mehr ausgeprägten Statuten, die, in französischer Sprache verfaßt, ein interessantes Zeugniß von der politischen Durchbildung des Ordens geben, geschieht kaum Erwähnung. Und doch hat der verdienstvolle Münster dieselben vor einem vollen halben Jahrhundert nach der römischen Handschrift — aber leider in deutscher Uebersetzung — dem Publicum übergeben, und erfolgte im Jahre vor dem Erscheinen des vorliegenden Werkes die Veröffentlichung derselben Statuten nach den Handschriften zu Dijon und Paris durch Maillard de Chambure.

Der bei weitem überwiegende Theil des Werkes gehört der äußeren Geschichte des Ordens, der Erzählung seiner Kämpfe im Morgenlande bis zur Zeit des Verlustes von Accon, seiner Verbreitung in den verschiedenen christlichen Staaten des Abendlandes. Daß der Vf. in letztgenannter Beziehung vorzugsweise bei England verweilt, ist erklärlich, wenn schon die Aufgabe selbst erheischte, daß Frankreich den Mittelpunkt seiner Forschungen abgäbe. Diesem Abschnitte liegen die Berichte der bekannten europäischen, arabischen und syrischen Chronisten zum Grunde, jedoch ohne daß der Werth ihrer Mittheilungen im Verhältniß zu einander abgewo-

gen wäre. So hätten hinsichtlich Spaniens die sorgfältigen Untersuchungen von Campomanes eine glücklichere Ausbeute gewährt, als die Angaben von Mariana; sie hätten auch neben der Benützung Zurita's nicht übersehen werden dürfen. Baiffete's gediegene *histoire de Languedoc* konnte freilich dem Vf. nicht entgehen, aber auch diese machte die Benützung zahlreicher Provinzial- und Stadtgeschichten nicht entbehrlich, wohin wir namentlich, von anderen abgesehen, die Geschichte der Provence von Bouche, die der Bretagne von Robineau, das fleißige Werk von Dubois (*historia ecclesiastica Parisiensis*) und Brumoi (*histoire de l'église gallicane*) rechnen. Am wenigsten durften die Sammlungen der Urkunden von Guérard, der Olin von Beugnot übergangen werden. Der bei Martene und Durand abgedruckten Chronik des Richard von Poitiers geschieht so wenig Erwähnung als der interessanten, in den *Spicilegien* veröffentlichten Dialogen Anselms von Havelberg. Andererseits hat der Vf. die Geschichten des Abulfeda und Abulfaradsch genauer berücksichtigt als Michauds *reiche bibliothèque des croisades*; die Chronik des Bernhardus *thesaurarius* — die Hauptquelle für einen großen Zeitraum —, des Abts von Peterborough, so wie die Sammlung der Briefe von Innocenz III., hätten mit größerer Gewissenhaftigkeit verfolgt werden müssen. Ja, es begegnet dem Leser, daß er neben einer Quellschrift des Mittelalters das Werk eines modernen Historikers, dessen Angaben auf ersterer beruhen, neben einem älteren Chronisten einen jüngeren, welcher ersteren ausgeschrieben hat, citiert findet. In letztgenannter Beziehung hätte die Namhaftmachung vieler Quellen, deren Erzählung ausschließlich auf die des Erzbischofs Wilhelm zurückgeführt werden kann, unterbleiben

können. Auf ähnliche Mängel stößt man auch in den bei Gelegenheit der Aufzählung der Ordensbesitzungen gegebenen geographischen Erörterungen, wo z. B. die Lage der Schlösser Krak und Montreal, den Ergebnissen neuerer Untersuchungen und namentlich den sorgsamten Nachforschungen von Robertson und Smith zuwider, in das peträische Arabien gesetzt wird. Daß die Chronisten von zwei Schlössern des Namens Krak reden, bleibt unbeachtet, obgleich schon Wilken in seiner Geschichte der Kreuzzüge darauf aufmerksam macht.

Es sei bei dieser Gelegenheit noch folgende Bemerkung gestattet. Hinsichtlich der Reihenfolge der Großmeister und der Zeit, in welcher sie an die Spitze des Ordens traten, herrscht noch viel Unge-
wissenheit. Es mangelt, da die Angaben der Chronisten schwankend sind und zum Theil einander widersprechen, an Urkunden, um die Zeit des Ueberganges der Großmeisterschaften zu bestimmen; selbst hinsichtlich der Namen der Vorsteher des Ordens weichen die Chronisten von einander ab, und es fehlt viel daran, daß man sich, wie es meist geschieht, auf die hierauf bezügliche Abhandlung in *L'art de vérifier les dates* verlassen könnte. Dagegen gibt der Vf. des vorliegenden Werkes ohne Beweisführung, ohne erläuternde Untersuchungen die Reihenfolge der Großmeister und die Zeitbestimmung ihrer Regierung.

Den oben hervorgehobenen Tadel der Einheit in der Darstellung anbelangend, so genüge zur Begründung desselben die Bemerkung, daß man inmitten der äußeren Geschichte des Ordens häufig auf Digressionen über das innere Leben der Bruderschaft stößt und daß eben so häufig die Erzählung durch eingeschaltete Aufzählung der Besitzungen des Ordens zerrissen wird, ein Uebelstand, der

die schlichte Uebersicht der Verhältnisse stört und aus der *Lecture* von Dupuy und mehr noch der *histoire critique et apologétique de l'ordre des chevaliers du Temple* auf den Vf. übergegangen zu sein scheint.

Die letzten Schicksale des Ordens sind mit überraschender Kürze behandelt. Um den Untergang desselben verständlich zu machen, hätte dessen Stellung zur Kirche und zu weltlichen Machthabern, so wie die Persönlichkeit von Papst Clemens und König Philipp dem Schönen in scharfen Zügen hervorgehoben werden müssen. Auch in diesem Abschnitte vermißt man ein ruhiges Fortschreiten der Erzählung, eine Entwicklung der bei den Berichtserstatern zum Theil verwirrten oder verwischten Begebenheiten, ein zweckmäßiges Vertheilen des Stoffes. Allerdings fußt der Vf. bei der Verhaftung und Anklage der Tempelherrn auf den Hauptquellen, den von Baluze gesammelten *vitae paparum avenionensium*, und bedient sich nebenbei der *histoire de la condamnation des Templiers*; aber er legt auf Mariana und auf Le Gendre's Geschichte von Frankreich ein fast eben so großes Gewicht. Die bedeutendsten Actenstücke für die Untersuchung, der von Michelet veröffentlichte *Processus Templariorum* und die bei Rymer abgedruckten Urkunden, sind ungleich weniger benutzt, als die Natur der Sache es erheischte. Ménard, welcher in den *Preuves* zu seiner *Histoire de la ville de Nismes* die werthvollsten Beiträge — nächst dem *Processus* — zu dem Inquisitionsv erfahren bietet, ist gänzlich übersehen, und wenn Villani Berücksichtigung gefunden hat, so überrascht um so mehr, daß das gleichfalls bei Muratori abgedruckte *Chron. Astense* nicht benutzt wurde. Der Vf. scheint seinen ganzen Fleiß auf die Untersu-

chung in England verwendet zu haben, in Beziehung auf welche viel Neues durch ihn ans Licht gezogen ist. Aber den Mittelpunkt des Verfahrens gegen den Orden, der schuldig befunden wurde, weil Clemens und Philipp ihn schuldig finden wollten, gibt Frankreich und hier wiederum Paris ab. Gleichwohl ist der dort geführte Proceß nur nebenbei vom Vf. berührt. Der Gang der Untersuchungen in Spanien — und auch hier erhalten wir aus den Sammlungen von Concilien theilweise ziemlich genaue Nachrichten — so wie in Deutschland, Portugal und Italien, wo freilich die Quellen überaus dürftig fließen, ist ganz übergangen. Das Concil zu Vienne wird mit nur wenigen Zeilen bedacht.

Der Verf. bemerkt in der Vorrede, daß man sich in England gewundert habe, in seinem Werke eine Apologie der Tempelherrn hervortreten zu sehen. Recensent hat von der Unhaltbarkeit der Anklage in allen wesentlichen Puncten derselben die feste Ueberzeugung gewonnen. Gleichwohl trägt er kein Bedenken, dem oben angedeuteten Urtheile englischer Kritiker beizustimmen. Wenn, um nur bei diesen Ländern stehen zu bleiben, die Provinzialconcilien in England und Frankreich den Orden für schuldig erkannten, der Vorsteher der Christenheit auf dem Grunde der Schuld die Aufhebung desselben gebot, die Stimmen zu Gunsten der Genossenschaft sich nur verstohlen erhoben, und noch in der neuesten Zeit die Anklage im Allgemeinen als wohlbegründet von den meisten Historikern hingestellt wird, so wäre unstreitig der Vf. verpflichtet gewesen, durch Widerlegung der Anklageartikel die Reinheit des Ordens zu erhärten. Das ist nicht geschehen. Er sammelt und vergleicht die Stimmen gleichzeitiger Berichterstatter nicht. Die treff-

liche Reimchronik des Godesfroy de Paris ist ihm unbekannt geblieben, desgleichen das Urtheil eines Albericus de Rosate und die Mittheilungen des gelehrten Erzbischofs Antoninus. Er begnügt sich damit, anstatt die Anschuldigungen einzeln zu beleuchten, nach Art der Jury ein einfaches, unmotivirtes Verdict auszusprechen. Auf die Zusammenstellung der Anklagen bei Dupuy, auf die Behauptungen des von ihm namhaft gemachten Werkes von Wilcke, auf den Versuch einer Beweisführung von der Schuld der Tempelherrn, wie ihn Hammer in den Fundgruben des Orients dem Publicum vorgelegt hat, wird keine Rücksicht genommen. Und doch würde eine Widerlegung dieser Anschuldigungen seine Kräfte keinesweges überstiegen haben.

Nehmen wir aber hierzu, daß der Vf. schon in den Kapiteln, welche die Geschichte der Kämpfe im gelobten Lande enthalten, jeden gegen den Orden laut gewordenen Vorwurf entweder übergeht oder nur leise berührt, daß er z. B. der Beschuldigung des Verraths bei Gelegenheit der Belagerung von Damaskus keine Erwähnung thut, obgleich gerade hierüber englische Berichterstatter, namentlich Radulph Coggeshale, am entschiedensten sich äußern, so kann man schwer umhin, dem Ausspruche englischer Kritiker beizustimmen. Hav.

L a u f a n n e,

bei Georges Bridel 1844. Mémoires et Documents publiés par la Société d'Histoire de la Suisse romande. T. III. 2e livraison. 532 Seiten in Octav.

Am Schlusse der Recension über die Schrift: Recherches sur le couvent de Romainmotier et

ses possessions (Gött. gel. Anz. 1843. 36tes St.) haben wir die baldige Erscheinung der zu dieser Arbeit gehörenden Sammlung von Urkunden angekündigt. Dieselbe wurde aber durch Zuwachs des Materials während des weitem Nachforschens und durch andere Umstände bis gegen das Ende des vorigen Jahres verzögert.

Dieser Band beginnt mit einem, von Hrn von Gingins verfaßten, ausführlichen Bericht über das vor einigen Jahren zu Romainmotier entdeckte, 94 Zoll lange, Grabdenkmal aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Dasselbe trägt eine eingehauene lateinische Inschrift, welche lehrt, daß es den berühmten Henri de Svirie darstellt, der, nachdem er zehn Jahre Prior von Romainmotier gewesen, vom Papst Clemens VII. zur bischöflichen Würde von Maurienne, und später von Rhodéz erhoben ward, wo dieser Prälat dem nach Avignon verlegten päpstlichen Stuhle noch wichtigere Dienste leisten konnte. Dieser Fund ist nicht bloß in geschichtlicher, sondern auch in artistischer und paläographischer Hinsicht merkwürdig. Zwei lithographierte Tafeln stellen, die eine das Denkmal selbst, die andere die Inschrift dar.

Auf diesen Bericht folgt zuerst ein Aufsatz desselben Schriftstellers über den Ursprung des Klosters Romainmotier, auf den wir weiter unten zurückkommen, und dann eine Vorerinnerung zu dem von ihm herausgegebenen Chartular. — Zur Zeit der Eroberung der Waadt durch die Berner und der Einführung der Reformation im J. 1536, wurden eine Menge Urkunden religiöser Corporationen dieses Landes weggeschafft und in freiburgischen Klöstern niedergelegt. Dieses Schicksal theilte auch das Chartular von Romainmotier, welches ungefähr drei Jahrhunderte unbekannt blieb, bis daß

selbe in das Staatsarchiv überging, und dem Alt-
schultheissen N. F. v. Müllinen mitgetheilt wurde, der
die zehn ersten Blätter in dem III. Bde des schwei-
zerischen Geschichtsforschers (Bern 1820), von Noten
und Erläuterungen begleitet, herausgab. Da aber
die vollständige Veröffentlichung dieses historischen
Denkmahls unterblieb, beschloß die Gesellschaft für
die romanische Geschichte die Herausgabe einer mit
dem Original sorgfältig verglichenen Abschrift des-
selben, welche Hr v. Gingins zu diesem Zwecke frei-
willig darbot, und deren Abdruck er selbst besorgte.

Das erwähnte Chartular bildet ein Bändchen von
45 Bl. kl. Fol. auf Pergament. Die 31 ersten Blät-
ter, von einer Hand, deren Schriftzüge ein dieser
Lieferung beigelegtes Facsimile darstellt, enthalten
Urkunden aus dem X., XI. und XII. Jahrhundert;
die übrigen 14 Bl. von einer neueren Hand, ent-
halten einige Actenstücke aus dem XIII., eine grö-
ßere Anzahl aus dem XIV. Jahrh., mehrere ohne
Datum. Diese Sammlung umfaßt aber bei wei-
tem nicht alle auf das Priorat Romainmotier be-
züglichen Urkunden. Die Ergänzung dieser Lücke
verdanken wir dem Forschungsseifer des Hn Fr. v.
Charrière, der in den Archiven eine beträchtliche An-
zahl von Documenten gesammelt, dem Chartular
beigefügt und mit den nöthigen Erläuterungen ver-
sehen hat. Hier haben wir also alle Actenstücke,
welche sich auf die Besitzungen, die Verwaltung
und Rechte des kleinen, aus der Stiftung eines
Klosters hervorgegangenen, merkwürdigen Staates
Romainmotier beziehen. Diese Sammlung ist für
die genauere Kenntniß des Mittelalters so wichtig,
daß die obgenannten Herren durch die Herausgabe
derselben sich um die Wissenschaft große Verdienste
erworben haben. Zu den vorzüglichsten Stücken ge-
hören die, welche überschrieben sind: *Plaid général*

d'Apples; Plaid tenu à Moudon etc.; Règlement du Prieur et des preud'hommes de la Terre de Romainmotier, sur les cours de justice; Reconnaissance générale des usages de la Terre de Romainmotier; Les Francs de la T. de R.; Règlement sur l'intérieur du Couvent; u. a.

Da wir jetzt die Actenstücke selbst vollständig besitzen, so lassen sich einzelne in unserem früheren Bericht berührte Punkte theils ergänzen, theils berichtigen oder näher beleuchten. Es sind deren hauptsächlich drei, die Hr v. Charrière von neuem bespricht. 1) Der Ursprung u. die ältesten Zustände des Klosters Romainmotier. — Eine aus dem Ende des XV. oder dem Anfange des XVI. Jahrhunderts herrührende Notiz über jenes Kloster schreibt die Stiftung desselben den Mönchen Romanus und Lupicinus zu, welche im V. Jahrh. lebten. In einem auf jene Notiz folgenden, gelehrten Aufsatz vertheidigt Hr v. Charrière die alte Ueberlieferung. Nach Hn von Gingins in diesem Bande abgedruckter, gründlicher Untersuchung über denselben Gegenstand, wird die schon von J. v. Müller (B. I. K. 9) ausgesprochene Meinung bekräftigt, der zu Folge Rammelene, Patricius des burgundischen Helvetiens, Bruder des im J. 652 verstorbenen Donatus, Erzbischofes von Besançon, dasselbe um die Mitte des VII. Jahrh. (um 646) stiftete. Ueber diesen nicht unwichtigen Punkt verbreiten beide Gelehrte ein neues Licht. Ihre mehr dem Anschein als der Wirklichkeit nach von einander abweichenden Meinungen lassen sich versöhnen, wenn man — wozu hinlängliche Gründe vorhanden sind — annimmt, daß die erste Stiftung eine bloße Einsiedelei war, die Rammelene unweit des ursprünglichen Sitzes verlegte und in ein ansehnliches Kloster verwandelte, welches der burgundische König Chlodoveus II. bestätigte und bereicherte.

Zu diesem Resultat neigt auch Hr v. Charrière hin, der übrigens zu beweisen sucht, daß der Papst Stephan II. wirklich das erwähnte Kloster im J. 753 besucht, unter den besondern Schutz des römischen Stuhles genommen, und daher Romanmünster (*monasterium romanum und romanense*) genannt habe. Jedenfalls ist es Thatsache, daß das Stift Romainmotier eine Immunität war, und sich des unmittelbaren Schirmes des Papstes und des Kaisers freute. Als das Waadtland unter der Herrschaft des Fürsten von Savoyen stand, übte dieser zwar die Schirmvogtei (*defensio, guardia*) über das Stift Romainmotier aus; dasselbe blieb aber von der öffentlichen richterlichen Gewalt des Grafen, (später des Herzogs) oder seiner Beamten frei. Von den Unterthanen des Stiftes heißt es ausdrücklich: *non sunt de resorto et ballivatu Waudi, sed omnino seclusi.*

2) Der Landesherr, *dominus terrae R.* — oder *prior et conventus R.* — hatte das totale *dominium, merum et mixtum imperium atque omnimodam jurisdictionem, altam, mediam et bassam, spirituales et temporales in hominibus suae potestatis*; also die obere, mittlere und niedere Gerichtsbarkeit, die weltliche sowohl als die geistliche. Die geistliche Gerichtsbarkeit ließ er durch seinen Generalvicar (*per suum vicarium in foro Ecclesiae consueto*), die niederen grundherrlichen Gerichte durch Meier (*villici*), die obere weltliche Gerichtsbarkeit aber, namentlich den Blutbann, durch seinen Castellan (*per castellanum suum, vel locumtenentem in foro seculari consueto*) ausüben. Es ist einige Male von *furchis seu patibulo* auf dem Gebiete des Stiftes, und von Gehengten die Rede, welche von den Beamten des Priors hingerichtet worden.

Es befremdet Hr v. Charrière, daß der Prior, wie er sagt, seines geistlichen Standes ungeachtet, den Blutbann ausübte, ohne sich an einen weltlichen Vogt zu wenden. — Die Sache verhält sich aber folgendermaßen. Der Prior von Romainmotier hatte, wie mehrere Bischöfe und andere geistliche Herren, die vollendete Immunität, d. h. das Privilegium erhalten oder bewirkt, nach welchem ihm die Gerichtsbarkeit des Grafen auf seinen Besitzungen zukam, die er durch seinen Castellan verwalten ließ, der das Gericht anzuordnen und das von den Rechtsprechern gefundene Urteil durch die Beamten des Priors (per officarios Prioris) zu vollziehen hatte. Der Castellan von Romainmotier war aber wohl kein anderer als der vom Kloster selbst erwählte Kastvogt, dessen Geschäfte in der Ausübung der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Klosters und in Anführung derselben bestanden. Hr v. Charrière findet selbst in seiner Urkundensammlung den bündigen Beweis: 'que dans la Terre de Romainmotier le Chatelain qui était le chef, le président de la Cour de justice, était en même temps chef militaire.' Wollte Jemand die Identität des Castellans mit dem Kastvogte bezweifeln, so verweisen wir auf zwei Urkunden (S. 828, 830), wo die Chatellenie des Clées bald Cletarum avoeria, bald avoerie (avouerie, Vogtei) du chasteau des Clées genannt wird. Ganz richtig bemerkt Hr Blumer (Archiv für Schweiz. Geschichte, Bd. III. S. 21), 'man dürfe es als Regel ansehen, daß alle bedeutendere Klöster durch kaiserliche Privilegien die Immunität auch in dem Sinne zu erwerben wußten, daß die hohe Gerichtsbarkeit über ihre Grundherrschaften nur durch ihren Kastvogt (advocatus), dem der Kaiser den Blut-

bann verlieh, ausgeübt werden sollte.' Demnach widerrufen wir keinesweges den in diesen Blättern (Jahrg. 1843. St. 36. S. 353) ausgesprochenen Grundsatz, daß der Blutbann vom Reichsoberhaupt ausging, und in dessen Namen ausgeübt wurde.

Uebrigens sei noch bemerkt, daß der Prior von Romainmotier das schönste Vorrecht eines Landesherrn, nämlich das Begnadigungsrecht, hatte; und endlich daß, vermöge eines im Jahre 1272 mit dem Grafen Philipp von Savoyen getroffenen Vergleiches, der Castellan des Ortes les Clées die Gerichtsbarkeit über die auf dem Gebiete des Stiftes Romainmotier wohnenden Fremden (*extranei*) verwaltete.

3) Hr v. Charrière bespricht ausführlich einen für die Zusammensetzung der Gerichte (*placita*) wichtigen Punct. In vielen Urkunden nämlich kommt der Ausdruck *probi* (auch *boni*) *homines* vor. Unter dieser Benennung sind nicht nur Männer, Familienhäupter, sondern bisweilen auch Weiber zu verstehen, die bei den öffentlichen Marktstätten erschienen. Hr v. Ch. glaubt, daß alle Freien, als solche, *probi homines* waren. Diese Vermuthung beruht hauptsächlich auf der Urkunde eines im J. 1327 zu Apples gehaltenen *placitum*, aus welcher wir erfahren, daß mehrere *probi homines* — *vice et nomine omnium aliorum proborum hominum* des genannten Ortes den Prior von Romainmotier, ihren Herrn, ersuchten, nach altem Brauch einen Tag zur öffentlichen Marktstatt zu bestimmen.

In einem 1399 zu Milden (Moudon) gehaltenen Gerichte ward vor dem Landvogt des Waadtlandes, von mehreren Edelen (*viros nobiles*), einem Rechtskundigen (*juris peritum*), *et per plures alios fide dignos* in curia Melduni (der Hauptstadt

der Waadt) *sedentes, cognoscentes et judicantes* ein Urtheil gesprochen. Aus dieser und ähnlichen Urkunden, in welchen dieselbe Formel erscheint und die *probi homines* um ihr Gutachten befragt werden, schließt Hr v. Gh. auf das Fortbestehen des altgermanischen Rechtswesens im Waadtlande. Er hatte schon in der ersten Lieferung den Satz aufgestellt, daß bis ins 16. Jahrh. die *probi homines* der Gemeinden von Rechtswegen an den Gerichten Theil nahmen, und daselbst nicht bloß als mit den rechtlichen Gewohnheiten vertraute Männer, sondern vielmehr als Richter erschienen. Zur Unterstützung dieser Meinung werden einige Stellen aus Hn v. Savigny's *Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter* angeführt, und zugleich daran erinnert, daß Carl der Große *Scabini* oder amtliche Richter eingesetzt, und daß man, seit der Bekanntmachung der *Capitularen*, außer den *Scabini* eine unbestimmte Anzahl bloßer Freien findet, die als *Schöffen* (*échevins*, im Gegensatz zu *Scabini*) an den gerichtlichen Verhandlungen Theil nehmen. Es kommen aber in unserer reichen Urkundensammlung weder *scabini*, noch *judices* vor; ein Umstand, der Hn v. Gh. zu der Annahme veranlaßt, die *probi homines* von *Romainmotier* seien die eigentlichen Richter gewesen. Nach Hn v. Gingins, hingegen, wären dieselben bloß als der rechtlichen Gewohnheiten oder des Landrechts Erfahrene (*coutumiers, experts en fait de coutume*), erschienen. — Auch in diesem Punkte lassen sich vielleicht beide Meinungen versöhnen. Die *boni* oder *probi* (daher *preux*) *homines* (*preud'hommes* oder *prud'hommes*), 'erbere Mannen', wie sie in deutschen Urkunden heißen, waren, wie Hr v. Gh. richtig bemerkt, keine Beamte. Sie mögen so geheißen haben, weil sie des Landrechts erfahrene, der rechtlichen Gewohnheiten kundige Männer waren, und

wo die Rechtskenntniß sie verließ, nach Billigkeit, Herkommen und gesunder Vernunft entschieden. Sie hatten aber keine Gerichtsbarkeit, waren also nicht die Richter (*judices*) selbst — denn diese konnten in alten Zeiten nur das Gericht anordnen und schützen —, sondern vielmehr die Beisitzer in den Gerichten. Das Recht der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, welches dem Prior von Romainmotier zustand, ließ dieser durch den Meier (*villicus*) verwalten. An dessen Gerichten nahmen alle Hofgenossen, sämtliche *probi homines* Theil: sie wurden um ihr Urtheil befragt und entschieden. — Bei den öffentlichen Jahrgerichten mußte jeder Grundbesitzer oder jedes Familienhaupt (*dominus und caput hospitii*, auch *rector domus und senior*) erscheinen. Indessen wurde vermuthlich bloß ein Ausschuss von Rechtsprechern (*probi hom., jurati*) um sein Urtheil befragt. Von diesen Schöffen (*échevins*) wurde das Urtheil geschaffen d. h. gefunden oder gesprochen.

Von dem Urtheile, welches im Gerichte des Meiers gefällt worden, konnte an den Castellan von Romainmotier, von dem Castellan an den Appellationsrichter (*judex appellationum*) und von diesem an das Hofgericht (*curia domini*) d. h. an den Prior (*ad dominum in ejus camera*) berufen werden, der sein Gericht mit Rechtsprechern besetzte, und in letzter Instanz entschied.

Hoffentlich wird die bald erscheinende Sammlung von Gerichten (*placita*) im Waadtlande, über den hier besprochenen, wohl nicht hinlänglich erläuterten Gegenstand ein helles Licht verbreiten.

Schließlich zollen wir den Herren Herausgebern dieser schätzbaren Urkundensammlung unsern aufrichtigen Dank. Die Bemerkungen und Notizen, welche dieselbe begleiten, werden, wie die Actenstücke selbst, auch im Auslande die verdiente Anerkennung finden.

H—S—V.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1845.

B e r l i n ,

bei G. Reimer 1845. Babrii fabulae Aesopaeae. Carolus Lachmannus et amici emendarunt. Ceterorum poetarum choliambi ab Augusto Meinekio collecti et emendati. XX und 179 Seiten in Octav.

Manch schönes Blatt ist seit unserer Anzeige der editio princeps mit Vermuthungen über Babrius und Verbesserungen seiner Fabeln gefüllt worden, in Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Die leichtern Emendationen, die sich oft durch Vergleichung der prosaischen Fabeln von selbst ergeben, sind größtentheils vielfach gemacht worden, während die literarhistorischen Räthsel, die Babrius aufgibt, in sehr verschiedenem Sinne zu lösen versucht sind. Es ist sehr erfreulich, daß durch vorliegende Ausgabe hoffentlich manchen vagen Muthmaßungen gesteuert werden wird. Daß von Andern geleistete Gute findet man der Hauptsache nach auch hier wieder, während vielen Irrungen durch richtigere

Einsicht in die Kunst des Dichters und den feinen Tact des Herausgebers der Zugang versperrt ist.

Lachmann und Meineke, durch Imm. Bekkers Aufforderung bestärkt, welcher gleichfalls einen gewissen Antheil an der Arbeit nahm, vereinten ihre Bemühungen um die Herstellung des Fabulisten. Bald liefen auch Beiträge von auswärtigen Gelehrten ein, unter denen die Gottfried Hermanns die umfangreichsten und weit bedeutendsten sind. So hat Babrius ein neues Gewand angelegt: daß er aber nun fix und fertig sein solle, könnte nur der verlangen, der von der Schwierigkeit der Aufgabe unrechte Begriffe hätte. — Dem Texte sind die Lesarten des Codex und der sonstigen Quellen, so wie die beachtenswerthen Conjecturen der Kritiker untergelegt: in der Auswahl ist Lachmann streng, wohl zu streng gewesen: daß manche Muthmaßung nur deshalb gleich in den Text gesetzt ist, um ihn genießbar zu machen, hat Lachmann bevormortet. In der Vorrede spricht er in Kürze über die persönlichen Verhältnisse des Dichters u. s. w., und über die Principien, nach welchen dieser das Formelle der Fabeln gearbeitet habe. Aus der Vorrede wünschte mit mir wohl Mancher das barsche Strafgericht über den verdienten ersten Herausgeber hinweg.

Lachmann knüpft zunächst an die Aeußerung im zweiten Proömion, daß nach Bekanntmachung einer früheren Sammlung choliambischer Fabeln Andere σοφωτέρης μούσης γρίφοις ὁμοίας ἐκφύρουσι ποιήσεις, μαθόντες οὐδὲν πλεῖον ἡμῖν γινώσκειν — die Bemerkung an, daß Suidas in einer Reihe von epischen und elegischen Stücken aus den *Μυθικά* Reste jener σοφωτέρη μοῦσα aufbewahrt zu haben scheine. Bekanntlich hielt Bentley diese Bearbeitungen Aesopischer Fabeln

für älter, während Andere sie in byzantinische Zeit rücken. Die S. VII sq. gegebene Zusammenstellung mit den Babrianischen Fabeln *) zeigt, daß die Ueberreste über Babrius nicht hinausreichen: auch mag man sich die Bezeichnung der Hexameter und Distichen als σοφωτέρη μοῦσα gefallen lassen, die von der schlichten Naivetät der Choliamben allerdings absticht; allein γρίφοις ὁμοῖαι sind diese Verse in der That nicht zu nennen, wenn nicht Babrius den Mund sehr voll genommen haben soll. — Unter den 42 Fabeln des Avienus verrathen 25 die Abhängigkeit vom Babrius oft bis ins kleinste Detail hinein. Wäre deshalb die Zeit des Avienus ausgemacht, so würde sie eine dankenswerthe Grenze für Ansetzung des Babrius liefern. Etwas völlig Sicheres zu ermitteln ist auch Lachmann nicht gelungen: den Severus Alexander im βασιλεὺς Ἀλέξανδρος zu erkennen wehrt der auch schon in meiner früheren Anzeige in diesen Blättern St. 1. 2. S. 11 hervorgehobene Umstand, daß Dositheos Magister Babrianische Fabeln für den Schulgebrauch auswählte, als Kaiser Alexanders eigene Person kaum die Bindeln verlassen hatte. Widersprechen muß ich aber den aus der Anführung dreier namenloser Choliamben im Lexikon des Apollonius gezogenen Folgerungen, da kein leiser Zweifel sein kann, daß jene Verse mit nichts dem Babrius, sondern dem

*) Bei einigen ohne Angabe der Quellen vom Suidas erhaltenen Hexametern bleibt es zweifelhaft, ob sie den Μυθικά angehören. Lachmann rechnet z. B. die Verse s. v. ὑποδράξ:

ἡ δὲ πελιθνωθεῖσα καὶ ὄμμασι λοξὸν ὑποδράξ
ὀσομένη — den Μυθικά zu. Aber die Ähnlichkeit mit fab. 59 leuchtet nicht ein. Ruhnken hat sie daher wohl richtig dem Kallimachos vindiciert, s. A. Heder comm. Callimach. p. 118.

Kallimachus angehören. Betrachtet ja doch Babrius den Aesop als Syrer, Kallimachus als Sardianer. Darum soll aber nicht bestritten werden, daß Lachmann mit gutem Grunde den Dichter tiefer herabrückt, als manche im ersten Genuß des schönen Fundes schwelgende und darüber mancherlei unleugbare Spuren späterer Zeit ignorierende Gelehrte Recht haben wollten. Denn daß in der Sprache sehr Vieles dem Gebrauche älterer Dichter zuwider läuft und die Herrschaft der *κοινή* verräth, wird Niemand mehr widerstreiten wollen. Auch die schulmäßige Behandlung des Verses schneidet jeden Gedanken an eine frühere freiere Zeit ab. Allein die Lebenszeit des Dichters läßt sich noch immer nicht mit völliger Bestimmtheit festsetzen. Lachmann bringt einen neuen Alexander, der wohl einen Sohn Branchos hätte haben können, aus Josephus antiqq. 18, 5 bei. Er gehörte zu einem Stamme Judäas, welcher sehr bald griechische Sitte annahm: mit Zotape, Tochter des Königs von Kommagene verheirathet, ward er vom Vespasianus zum König von *Ἰσσιᾶς ἢ ἐν Κιλικίᾳ* ernannt: ‘hoc igitur tempore post annum a Chr. nato 72 in Syriae et Ciliciae confiniis Babrium fabellas Alexandri regis filio composuisse si dixero, vana specie me ludi non credam donec aliquis ipso Brancho indicando finem imposuerit opinionibus.’ Also doch nur eine opinatio, wodurch andere, die bei der Menge der Alexander so leicht sind, noch immer nicht abgewiesen sind. Aber ohne einen Branchus mitzubringen möchte es rathsam sein, an Lachmanns Annahme vorläufig zu halten. Wenn nur der *Βασιλεὺς* überhaupt ein König gewesen ist.

Als Zeitgenossen des Martialis sieht Lachmann unsern Fabulisten um so lieber an, als beide im

Bau der Choliamben ziemlich gleichen Gesetzen sich gefügt haben, wie z. B. beide Dichter den Anapäst in primo sich verstaten, was vor ihnen sich Niemand erlaubt hat. (Vielleicht doch Hippon. fr. 21 im Eigennamen *Korins*). Danach wird man annehmen müssen, daß Martialis die größern Freiheiten gleichzeitiger griechischer Choliambiker sich zu Nuße gemacht habe? Aber an den Anapäst in andern Stellen will Lachmann nicht glauben, und er hat die meisten widerstrebenden Fälle leicht beseitigt, ohne seine Strenge auf die Verfasser der Epimythien auszudehnen. Ich würde den Anapäst weniger gram gewesen sein, wie ich nicht verhehle, überhaupt zu glauben, daß man der Conjecturalkritik ein zu großes Recht eingeräumt hat. So hat Lachmann fab. 69, 2 statt *κῶν ἐδίωκεν οὐκ ἀπειρος ἀγρεύειν* ohne Weiteres *ἐδίζητ'* gesetzt. Lieber den Anapäst als den unnatürlichen Ausdruck. Eben so kann ich 75, 16 statt *ἐπὶ τῷ θεραπεύειν τοὺς νοσοῦντας ἀνθρώπους* unmöglich *βραβεύειν* gut heißen u. s. w. Recht aber hat Lachmann, wenn er aus den wenigen Stellen bei Martialis den fremden Gast verjagt wissen will: 'quae apud Martialem sunt 3, 58, 39. 93, 24. 8, 44, 8. ea procurabunt alii,' — was geschehen soll. Die erste Stelle:

Et dona matrum vimineo ferunt texto
ist bereits von Heinsius und Scriverius geheilt:
vimine offerunt texto. Scriverius fügt hinzu:
'sic consuletur versui, alioquin insolentiori.' —
In der dritten schwanken die codd. zwischen omnia
— wie auch der Edinburger und die Pariser Excerpte bieten — und omnes:

Curris per omnia tertiasque quintasque.
Sene Handschr. wollten omnis schreiben, wie sie Vers 6 ante equos omnis schreiben. Und

so schrieb der Dichter. — In der zweiten Stelle

Sternatur a Coride archiclinico lectus rührt der Anapäst von mir her, indem ich statt der von Jos. Scaliger gemachten Vulgate a Coricle clinico mich den Spuren der Quellen angeschlossen. Denn Scaligers Lesart ist schon deshalb falsch, weil Martialis Coricle nicht amphibrachisch messen konnte. Corides wie *Λισκορίδης*. Wenn Lachmann fortfährt: 'propriis artium vocabulis major apud Graecos libertas est, itaque Babrius anapaestum admisit in κορυθαλλός 72, 20. 88, 8. 17.' — wo aber im Texte κορυθαλός steht — 'et in σισύρη 18, 3. 13., nisi quod hoc σύρη scribi malo' — so wird er auch nichts einzuwenden haben, wenn ich dem Römer dieselbe Freiheit für ein nomen proprium zu Gute kommen lasse.

Darin weicht der Grieche wesentlich vom Martialis ab, daß er nach dem Muster der ältesten Choliambendichter den Spondeus im fünften Fuße nicht selten zugelassen hat, nicht bloß bei vierfüßigen, sondern auch bei dreifüßigen Wörtern. Bei zweifüßigen hingegen verwirft auch Lachmann, wie Dübner gethan hatte, den Spondeus entschieden, und er hat danach geändert. Ich sehe nicht ab, wie man den Spondeus auch im letztern Falle überall mit Sicherheit verbannen soll. So hat doch z. B. die um die Wette gemachte Emendation 1, 3 φυγῆς τε πάντων καὶ φόβου δορυμὸς πλήρης statt δοόμος eine hohe Wahrscheinlichkeit für sich. Zweifel an der gesetzten Schranke bleiben.

So eingehend und subtil Lachmanns Vorrede die Technik des Babrius ins Licht stellt, so wird doch einerseits manchem Bedenken noch Raum gelassen, und andererseits scheint alles dahin Einschlagende keineswegs erschöpft zu sein. So haben Fir in einem gehaltvollen Aufsätze der Revue de phi-

Iologie etc. (Paris bei Klincksieck 1845) 1. p. 62 sqq., dessen Emendationen oft mit denen der Berliner Gelehrten zusammentreffen, und unser Ahrens bemerkt, daß Babrius äußerst selten den Vers mit einem zweisilbigen Worte schließt, dessen letzte kurz sei. In der Normalsabel 95 sträubt sich nur das einzige *ἦτις* B. 102. Inzwischen wird man sich begnügen müssen, ein Streben nach vollem Klange des Verschlusses anzuerkennen; die in keiner andern Rücksicht verdächtigen Stellen darnach umzuformen würde ein voreiliges Beginnen sein. Dazu sperren sich zu viel unversängliche Stellen dagegen. Wohl aber muß man bei Emendationen auf der Hut sein, überlieferte Längen nicht ohne dringende Noth zu tilgen, wie z. B. 72, 14 ich nicht mit Lachmann *κρείσσορ* an die Stelle des handschriftlichen untadligen *κρείσσωρ* setzen würde.

Viel wichtiger ist eine andere Entdeckung einer den Babrius vor allen bekannten Choliambikern charakterisierenden Eigenheit, welche Ahrens hinter der Abhandlung *de crasi et aphaeresi cum corollario emendationum Babrianarum* (Stolberg 1845) p. 31 in den Worten ausgesprochen hat: 'Lex est, ut penultima versus syllaba accentum habeat, quae lex rarissime violatur.' In den 1523 Versen der Züricher Ausgabe fand Ahrens nur 27 Ausnahmen, von denen ein Theil auf unüberlegte Aenderungen der Kritiker, ein anderer auf verdächtige Epimythien fällt, während andere Stellen auch aus andern Gründen für verderbt gelten müssen. Um von der Wahrheit der glücklichen Beobachtung völlig überzeugt zu werden, vergleiche man nur einmahl eine Reihe von Choliamben eines beliebigen andern Dichters. Man wird dort auch nicht die geringste Rücksicht auf diese Babrianische Eigenheit gewahren. Sämmtliche in

der weit vollständigeren Berliner Ausgabe dem Canon zuwiderlaufende Stellen, deren 40 sind, will ich in aller Kürze mustern und Ahrens Entdeckung dadurch bestätigen. Die den Epimythien angehörenden Stellen schließe ich in () ein.

Die erste Stelle ist 2, 3 μή τῶν παρόντων τήνδ' ἔκλεψεν ἄγροικος. A ἄγροίκων. Hat G. Hermann Recht, — denn es sind mehrere Herstellungen möglich, — so accentuierte Babrius ἄγροικος. — 2. (4, 8 σπανίως ἴδοις ἂν ἐκφυγόντα κίνδυνον.) Ahrens κινδύνων, ich lieber κινδύνους. — 3. (10, 14 θεοβλαβής τις ἐστι καὶ φρένας πηρός) verräth spätern Ursprung. — 4. 12, 17 ἄγε δὴ σεαυτήν σοφὰ λαλοῦσα μὴ νυσον in einer stark interpolierten Stelle, welcher durch Bachmanns Vorschlag σωφρονούσά γ' ἴδρυσον nicht geholfen wird. — 5. (12, 27 λύπη δ' ὅταν τις οἷς ἂν εὐθενῶν ὀφθῇ, τούτοις ταπεινὸς αὐτίς ὧν συνοικήσῃ,) hier ist οἷς ἂν von Bekker. Darf die Stelle für echt gelten, so ist mit Dübner οἷσιν, oder lieber οἷς ποτ' εὐθενῶν ὀφθῇ zu schreiben. Gut vergleicht Hr. Kossignol, der die Babriusliteratur mit einer Reihe von Artikeln in der Pariser Gazette de l'instruction publique d. J. bereichert hat, Eurip. Hec. 970. ὅτω γὰρ ὀφθῇ εὐτυχούσ', αἰδώς μ' ἔχει ἐν τῷδε πότμῳ τυγχάνουσ', ἢ εἰμὶ νῦν. — 6. 19, 2 ἀπεκρέμαντο. τοὺς δὲ ποικίλῃ κερδῶ Ἰδοῦσα πλήρεις stellt Ahrens gefällig um πλήρεις Ἰδοῦσα κερδῶ. — 7. 42, 8 ὅς οὐδὲ ποίαν ἡλόων μ' ἐγίνωσκον. Mit A und einer Paraphrase, die οἶδα setzt, ist με γινώσκω beizubehalten.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. 138. Stück.

D e n 28. A u g u s t 1845.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Babrii fabulae Aesopeae. Carolus Lachmannus et amici emendarunt. Ceterorum poetarum choliambi ab Augusto Meinekio collecti et emendati.'

8. 50, 19 φωνῇ μ' ἔσωσας, δακτύλῳ δ' ἀπέκτεινας ändert Ahrens mit Beibehaltung der handschriftlichen Folge der Verse in μεσάσας, δακτύλῳ δ' ἀποκτείνας. Bei Lachmanns Umstellung ist das unstatthaft. Ich halte den Vers ἐρύνοσάμην σε, φησὶν, ἀλλὰ μιν μνήσκου — denn μιμνήσκου mit Fir, Lachmann, Meineke zu schreiben ist nicht nöthig — für eine spätere Variation des funfzehnten, behalte die überlieferte Folge der Verse bei und nehme Ahrens Aenderung an. Uebrigens erinnern die Worte an Soph. Aj. 1107 θεὸς γὰρ ἐκώζει με, τῷδε δ' οἴχομαι. — 9. 52, 8 (ἄλλων πονούντων, ὥσπερὶ κάμνων αὐτός) ist durch αὐτὸς ὡς ὑπερκάμνων oder αὐτὸς ὥσπερὶ κάμνων mit Ahrens oder Hermann zu heben. — 10. 57, 4 σχέδην ἀμείβων καὶ

μέρος τι τῶν ἀνδρῶν Νέμων ἐκάστω μικρόν. So Meineke: A ἀνθρώπων, Fix sehr gut δώρων. — 11. 73, 1 Ἰκτινος ἀρχὴν ὀξέην ἔχει κλαγγήν. Ahrens γῆρυν. Babrius schrieb vielmehr κλάγγα, wie Isyktos κλαγγί hatte. — 12. 76, 9 τὸ πνεῦμα σώζων ἐπ' ἀχύροισι δύστηνος. So Meineke: A δυστήνοισι. Ich δυστήνως. — 13. 79, 8 (ἐλπίσι ματαίαις πραγμάτων ἀνῆλωται) hilft Georgides ἀναλοῦνται, wenn es nöthig ist. — 14. 94, 7 σοὶ μισθὸς ἀρκεῖ, φησί, τῶν ἰατρειῶν hat A ἰατρείων; Ahrens schlägt vor τὴν ἰατρειήν κεφαλὴν. Das wäre geziert. Μισθός verlangt τῆς ἰατρείης. — 15. 116, 12 τὸν παῖδα δ' ἡμῶν πείσον εἰς δόμους ἐλθεῖν ist von Fix, Lachmann, Meineke statt εὐδεῖν gesetzt. Es muß ἦκειν heißen. — 16. 1. Εὐλινὸν τις Ἑρμῆν εἶχεν· ἣν δὲ τεχνιτόος. Letzteres ist von Lachmann: wüßte ich einen Grund, warum er τεχνίτης verlassen hat, aufzufinden, so würde ich τεχνήεις setzen. — 17. 125, 4 Ὁ δ' ὄνος πρὸς αὐτόν, ὅς τὸ νῶτον ἤλεγχεν, schreibe ich unbedenklich ὅς τὰ νῶτ' ἐληλέγγχει, zumahl nach der feinen Bemerkung von Fix der auffallend häufige Gebrauch des Plusquamperfecti bei Babrius in dem Streben nach einem schwer wiegenden Schlusse seinen Grund hat. — 18. 126, 3 ὅστις φέρη πτωχοῖσι καὶ πανούργοισιν. Ob πανουργήταις? — 19. 127, 1 Ὀδοιπορῶν ἄνθρωπος εἰς ἐρημίαν ist um so sicherer ἐρημίην zu schreiben, als auch B. 4 τὴν ἐρημίην ναίεις wiederkehrt. — 20. 127, 8 Εἰ δ' ἔστιν εἰπεῖν καὶ κλύειν βεβούλησαι. Man schreibe καὶ κλύειν τί μου βούλη. — 21. 130, 10 Ἦκουσε τούτων ἢ κύων ἔφη τοῖς ist von Lachmann. Da F gibt: ταῦθ' ὡς ἤκουσεν ἢ κύων ἔφη τοῖα, so schreibe ich: τού-

των ἀκούσας ἡ κύων ἔφη τοῖα. — 22. 131,5
 'Ο δέ γ' ὄνος αὖ τὴν ἐσπέρην μὲν ἤληθεν.
 F: ὁ δέ γ' ὄνος τὴν μὲν νύκτα ἀλήθων κτλ.
 Ich versuche: 'Ο δέ γ' ὄνος αὖ τὰς νύκτας
 ἤλεσεν πάσας Πυρὸν φίλης Δήμητρος, ἡμέρας
 δ' ὕλην κτλ. — 23. 134, 1 Σκύμνον λύκου
 νεογνὸν εὗρέ τις ποιμήν. C hat: ποιμήν
 νεογνὸν λύκου σκύμνον εὐρών. Also: ποιμήν
 τις εὗρε νεόγονον λύκου σκύμνον. —
 24. (137,9 Κρεῖττον δὲ φροντίζειν ἀναγκαίων
 χρειῶν). — 25. 139, 1 Εἰ μὴ γὰρ ὑμεῖς
 στελεὰ πάντα τίκτοιτε. Das Richtige hat
 die Bodleyanische Paraphrase: ἐγεννᾶτε. —
 26. 140 μέλλονθ' ἐαυτὸν εἶδε κυριεύσεσθαι
 ist aus C κυριευσθῆναι herzustellen. — Plötz-
 lich stößt man bei fab. 147 auf vier Verse, die
 merkwürdigerweise vier m a h l gegen Babrius Weise
 fehlen. So wird nun von dieser Seite meine
 Vermuthung, daß die Verse in ein vom Kallima-
 chos seinen αἶνοι vorausgeschicktes Proömion ge-
 hören, zur Gewisheit erhoben. Auf Kallimachos
 ist zu meiner Freude Ahrens unabhängig durch die
 bloße Beobachtung jenes Gesetzes gleichfalls ge-
 kommen.

Außer diesen 26 Stellen sind noch 12 übrig,
 in denen ἡμεῖς und ὑμεῖς den Schluß bilden.
 Ahrens meint daher, Babrius scheine den Circum-
 flex auf der letzten nicht für verwerflich gehalten
 zu haben. Dafür scheint zu sprechen 39. 65, 1
 "Ἡριζε γέρανος εὐφνεῖ ταῶ τεφροῖ. So hat
 Lachmann unnatürlich umgestellt. A ἡριζε τεφροῖ
 γέρανος εὐφνεῖ ταῶ. 'Nulla arte hoc remo-
 veris' sagt Ahrens mit Recht. An der Länge der
 vorletzten Silbe wird man keinen Anstoß nehmen,
 wenn man das lateinische pāvo vergleicht und die
 Einwirkung des Hauchs in ταῶς in Anschlag bringt.

Freilich hat Vachmann eine zweite Stelle der Art beseitigt, indem er fr. 143 schreibt: *Λιβύσσα γέ-
ρανος ἢ ταῶς ἔν' εὐπῆληξ Χλωρὴν αἰὲ βό-
σκοιτο χεῖματος ποίην*, während Suidas *ἡδὲ
ταῶς εὐπῆληξ* und im zweiten Verse *βόσκοντο*
(mit den Barr. *βόσκοιτο*, *βόσκοντος*) bietet. Bei
der Ungewisheit der Fabel, wozu dieser Anfang
gehörte, wage ich keine Entscheidung, halte aber
Vachmanns Anordnung für gewagt und lasse Sui-
das *ἡδὲ ταῶς εὐπῆληξ* ruhig gewähren. Im
zweiten Verse *αἰὲ βόσκοντο*. — So bliebe nur
noch ein ungefügiger Vers 47, 1 *Ἐν τοῖς παλαι-
οῖς ἦν ἀνὴρ ὑπέρογκος*, der aber die unver-
brüchliche Regel um so weniger umstoßen kann, je
leichter die Ausnahme bei einem viersilbigen Worte
zu ertragen ist. Ahrens folgert: 'in hac lege Ba-
briana politicae quam dicunt poesis initia spe-
ctari.' Auch dieser Umstand bestätigt, daß Ba-
brius nicht in vorchristliche Zeit gehören kann und
daß er inmitten der *κοινὴ* stand, die er durch fleißi-
ges Studium der ältern Dichter sinnig zu veredeln
mit Glück sich bestrebt hat.

Natürlich hält auch Vachmann unsere Samm-
lung für identisch mit den duo volumina des
Avienus, tritt aber der von Dübner und Andern
aufgestellten Unterscheidung einer vollständign frü-
hern Bearbeitung in zehn Büchern, wie Suidas
angibt, entgegen, indem er an Spuren der repe-
titae curae Babrii trotz der dafür beigebrachten
Indicien nicht glauben will. Denn der Codex sei
vielsach interpoliert, die nachweisbaren Variationen
in der Fassung kommen auf Rechnung von Inter-
polatoren: Suidas Lesarten verdienen in der Re-
gel den Vorzug; die Ausschmückungen der prosai-
schen Fabeln brauchten nicht aus jenen zehn an-
geblichen Büchern (*ex illis scilicet decem Ba-*

brii libris) zu stammen. — Ich finde, daß Lachmann hier Dübners Untersuchungen mit Unrecht nachsagt, sie gingen nimis subtiliter auf Dinge ein, quae sciri hodie non possunt. Damit kann keine Forschung sich zufrieden geben. Mit den in meiner frühern Beurtheilung angedeuteten Beschränkungen muß ich auf Dübners Seite treten. Vorliegende Schulausgabe für Branchos gilt mir für ein Compendium, und ich sehe keinen Grund an Suidas Nachricht zu zweifeln, obgleich Joannes Siceliota VI, 503. Walz. "Ὅταν διηγῆται τὰ περὶ τὴν χελιδόνα καὶ λάμψαν καὶ ὅλως τὰ ἐν τῷ δεκαμύθῳ εἰρημένα, οὐ πολιτικά, ἀλλὰ δραματικά καὶ ποιητικά, nicht, wie ich einmahl glaubte, auf Babrius, sondern auf des Schönredners Nikostratos δεκαμυθία (Suidas s. v.) sich bezieht. Eine vom Exzeß, wie ich annahm, aus jenen zehn Büchern erhaltene Fabel, die mit Γάλλοις anfangend in unserer Sammlung fehlt, hat Lachmann fab. 126 durch Umstellung der beiden Anfangsverse freilich der Ordnung der Buchstaben angeschmiegt, indem sie nun in die Lücke des Codex, in O, fallen würde. Doch scheint das Verfahren sehr mißlich, obwohl immerhin außerdem keine Anfänge nachweisbar sind, die vor O fielen.

Lachmann hat eine Reihe theils vollständiger theils zerstückelter Fabeln aus verschiedenen Quellen hinzugefügt, so daß wir im Ganzen 147 Nummern zählen. Die leitenden Gesichtspuncte bei Auffpürung Babrianischer Fabeln unter den prosaischen Paraphrasen werden S. XVII sq. entwickelt, wonach größere Vorsicht als gewöhnlich zu beobachten sein wird. Gute Dienste haben die unechten Epimythien des Georgides geleistet, die handschriftlich, wahrscheinlich vollständiger erhalten, noch eine Nachlese in Aussicht stellen. Auch hofft

Lachmann, daß gleichfalls noch ungedruckte Tetra-
stichen des Ignatios Magister auf die Fährte Ba-
brianischer Fabeln führen werden. Lachmann hat
lieber die bereits von Früheren aufgefrischten Fabeln
nach den strengern Regeln der Kunst ausgefeilt.
Sie haben wesentlich gewonnen.

Ueber den Dialect des Babrius und einige an-
dere Punkte vermißt man Auskunft in der Vor-
rede. Im Texte hat Lachmann an der Ueberliese-
rung gehalten mit allen ihren Inconsequenzen. Nur
zieht er Ionismen vor, wo sie bei Suidas erhal-
ten sind, wie 26, 1. 92, 8 u. s. f., schreibt dann
und wann ohne Auctorität $\bar{\eta}$, wie 37, 4 $\chi\acute{\omega}\sigma\eta\nu$;
28, 4 $\acute{\omega}\sigma\eta\varsigma$; 104, 1 $\lambda\acute{\alpha}\theta\eta$ mit Verweisung auf
107, 13. Auch $\kappa\rho\epsilon\acute{\iota}\sigma\sigma\omega$ ist 73, 3 gegen A gesetzt
und bei eigenen Vorschlägen neigt Lachmann zu
ionischen Formen, wie 27, 2 $\sigma\tau\epsilon\nu\nu\gamma\rho\acute{\iota}\eta$. Eines
Wortes hätte Lachmann über das beobachtete Ver-
fahren sich leicht zähmen können.

Auf alle Bedenken des Textes, die auch durch
so erfolgreiche Bemühungen noch nicht gehoben
sind, einzugehen ist nicht dieses Orts. Nur mö-
gen die Stellen verzeichnet werden, deren Verbesse-
rung mir ziemlich sicher scheint. Prooem. 1, 6
 $\acute{\epsilon}\pi\iota\ \tau\eta\varsigma\ \delta\epsilon\ \chi\rho\nu\sigma\eta\varsigma$ mit Dübner, da $\delta'\ \acute{\epsilon}\pi\iota\sigma\eta\varsigma$
nach Lachmanns unmotivierter Athetese von B. 3.
4. 5 kaum verständlich ist. — 1, 2 $\acute{\alpha}\nu\epsilon\zeta\eta\tau\epsilon\iota$.
Lachmanns $\pi\omicron\tau'$ steht nicht an rechter Stelle. —
9, 3 $\acute{\alpha}\xi\epsilon\iota\nu$, wegen $\acute{\alpha}\mu\omicron\chi\theta\eta\tau\omega\varsigma$. — 9, 8 $\tau\omicron\iota$ -
 $\acute{\alpha}\nu\tau'$ mit Sauppe. — 9, 11 $\omicron\upsilon\ \kappa\alpha\mu\acute{\omicron}\nu\tau\alpha$, da
 $\omicron\upsilon\ \beta\alpha\lambda\acute{\omicron}\nu\tau\alpha$ für das Epimythium zu eng ist, und
12 $\kappa\alpha\mu\acute{\omicron}\nu$. Letzteres auch Ahrens, der 13 gut
 $\tau\acute{o}\tau\epsilon$ statt $\tau\acute{o}$ vermuthet. — 13, 2 $\gamma\epsilon\rho\acute{\alpha}\nu\omicron\upsilon\varsigma$
 $\sigma\pi\omicron\rho\alpha\acute{\iota}\omega\nu\ \pi\omicron\lambda\epsilon\mu\acute{\iota}\alpha\varsigma$. Vielmehr $\sigma\pi\acute{o}\rho\omicron\iota\omicron$,
wie B. 5 $\omicron\upsilon\ \sigma\pi\acute{o}\rho\omicron\nu\ \kappa\alpha\tau\alpha\phi\theta\epsilon\acute{\iota}\rho\omega$. — 15, 3 ist

die Interpunction nach Anz. S. 27 d. S. zu ändern. — 18, 13 αὐτός? Dübner εὐθύς. — 28, 4 Τέθνηκε, μήτερ ἄρτι πρωΐης ὥρης mit Dübner. — 29, 2 Ζευχθεὶς δ' ὑπὸ μύλην ἦλεσ' ἐσπέρην πᾶσαν. Vielmehr ἡμέρην πᾶσαν: ganz anders 131, 5. Verschieden Ahrens. — 36, 3 ἔδωκε ποταμῷ mit A. — 7 λεπτός τις ὢν. — 45, 12 γέλαστός. — 46, 3 ἐτοῖμον mit Fix. — 51, 10 πάρεστι und 62, 1 ἀργός mit demselben. — 64, 8. 9 ebenfalls: τῶν πελέκεών τε τῶν αἰεί σε κοπτόντων Τῶν προόνων τε τῶν αἰεί σε τεμνόντων. — 72, 4 ἱμερος mit Dübner. — 75, 7 τό γ' ἄκρον mit Fix. — 85, 10 οἱ δ' ἐκ Μολοσοῶν εἰσὶν, οἱ δ' Ἀκαρνάνων mit demselben. — 94, 3 ἔλεξε statt ἔταξε. — 106, 8 ἄδην mit Boissonade: Alph. Hecker vergleicht Call. Cer. 55 sq. — 106, 10 συνεζήκει mit Fix vielleicht auch wohl 29 ἔλεως statt ὥς λέων mit Sauppe. — 107, 7 θέμις σῶν, den Zügen am nächsten und mit seiner Gravitāt hier gerade passend. B. 8 τοῦδε mit Fix, wie 10 φιλαργέταισι und 17 μηδέ πως. — Prooem. 2, 5. 6 Λιβυστίνοις λόγους Κιβύσσης, gegen welche auch von Andern gemachte Emendation Bachmann sich vergebens gestraubt hat.

Um die Veränderungen des choliambischen Maßeß im Verlauf der Zeit leicht überblicken zu können, hat Meineke sämtliche Ueberreste der Choliambographen anhangsweise zusammengestellt und mit sehr lehrreichen kritischen Erörterungen ausgestattet. Daß unter den Händen eines so berühmten Fragmentisten jene kostbaren Reliquien wesentlich gewonnen haben, versteht sich und lehrt jede Seite des Buchs: obchon der verehrte Herausgeber bekennt, in Eile und unter zerstreuten Geschäften gearbeitet zu haben. Ein kurzes Vorwort faßt die

befolgten strengen Grundsätze der Dichter, deren Verfahren mit dem der alten Sambographen ziemlich Schritt hält, übersichtlich zusammen. Hier nur ein paar Bemerkungen über Einzelheiten. Zu Hippon. fr. 13, 2 ist die in den Nachträgen gegebene Nachweisung eines *Ἀττάλης*, unehelichen Bruders des Alkattes und Bruders des Adramys doppelt dankenswerth, in so fern die Bücher nun Recht behalten und die S. 90 noch gestattete Verbindung aufgelöster Füße wegfällt. Zugleich ist dadurch die gemeine Annahme widerlegt, der Name sei makedonisch. Uebrigens steht ohne Zweifel die Stadt *Ἀττάλεια* in Lydien mit jenem Attaleis in Verbindung. Inzwischen entsteht nun ein schwer zu lösendes *ἀπόρημα*, wie es kommt, daß Hipponax das weltberühmte Denkmahl des Alkattes übergehe und ein völlig verschollnes des fast verschollnen Attaleis genannt habe? — Fr. 19 ist sicher nur vom Kallimachos, dem die Worte auch der bisher übersehene schol. Venetus Arist. Rann. 58 zuschreibt. Meineke will den Vers zugleich dem Hipponax vindicieren, weil die Metriker ihn als Muster eines Choliamben namenlos anzuführen pflegen. Sie brauchen aber lediglich darum diesen Kallimachischen Vers, weil der darin erwähnte Name des Erfinders der Gattung ihn auszeichnete. — Fr. 23, 4 war βαμβάλυζω zu schreiben: Bekker. Ann. 30, 25 *Βαμβάλυζειν τὸ ὑπὸ ῥίγους τρέμειν καὶ κρούειν τοὺς γομφίους*.

Unerwartet erscheint hinter Hipponax und Ananios Simonides von Amorgos mit dem Verse: καὶ σαῦλα βαίνων ἵππος ὡς κορωνίτης, wofür die Kritiker κορωνίης emendiert hatten, um einen reinen Iamben zu gewinnen. Meinekes Annahme, auch Simonides habe Skazonten gedichtet, ist nicht bloß ohne allen historischen Anhalt, sondern stößt

auf eine kaum begreifliche Weise die feste Tradition des ganzen Alterthums über den Haufen, dem Hipponax einstimmig als Erfinder gilt. In dem abgerissenen Stückchen ὥσπερ ἔρχεσθαι κατὰ γλοιῶν würde ich mich eher dazu verstehen, das letzte Wort iambisch zu messen, als darin einen weitem Beleg Simonideischer Skazonten zu finden.

Die Choliamben des Kallimachos würde ich etwas anders geordnet haben, da ich noch immer überzeugt bin, daß Babrius seine Proömien nach dem Muster seines Vorgängers in choliambischen Fabeln gedichtet hat. So würde fr. 6. 7. 8 mit 1, 2 eng zu verbinden sein. Meineke's Idee, Kallimachos habe den Hipponax selbst aus der Unterwelt kommen und ihn anreden lassen, finde ich unbegründet, da die Verknüpfung von fr. 1, 2 mit 1, 1 äußerst problematisch ist. Fr. 2 scheint gleichfalls minder glücklich gedeutet und über fr. 17 ist gar nichts zu errathen. — Der p. 174 aufgeführte namenlose Vers scheint nicht zu den Choliamben zu zählen. Sertius schreibt ihn ausdrücklich einem Komiker zu: an Irrthum darf man dabei schwerlich denken, da er einen Euripideischen Vers dem des Komikers gegenüberhält. Der Vers scheint Parodie eines tragischen *Κέρδαιν'*, *Ὀδυσεῦ*, καὶ δίκαια καὶ δίκαια und ist wohl zu schreiben: *Κέρδαιν'*, *ἑταῖρε*, καὶ *θέρου* καὶ *χείματος*, worin zugleich durch die epische und tragische Verbindung (*χείματος οὐδὲ θέρου* Homer, *χείμα καὶ θέρος* Aeschylus) eine scherzhafte Erhabenheit bezweckt scheint. Endlich sei noch kurz erinnert, daß der ionische Dialect nicht durchgängig in seine Rechte eingesetzt ist. So war Hippon. 68 *κῶς*, 72 *μεν*, 80 *σεν*, 81 *μολοβοῖτεω* herzustellen. In τὸ fr. LXXXV wird dem Hipponax ein Dorismus aufgedrängt, der bei Herodes II, 1 doch wenigstens überliefert

ist. Bei Asklepiades p. 152 führt auf das vermuthete "Οκον entschieden der von Meineke übersetzte Tzetzes Lyc. 315, wo die codd. "Ον καὶ oder "Ο καὶ, d. h. "Οκον, bieten. — Beim Herodes und Kallimachos haben sich sogar einige strenge Dorismen der Aufmerksamkeit der Kritiker entzogen oder sind von ihnen gar hineincorrigiert. So Herod. 1, 3 λωβῆται statt λωβεῖται, wie 4, 2 κῆν in κᾶν zu verwandeln ist. Und Call. 9, 3 mußte nicht κῆδιδαξε, sondern καδιδαξε geschrieben werden.

Am Hipponax hat sich kürzlich ein gelehrter Rec. meiner Beiträge mehrfach versucht. Einiges ist von ihm gut erinnert worden: es würde mehr sein, wenn nicht ungestüme Leidenschaftlichkeit seine Besonnenheit getrübt hätte. Ich will eine sehr künstliche Combination und die darauf basirte Annahme eines merkwürdigen Hipponaktischen Tambus gelassen prüfen, da sie, auf so gebrechlicher Grundlage sie ruht, doch manchen minder scharf nachprüfenden Leser berücken könnte. Ich hatte fr. 59, ich schmeichelte mir evident, so hergestellt: ἐγὼ δὲ δεξιῶ παρ' Ἀρχήτην Κνεφαῖος ἐλθὼν ῥωδιῶ συνηυλίσθην. Der Rec. mäfelt die Wortstellung: der Sprachgebrauch δεξιῶ ῥωδιῶ sei ungewöhnlich. Meineke hingegen hat meine Emendation angenommen, s. fr. L, und den Sprachgebrauch erweist aufs Erwünschteste Meinekes schöne Entdeckung fr. LXII Ἐγὼ μὲν, ὦ Αὐκίππε, δεξιῇ οἴττῃ ... Indem mein Rec. von meiner Erklärung und der Homerischen Musterstelle Il. K, 274 eine ganz andere Anwendung macht, glaubt er, daß auch Hipponax eben jene listige Unternehmung der beiden Helden schilderte und entweder Odysseus oder Diomedes die Worte sprach: ἐγὼ δὲ δεξιῶς παρὰ Πησόν κνεφαῖος ἐλθὼν ῥωδιῶ συνηυλίσθην. (Mit dieser Conjectur fällt ja aber der

Homertische δεξιὸς ἐρωδιός weg: und was συνη-
λίσθην ἐρωδιῶ heißen könnte, ist mir unklar).
Doch solle das, sagt der Rec. selbst, nur ein Ver-
such sein: die Beziehung auf die Dolonnia glaube
er festhalten zu müssen: denn daß der Dich-
ter diesen Stoff und zwar, wie es scheint, aus-
führlich behandelt, ergebe sich aus den von mir aus
Licht gezogenen Versen: 'Ἐπ' ἀρμάτων τε καὶ
Θρηϊκίων πώλων Λευκῶν ἰείους κατ' ἐγγύς
'Ιλίου πύργων Ἀπηναρίοθῃ Ῥῆος, Αἰνείεω
πάλιν. Der erste Vers könne 'in seiner mon-
strösen metrischen Composition' nimmermehr vom
Dichter herrühren. Mit dem angeblichen Θρηϊ-
κίων werde von mir δῆλιος verglichen: das sei ir-
rig. — Dieß ist Unwahrheit: S. 110 sagte ich:
'In Θρηϊκίων ist ἦ verkürzt, wie in δῆλιος' *). —

*) Mein Rec. sollte aufhören, vor aller Welt mir
baare Dummheiten anzudichten, um sich an würdelosem
Hohn hinterdrein zu laben. Ein Beispiel. Ich sage S.
116: 'Man schreibe Καλησιππο; derselbe Name kommt
in kürzerer Form auf Inschriften vor, Κλήσιππος statt
Καλέσιππος von καλέω, wie Καλήσιππος von κάλημι.'
Statt dessen werde ich S. 182 in folgender Art geschul-
meißert: 'Hier heißt es quot verba tot errores. Welche
Beweise hat denn S. für das Futurum καλήσω (!!)? und
dies soll von κάλημι herkommen (!!) wie καλέσω (!!)
von καλέω! und meint denn S. wirklich, daß jene Na-
men von Futuris herkommen? Das heißt in der That
von den Gesetzen organischer Wortbildung auch nicht die
geringste Ahnung haben.' — Ich schrieb für Gelehrte. —
Wie wenig der Rec. Grund hat auf seine Grammatik zu
pochen — zu dem erborgten Wiß von der Göttinger
Grammatik kann man nur lächeln — verräth die ein-
zige Erinnerung zu meiner Bemerkung, μάνη sei 'ein
starkes Wort' — d. h. dem schwachen μανία gegenüber,
wie ἄσκη gegen ἄσκησις —: 'Allein μάνη ist voll-
kommen richtig gebildet.' Und nun Belehrung
hinterdrein, wie sie für einen Gymnasiasten dienlich sein
mag. — Selbst auf das Allerharmloseste dehnen sich die

Ich hatte μετ' ἄρμάτων geschrieben, nach Anleitung der Ilias. Der Rec. 'konnte diese so genannte Emendation nicht begreifen, bis er S. 111 auf die Paraphrase stieß 'Mitten unter seinen Wagen und Rossen.' Das müsse aber μετ' ἄρμασιν καὶ ἵπποις heißen, 'wie die erste beste Grammatik zeigen könne.' 'Nach jener Emendation wären ja Rosse und Wagen auch mitermordet worden.' Folgen Wiße. — Schon auf S. 110 hätte der Rec. sich unterrichten können, wie ich μετ' ἄρμάτων verstand. Die Ignoranz des Sprachgebrauchs, die sich mitten im Triumph verräth, ist bedenklich. Wer kennt nicht ein *Ἐρχεο νῦν συφεόνδε, μετ' ἄλλων λέξο ἐταίρων, μετὰ δμῶων πῖνε καὶ ἥσθις, μὰ τὸν μετ' ἄστρον Ζῆνα?* — Weiter heißt es: 'Um es kurz zu sagen, Hipponax schrieb: *Ἐπ' ἄρμάτων καὶ Θρηκίων πῶλων λευκῶν Ἡιονέος κατ' ἐγγὺς Ἰλίου πύργων Ἀπηναρίσθη Πῆσος Αἰνειῶν πάλμυς.*' So schrieb Hipponax sicher nicht. Denn es ist eine widersinnige Art zu reden, von einem Subjecte etwas auszusagen und dieses selbst erst im folgenden Gliede nachrücken zu lassen. Wer redet so? 'Auf thrakischen Rossen des Cioneus: und nachgehendes wurde Rhesos erschlagen.' Nun wird jeder Kenner zugeben, daß Hipponax von Rossen des Cioneus nur dann sprechen könnte, wenn sie im Epös geboten wären. 'Rhesos hatte vom Cioneus die Rosse erhalten' sagt der Rec. Der Beweis? Den findet er in II. K, 92 (soll heißen 435), wo Dolon sagt: *Ἐν δέ σφιν Πῆσος βασιλεύς, παῖς Ἡιονῆος τοῦ δὴ καλλίστους*

Unwahrheiten der Recension aus, auf die Citate. Nach S. 187 soll von vier Citaten aus Simonides nur eins richtig sein. Und sie sind es alle!

ἱπποὺς ἰδὼν ἡδὲ μεγίστους. Natürlich hatte Dolon Rhesos's Rosse gesehen. Der Rec. hat in seinem Eifer die Construction verfehlt. Mit Cioneus's Rossen verschwindet das monströse καῖτα. Hätte das die Glieder getrennt, so würde Tzekes nicht über λευκῶν hinaus citiert haben, da er lediglich belegen will, daß Rhesos's Rosse weiß waren. Denn wenn der Rec. sagt, Tzekes 'führe aus einer längern ὁῆσις (?) nur den Schluß an, nebst dem kleinen Zusatze καὶ ἐγγύς κτλ.,' so erfindet er das Wunderlichste. Den an sich unstatthafter Gedanken an eine längere ὁῆσις widerlegt die Erwähnung des Rhesos erst im letzten Verse: der kleine, für Tzekes Zweck völlig nutzlose Zusatz aber wäre ja dann länger als die Hauptsache selbst!

Nach Hipponax ist Rhesos's König von Aenea. Nun sagt Tzekes ad Lycophr. 424 Καύης ὁ λάρος κατὰ Αἰνιάνας, ὡς φησι καὶ Ἱππῶναξ· Κίκων δ' ὁ παντάλῃτος ἄμμορος καύης. Statt Αἰνιάνας verbessert der Rec. Αἰνειέας — wer Αἰνειῶν bei Hipponax schreibt, der sollte doch bei Tzekes schreiben Αἰνειεῖς — und er muthmaßt, daß eben jener Kikon mit König Rhesos von Aenea in Verbindung stand. So erkläre sich, wie man καύης als äneisches Wort bezeichnen konnte. — Die Schlußfolgerung des Rec. ist also diese: Ein Grammatiker nennt einen Ausdruck äneisch, weil er von einem ephesischen Dichter auf einen Seher angewandt ist, der dem König der Aeneer einmahl etwas gewahrsagt hat. Zu dieser Logik kenne ich nur ein Seitenstück. Mein Rec. vertheidigt in Simonides Danae γαλαθηνῶ ἥθεϊ als 'dem Charakter der Simonideischen Poesie am angemessensten, deren Grundzug eben das ἥθος ist'!

— Uebrigens will Meineke *Αἰνιᾶνας* unangefastet wissen. Möglich. Aber *Μαίονας*, d. h. *Ανδούς*, scheint mir immer noch das Probabelste, vgl. 1, 2 *Μηονιστὶ Κανθαῦλα*. Konnte nicht in einer den Grammatikern bekannten Stelle *καύης* ähnlich bezeichnet sein oder zu sein scheinen?

Jener Rikon nun, fährt der Rec. fort, 'ist wohl der thrakische Seher, der dem Rhesus sein Unglück verkündet hatte, wie auch Virgil sich auf diese Prophezeiung bezieht, Aen. I, 469.' Niemand berichtet, daß ein thrakischer Seher oder sonst wer dem Rhesus sein Unglück prophezeit habe. Die angezogenen Belegstellen sagen nur, Troja's Geschick habe von Rhesos's Rössen abgehangen: ut, si pabulo Troiano usi essent, vel e Xantho bibissent, Troia perire non posset. Oder: χορημὸς ἐδόθη αὐτῷ, ὅτι εἰ αὐτὸς γεύσεται τοῦ ὕδατος καὶ οἱ ἵπποι αὐτοῦ τοῦ Σκαμάνδρου πίωσιν καὶ τῆς αὐτόθι νομῆς, ἡ καταμάχητος ἔσται εἰς τὸ παντελές. Folglich ist es nichts mit dem Unglückspropheten. Dieser soll nach dem Rec. auch wohl mit dem Eponymus der Rikonen identisch sein, den die Alten freilich Sohn Apollons nennen: 'nach Andern mochte er ein Sohn des Amythaon sein.' Ich habe erwiesen, daß Hipponax den von ihm verhöhnten Propheten Rikon, natürlich einen Zeitgenossen, in scherzhafter Weise Amythaoniden nannte, nämlich κατ' ἀντίφρασιν. Auch darin erfreut Meinekes Bestimmung fr. II.

So zeigt sich, daß total heterogene Elemente zu einem phantastischen Misch zusammengelührt sind. Daß Hipponax nur in obigen drei Versen des jähren Falles des stolzen Thrakersfürsten und zwar in practischer Nuzanwendung gedachte, ist nach der Fassung der Worte wie nach der Art der Poesie

jedem Unbefangenen klar. Wie sollte auch ein ionischer Dichter dazu gekommen sein, die Dolonnia in Choliamben zu bringen? Das hätte der Rec. überlegen sollen, anstatt daß er mich so gründlich über den Unterschied zwischen Archilochos und Hipponax Poesie in die Schule genommen hat. Denn der Unterschied ist ja schon aus gangbaren Lehrbüchern auch Denen bekannt, die sich nicht mit Vorliebe mit der Lyrik beschäftigt haben. Aber mein Rec. baut seine thrakischen Lustschlösser noch höher.

Jener Vers vom Rikon stand ἐν τῷ κατὰ Βουπάλου ἰάμβῳ, 'was nach allem Anschein ein höchst ausgeführtes und eigenthümliches Gedicht war. Auf dieselbe Sage könnte sich recht gut auch fr. 1, was demselben Gedicht angehört, beziehen: "Ἐβωσε Μαίης παῖδα, Κυλλήνης πάλμιν, Ἑρμῇ κινάγχα, Μηονιστὶ Κανδαῦλα, πορῶν ἑταῖρε, δεῦρό μοι σκαπαρδεῦσαι, so daß Dolon bei seinem nächtlichen Streifzuge die Hilfe des Hermes anruft' u. s. w. Dolon fällt weg sammt dem nächtlichen Abenteuer. Die Voraussetzung, der acer hostis Bupalos habe nur einen Samburg gegen seinen Erzfeind geschleudert, liegt den Vorstellungen, die Andere vom Hipponax haben, sehr weit ab. Natürlich gab es eine Reihe von Samburg gegen Bupalos, die zum Theil schon durch das Metrum sich als verschiedene Gedichte ausweisen. Obenein citiert Tzetzēs fr. 1 ἐν τῷ κατὰ Βουπάλου πρώτῳ ἰάμβῳ, und auch in obigem Citat muß vor ἰάμβῳ sei es α' oder β' oder eine sonstige Zahl erloschen sein. Ist nun trotz alle dem an des Rec. Combinationen irgend mehr als ein triegerischer Schein, so liegt das jedenfalls 'über dem Gesichtskreis der vulgären Kritik und Exegese hinaus.'

Meineke hat fr. LXVI die drei Verse vom Rhesus

behandelt. Er weist den ersten Vers freilich genau eben so geschrieben (nur steht dort nicht ἀρμάτων, sondern ἄρμάτων) nach bei Ezeheß Exeg. II. p. 78. — daß dort erwähnte ἐπιβούκων ist wohl καταβούκων fr. LVIII, 1. — bemerkt aber mit Recht, Hipponax habe schwerlich ohne Noth Θρηκίων mit erster kurzer Silbe gebraucht. Daher schreibt er κἀπὶ — nur nicht dorisch κῆπὶ — Θρηκίων. In οἰοῦς sucht er οὐθεῖς, was ich bis auf Weiteres annehme. Aber κἀτεγγυς, daß durch die beigebrachten Analogien nicht gehörig begründet scheint, wird er gewiß gern gegen folgende Herstellung aufgeben: Ἐπ' ἀρμάτων τε κἀπὶ Θρηκίων πώλων Λευκῶν οὐθεῖς κοτ' ἐγγυς Ἰλίου πύργων κτλ.

Unter den 'wirklichen' Beiträgen des Rec. für Hipponax ist nur die 'corrupte Glosse des Hesychius Θεῦτιν· σκαράδιν. Ἰππῶναξ —' ein wirklicher oder wenigstens beinahe wirklicher Beitrag. Denn Harpocr. s. v. κύπασσις steht längst bei Welcker p. 40. und Delect. 9, 3 an seiner Stelle. Jene corrupte Glosse hätte aber der Rec. doch berichtigen sollen. Schon Is. Vossius sagt kurz: 'Id est τεύθιν'; und Hadr. Junius hat σκαρίδα erkannt. Nämlich τευθίδα wird ionisch θεῦτιν, wie κύθρη, κιθών und viele namentlich von Hesychius erhaltene Glossen, deren eine Menge Lobed Parapom. I, p. 47 zusammengestellt hat.

In einer angehängten 'Erklärung' soll dem Vernehmen nach — denn ich lese dergleichen nicht — mein Recensent einen famosus libellus geliefert haben. "Ἐγραψεν ἄσσο' ἔγραψ'· ἐγὼ γὰρ οὐκ οἶδα. Auf wissenschaftlichem Boden wird niemahls ausweichen

J. W. G.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.

Den 30. August 1845.

New-York,

bei Appleton 1842 in Quart. Natural History of New-York. By Authority.

Dieses durch den Staat selbst veranlaßte und auf dessen Kosten gedruckte Werk besteht außer einer allgemeinen Einleitung aus 5 Abtheilungen: Zoologie von James E. De Kay, Botanik von John Torrey, Mineralogie von Lewis C. Beck, Geologie und Paläontologie von William W. Mather, Ebenezer Emmons, Gardner Vanuxem und James Hall. — Vor uns liegt die allgemeine 188 Seiten lange Einleitung von William H. Seward und der erste Theil der Zoologie unter dem besondern Titel: Zoology of New-York, or the New-York Fauna; comprising detailed descriptions of all the animals hitherto observed within the state of New-York, with brief notices of those occasionally found near its borders, and accompanied by appropriate illustrations. By James E. De Kay. Part I. Mam-

malia. Albany 1842. XIII und 146 Seiten nebst 33 Kupfertafeln in Quart.

Die Einleitung enthält eine höchst interessante Staatsgeschichte New-York's: Flächenraum 46,200 engl. □ Meilen mit 2,428,921 Einwohnern, von denen 2,378,890 freie Weiße, 50,027 freie Gefärbte, und 4 gefärbte Slaven; die wenigen Nachkommen der Urbewohner sind weder gezählt, noch genießen sie bürgerliche Rechte. Für den Unterricht sorgen außer der Universität New-York, deren med. Facultät etwa 400 Studierende zählt, 3 Collegien, worin Moral, Philosophie, Hebräisch, Griechisch, Latein, neuere Sprachen und Literatur, Naturgeschichte, Experimentalphysik, Chemie, Mathematik, analytische Mechanik und physikalische Astronomie, Rechtswissenschaft, Civilpolitik, Geschichte und Staatswissenschaft gelehrt wird, und eine Anzahl von Akademien (Gymnasien), deren Zahl im Jahre 1820 auf 30, im J. 1830 auf 55, im J. 1841 auf 127 und gegenwärtig, im J. 1842, auf 131 sich beläuft, und welche von 11,306 Schülern besucht werden. Außer diesen für das männliche Geschlecht bestimmten Lehranstalten, gibt es in den Städten Albany, Canandaigua, Poughkeepsie, Troy, Schenectady, Utica, Batavia, Rochester, New-York, Auburn, Le Roy, Fulton und Albion auch ähnliche Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht (Female Academy), welche von 1570 Mädchen besucht werden, und deren Unterrichtsgegenstände sind: Arithmetik, Algebra, Botanik, biblische Alterthümer, Callisthenie (die Kunst durch zweckmäßige Körperübungen die Stärke und Schönheit zu erhöhen), Chemie, Aufsätze, Kegelschnitt, Aesthetik (Criticism), Zeichnen, Sticken, Kirchengeschichte, französische Sprache, Geographie, Geologie, Geschichte, Logik, Musik, Mechanik, Minera-

logie, Naturgeschichte, Physik, Moral und Verstandesphilosophie, Zeichnen, Rhetorik und Technologie. Die Zahl der Gemeindeschulen beläuft sich auf fast 11,000. — Angehängt ist eine Note über das Pönitentiarssystem New-York's, namentlich über die Gefängnisse zu Auburn und Sing-Sing.

Die im Staate New-York lebenden Säugethierarten belaufen sich auf 73: *Didelphis virginiana* (in den gemäßigten Gegenden Nordamerikas, nicht östlich vom Hudsonfluß). *Vespertilio noveboracensis* (die gemeinste dortige Fledermaus); *V. pruinus*, *V. subulatus*, *V. noctivagans* (Weibchen viel größer als Männchen), *V. carolinensis*. *Condylura cristata* (macht sich Höhlen in nassen Gegenden, nahe der Oberfläche und bildet erhabene Aufwürfe wie der Maulwurf). *Scalops aquaticus* (Lebensart wie Maulwurf, kommt nicht bloß in der Nähe des Wassers vor; ob unser Maulwurf in Nordamerika lebt, wird von den meisten dortigen Zoologen verneint, jedoch sollen Exemplare aus Nordamerika in der Sammlung der zoologischen Gesellschaft in London sich befinden). *Sorex Dekayi*, *S. brevicaudus*, *S. parvus*, *S. Forsteri*, *S. carolinensis* (halten sich alle in der Nähe des Wassers auf und schwimmen sehr geschickt; mehrere neuere Zoologen haben geglaubt, echte Spitzmäuse kämen nur in der alten Welt vor). *Otiosorex* (dieses neue Genus unterscheidet sich von den Spitzmäusen durch große aus dem Fell vorstehende Ohren; Schneidezähne $\frac{2}{2}$, Backenzähne $\frac{18}{18}$), *O. platyrhinus* (das kleinste Säugethier Nordamerikas, von 47 Gran Gewicht). *Ursus americanus* (der gelbe Bär von Carolina und der zimmtbraune der nördlichen Gegenden sind Varietäten dieser Art; verfallen in den nördlichen Staaten 3—4 Monate in Wintererstarrung; in mehr südlichen Breiten ist

diese Erstarrung von kürzerer Dauer und tritt bei milden Wintern, wenn sie Futter finden können, gar nicht ein; wenn die Thiere wegen Nahrungsmangel im Herbst nicht fett sind, verfallen sie nicht in Winterschlaf, sondern wandern vielmehr südlich in wärmere Gegenden, — so hat man zahlreiche Schaaren aus den nördlichen Gegenden in den Staat New-York wandern sehen, welche nur aus abgemagerten Männchen oder Weibchen — ohne Jungen — bestanden; tragen 7 Monate und werfen 2 Junge; früher war das Bärenfleisch ein sehr beliebtes Nahrungsmittel in New-York, weshalb noch einer der Hauptmarktplätze den Namen Bärenmarkt führt). *Procyon Lotor* (in ganz Nordamerika, bis zu 60° N. B. vorkommend; ob unser Dachs in Nordamerika einheimisch ist, ist sehr zweifelhaft, *Meles labradoria* ist ihm aber sehr ähnlich); *Gulo luscus*; *Mephitis americana*; *Mustela canadensis*, *M. Martes* (ob dieses Thier mit unserm Baummarder ganz übereinstimmt ist noch zweifelhaft), *M. pusilla*, *M. fusca*. *Putorius noveboracensis*, *P. Vison*. *Lutra canadensis* (früher sehr häufig, jetzt sehr selten). *Canis familiaris*. *Lupus occidentalis* (im Vergleich zum europäischen Wolf ist der Körper stärker, die Extremitäten kürzer, die Schnauze dicker und stumpfer, früher sehr häufig, jetzt selten). *Vulpes fulvus* (wurde früher mit dem europ. Fuchs für identisch gehalten), *V. virginianus*. *Felis concolor* (kommt von New-York bis Süd-Paraguay vor; vielleicht ist der nordamerikanische Cugar vom südamerikanischen specifisch verschieden. Die eigentliche wilde Raue kommt in Nordamerika nicht vor). *Lyncus borealis* (der canadische Luchs ist auf 66 — 43° N. B. beschränkt, schwimmt sehr gut und oft weite Strecken); *Lyncus rufus*. *Phoca concolor*. Stein-

matopus cristatus. *Sciurus leucotis* (das virginische Eichhörnchen ist sehr gemein, selten hat man es in großen Truppen Wanderungen antreten sehen, so z. B. im Herbst 1808 in der Nähe von Albany; an verschiedenen Stellen durchschwammen sie zwischen Waterford und Saratoga den Hudson; sie schwammen ungeschickt und tief, Körper u. Schwanz unter Wasser; viele ertranken, und diejenigen, welche das entgegengesetzte Ufer glücklich erreichten, waren so durchnäßt und abgemattet, daß sie leicht mit Knütteln erschlagen werden konnten; die Wanderung erstreckte sich in diesem Falle nicht weiter als bis zu den Gebirgen von Vermont; ein allgemeiner Nahrungsmangel soll Ursache solcher Wanderungen sein); *Sc. vulpinus*, *Sc. niger*, *Sc. hudsonicus*, *Sc. striatus*. *Pteromys volucella*. *Arctomys monax* (hält einen Winterschlaf, verschließt aber zuvor sorgfältig den Eingang zu seiner Höhle von innen). *Meriones americanus* (springt 10—12 Fuß weit). *Castor Tiber* (auch nach des Wfs Untersuchungen unterscheidet sich der amerikanische Biber durchaus nicht vom europäischen). *Fiber zibethicus*. *Hystrix hudsonius* (kommt bis zum 67^o N. B. vor). *Mus decumanus* (die Wanderratte ist während der Revolutionskriege nach Nordamerika gekommen); *M. Rattus* (auch aus Europa eingeführt und in Amerika wie bei uns jetzt sehr selten); *M. americanus* (vielleicht von den vorhergehenden nicht verschieden); *M. Musculus* (von Europa eingeführt und jetzt bis in die westlichsten Staaten verbreitet); *M. leucopus* (sehr verwandt mit *M. agrarius*). *Arvicola riparius*, *A. rufescens*, *A. hirsutus*, *A. oneida*, *A. alborufescens*; *A. xanthognatus*. *Lepus nanus* (der amerikanische graue Hase ist dem unsrigen sehr ähnlich, er hält sich fast nur in offenem Felde, nicht in Wäldern auf); *L. americanus* (wohnt nur in

Wäldern). *Sus scrofa* (zahn von Europa eingeführt; der Staat New-York producirt jährlich 1,900,065 Schweine, die vereinigten Staaten aber 21,000,000, also mehr als in ganz Europa gefunden werden). *Equus Caballus* (die jährliche Production der Pferde und Maulesel in New-York ist 474,543). *E. Asinus* (wird hauptsächlich zur Mauleselzucht benutzt). *Bos taurus* (die jährliche Production an Rindvieh in dem Staate New-York beläuft sich auf 1,911,244 Stück); *Ovis Aries* (die Schafe sind ursprünglich aus Holland eingeführt; der Staat New-York producirt jährlich 5,118,777). *Cervus virginianus* (erstreckt sich nicht bis Canada). *C. Alces* (das europäische und amerikanische Elenn sind nicht specifisch verschieden). *Elaphus canadensis*. *Rangifer Tarandus* (das gegenwärtige Vorkommen des Rennthiers in New-York ist zweifelhaft, wahrscheinlich kommt es südlicher als Quebeck nicht vor); *Balaena mysticetus*. *Physeter macrocephalus*. *Rorqualus rostratus*. *R. borealis*. *Globicephalus melas*. *Phocaena communis*, *Ph. orca*. *Delphinus Delphis*.

Wir wollen wünschen, daß das Werk bald vollständig sein möge. Berthold.

S t. P e t e r s b u r g.

1843. Verhandlungen der Russisch-Kaiserlichen Mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg. Jahr 1843. 131 Seiten in Octav. Mit vier lithographierten Tafeln.

I. Uebersicht der Lagerungs-Verhältnisse der Gebirgsformationen des westlichen Theils des Gouvernement Orenburg von Major Wangenheim von Qualen. S. 1 — 58. Die wichtigste Abhandlung in dem

vorliegenden Bande, und der Vorläufer eines von dem Verfasser beabsichtigten, ausführlichen Werkes über die westuralische kupfererzhaltige Gebirgsformation. Ueber das Alter derselben sind bekanntlich sehr verschiedene Meinungen geäußert worden. Bald hielt man sie für einen Repräsentanten der Steinkohlenformation; bald glaubte man darin bunten Sandstein oder Keuper zu erkennen; bis aus den Untersuchungen von Schtschurowsky, Murchison und Verneuil hervorzugehen schien, daß jenes weit erstreckte Gebilde, welches auf Bergkalk gelagert, und im Süden und Westen von der Juraformation und der Kreide bedeckt ist, für Todtliegendes und Zechstein anzusprechen sei. Der Vf. zeigt, daß die scharfe Sonderung dieser Gebilde in petrographischer Hinsicht und in der Vertheilung der Petrefacten, wie sie in anderen Gegenden wahrgenommen zu werden pflegt, in der westuralischen Formation sich nicht findet, und glaubt in den unteren Sandsteinen, vom rothen bis zum grauweißen, leberbraunen Thon- und Lettenmergel, nebst allen untergeordneten Gebirgsarten der unteren Gruppe, so wie auch in den grauen Mergeln der mittleren Gruppe, nur eine einzige, gleichzeitige Ablagerung zu erkennen, die er für ein durch besondere Eigenthümlichkeiten ausgezeichnetes Aequivalent des Zechsteins hält.

II. Zwei neue *Orthis*-Arten aus dem Silurischen Kalksteine bei Pawlowsk und Pulkowa von Dr S. Kutorga. S. 59—65. Die hier beschriebenen und auf der 3. Tafel abgebildeten neuen Petrefacten-Arten sind: *Orthis Strogonowii*, nach dem Präsidenten der Gesellschaft, Grafen Alexander Grigorjewitsch Strogonow benannt, und *Orthis tumida*.

III. *Oligoklas* aus Finnland von A.

Chodnew. S. 66—69. Das Fossil, von welchem hier eine Analyse geliefert worden, ist dasselbe, welches von Nordenfkiöld in dem Bidrag till närmare Kännedom af Finlands Mineralier och Geognosie pag. 4 als rother Albit von Skogböhle, $\frac{3}{4}$ Meile von Kimitto's Kirche, beschrieben worden. Die gefundene Zusammensetzung entspricht ziemlich genau der von Berzelius für den Oligoklas aufgestellten Formel. Die Angabe des specifischen Gewichtes zu 3,630—3,632 ist vermuthlich ein Druckfehler, statt dessen 2,630—2,632 zu setzen sein dürfte.

IV. Ueber das Russische Riesen-Goldgeschiebe von Alexander v. Ofsersky, Berg-Ingenieur-Major. S. 70—84. Daß in diesem Aufsatz beschriebene und auf der 4. Tafel abgebildete colossale Goldgeschiebe wurde am 26. October 1842 in den goldhaltigen Alluvionen von Zarewo-Alexandrowsk im Bergbauverwaltungs-Bezirk von Slatoust am Ural gefunden. Es wiegt 2 Pud 7 Pfund 92 Solotnik.

V. Chemische Analyse des Bittersalzes vom Kaukasus von A. v. Ofsersky, Berg-Ingenieur-Major. S. 85—97. Das Salz wurde bei dem Baue einer Bergstraße, etwa 90 Werste von der Festung Tjemnoless am Flusse Kuban gefunden, wo es in einem Kalkstein vorkommt. Es ist ziemlich reines Bittersalz, indem außer den wesentlichen Bestandtheilen desselben nur ein geringer Natrongehalt darin vorhanden ist.

VI. Bemerkungen über das Ottrelith von Major A. v. Ofsersky. S. 98—101. Die Bemerkungen betreffen nur die Formel, durch welche die chemische Zusammensetzung des Ottreliths nach den Resultaten der von Damour angestellten

139. St., den 30. August 1845. 1393

Analysen auszudrücken sein dürfte. Die gewählte Formel stimmt mit der von Kammelsberg aufgestellten (1. Supplement zu dem Handwörterb. S. 110) überein.

VII. Bemerkungen über einige farbigen Steine des Altaigebirges und Nachricht über eine neue Lagerstätte von Milchquarz in Rußland. Von N. v. Sferſky. S. 102—111. Löthrohrversuche ergaben, daß die Färbung des Milchquarzes aus den Steinbrüchen von Bjelorek von Titan herührt, worin also diese Quarzabänderung mit dem bayerischen Rosenquarz übereinstimmt, dessen Titantegehalt bekanntlich durch Fuchs zuerst nachgewiesen worden.

VIII. Linseit aus Orrijärwi in Finnland. Von N. Komonen. S. 112—114. Die Bestimmung der Krystallisation ist, wie die ganze Beschreibung, unvollkommen. Die Bestandtheile sollen sein: Kieselsäure 47,50 Thonerde 35,29 Eisenoxydul 7,03 Kalkerde 3,56 Wasser 6,62. Worauf sich der Name Linseit bezieht, ist nicht angegeben.

IX. Bemerkungen zu den Analysen des Uwarowits und des Leuchtenbergits. Von N. Komonen. S. 115 — 118.

Die drei letzten Mittheilungen in diesem Bande betreffen die mineralogische Gesellschaft zu St. Petersburg.

Z ü r i c h,

bei Meyer und Zeller 1844. Ueber die Pacinischen Körperchen an den Nerven des Menschen und der Säugethiere von J. Henle u. N. Kölliker.

Den Verfassern verdanken wir die Einführung und weitere Verfolgung einer interessanten und für die Zukunft vielleicht wichtigen Entdeckung des italienischen Arztes Philipp Pacini. Dieser Arzt fand schon in den dreißiger Jahren an den Nerven der Hand kleine, elliptische, weißliche Körperchen, die er damahls für verhärtetes Zellgewebe hielt und nicht weiter verfolgte. Später nahm er die Untersuchungen wieder auf, fand den constanten Zusammenhang der Körperchen mit den Nerven, wies sie in der Fußsohle nach und fand sie sehr vereinzelt auch an anderen Stellen des Körpers.

Gleichzeitig und unabhängig von Pacini's Entdeckung fanden auch Andral, Camus und Lacroix im Jahre 1833 diese Körperchen, hielten sie aber für Gebilde, die mit dem Nerven in keinem näheren Zusammenhange stehen, sondern nur durch Zellstoff ihm angeheftet sind.

Die Verff. geben eine ausführliche Uebersicht der bisherigen Leistungen, woraus hervorgeht, daß Pacini einer richtigen Erkenntniß derselben schon recht nahe gekommen ist. Da aber der Zusammenhang mit dem Nervensystem erst durch unsere Verff. vollkommen herausgestellt ist, so gehen wir, mit Hintansetzung des historischen Details, gleich zu ihrer Beschreibung über.

Die Pacinischen Körperchen fanden sich: beim Menschen, Hunde, Kaze, Ochsen, Schafe, Ziege, Schweine, Affen. Sie fehlen bei den Vögeln, Amphibien und Fischen. — Die Körperchen stehen im unmittelbaren Zusammenhange mit den Nerven. Beim Menschen fanden sie sich (vom 1. bis 80. Lebensjahre) ohne Ausnahme an den Hauptnerven der Handfläche und Fußsohle; nicht an den Muskelnerven. An andern Stellen sind sie unbe-

ständig und vereinzelt aufgefunden; am plexus epigastricus und den davon ausstrahlenden Nerven fanden sie Pacini und unsere Verff.; ob beständig ist nicht angegeben. Dagegen finden sie sich beständig im Mesenterium der Kage. Bei den andern Thieren, die Kage eingeschlossen, finden sie sich an den Sohlen, doch nicht so beständig wie beim Menschen, da sie z. B. an einer einzelnen Extremität gänzlich fehlen können. Sie sind schon im Embryo vorhanden und bei einer menschlichen Frucht von 22 Wochen von den Verff. nachgewiesen.

Die Zahl und Gruppierung der Körperchen ist ziemlich unregelmäßig, doch stehen hierüber, weil sie schwer zu präparieren sind, die Resultate noch nicht fest. Beim Menschen zählten die Verff. von 150—350 an einer Extremität; im Mesenterium der Kagen von 50 — 200. Sie liegen entweder einzeln oder zu 2 und mehreren zusammen.

Die Körperchen sind ovale oder mehr oder weniger gebogene, vielfach in einander eingeschachtelte Hüllen, welche, im ausgebildeten Zustande, einander nicht berühren, sondern durch eine Flüssigkeit von einander getrennt sind. Nur am einen Ende, welches man wegen der eintretenden Nerven das centrale nennen kann, sitzen diese Hüllen an einem mittleren, cylindrischen Theile fest, einer Fortsetzung des Stieles, welcher die eintretende Nervenfasern in sich führt. Die Anzahl solcher in einander geschachtelten Kapseln ist verschieden, wird aber bei größeren Körperchen bis zu 60 gefunden. Sie laufen an der äußeren Partie des Körperchens der äußeren Oberfläche parallel, während sie, je mehr sie sich der Mitte nähern, einen mehr gestreckten Verlauf annehmen und endlich in der Mitte einer mehr oder weniger cylindrischen, am

peripherischen Pol geschlossenen Raum einschließen. Da die der Nre näher liegenden Schichten durch ihren geraderen Verlauf, ihre größere gegenseitige Annäherung und ihr Ansehen sich etwas von den äußeren unterscheiden, theilen die Verff. das Körperchen in ein System der innern und der äußern Kapseln, geben jedoch zu, daß eine Grenze zwischen beiden eigentlich nicht zu ziehen sei. Das Vorhandensein einer Flüssigkeit zwischen den gesonderten Kapseln erweist sich leicht beim theilweisen Durchschneiden der Körperchen, wobei sich auch herausstellt, daß die Kapseln überall frei sind und sich abziehen lassen, den Stielfortsatz ausgenommen, dem sie adhäririeren. Dieser Fortsatz rührt von einem Stiele her, durch welchen die Körperchen mit den Nerven in Verbindung stehen. Vom Neurilem des Nerven ausgehend und nur eine einzelne Primitivfaser in sich führend, verläuft dieser Stiel eine kürzere oder längere Strecke bis zu dem Pacinischen Körperchen, an welches er sich, nachdem er meistens unmittelbar vorher eine scharfe Biegung gemacht hat, in der Art anschließt, daß seine Fasern zum Theil in directer Verlängerung in die Kapseln übergehen, der übrige, conisch verzüngte Theil aber mit dem darin eingeschlossenen Nerven als Stielfortsatz bis zu dem centralen Raum des Körperchens vordringt und daselbst entweder sich in das System der innersten Kapseln auflöst oder ringförmig von denselben umfaßt wird. Die Untersuchungen haben noch nicht mit vollkommener Klarheit das Verhältniß des Stieles zu den Kapseln erkennen lassen.

Das Wesentlichste und Bedeutendste dieses ganzen Gebildes scheint aber die Nervenfaser zu sein, welche in dem Stiele zum Körperchen gelangt, in

den Raum der centralen Kapsel eindringt und darin regelmäßig frei endet. Im Stiele und Stielfortsätze ist die Nervenfasern durchaus den gewöhnlichen Spinalnervenfaser ähnlich, beim Menschen $\frac{1}{166}''$ — $\frac{1}{125}''$, bei der Ratte $\frac{1}{227}''$ — $\frac{1}{129}''$ im Durchmesser, vollkommen cylindrisch, mit dunkeln, nach einiger Zeit oft varikösen Conturen. Beim Eintritt in die centrale Kapsel aber ändert sich das Ansehen der Faser plötzlich, und sie erscheint entweder als ein gleichförmiger blasser Streifen von der früheren Breite, oder als ein schmaler Streif von nur $\frac{1}{1000}''$ Breite und dunklerem Ansehen. Beim Rollen des Körperchens zeigte sich, daß diese Verschiedenheit von der Abplattung der Faser herrühre. Diese plötzliche Abnahme der Stärke der Faser führte die Verff. auf die Annahme, daß hier nur der s. g. Axencylinder von Purkinje in den centralen Raum eindringe und daselbst endige, eine Annahme, welche sie nicht unbedingt vertheidigen, aber auch nicht für unwahrscheinlich zu halten scheinen.

(Ich muß gestehen, daß mir nach meinen Untersuchungen diese Annahme nicht wahrscheinlich hat werden wollen, da ich den eintretenden Nervenfasern mehrmals schon in ziemlicher Entfernung vom Körperchen in derselben Stärke erkannte, welche er im Centralraum des Körperchens hatte. So einmal bei einem Körperchen aus der Handfläche $\frac{1}{4}''$ vor dem Eintreten von veränderlicher Breite zwischen $\frac{1}{450}''$ — $\frac{1}{280}''$; dieser Faden verlief in einem Bündel von Knötchenfibrillen, und es zeigte sich nichts, was auf das Vorhandensein einer Spinalnervenfaser, deren Axencylinder dieser Faden hätte sein können, zu schließen berechtigt hätte. Im Mesenterium neugeborener Ratten liegen zu-

weilen die Körperchen in einiger Entfernung von den Gefäßen so frei in der glashellen Membran, daß eine Beobachtung der dahin verlaufenden Nervenfasern sehr leicht ist; man kann sie zuweilen 1 Linie weit verfolgen. Auch hier sah ich die Nervenfasern meistens nicht viel breiter, als sie sich im centralen Raume des Körperchens zeigen, nämlich an den Stellen, wo nicht variköse Aufreibung ihre Gestalt verändert hatte, in einer Stärke von $\frac{1}{300}''$ — $\frac{1}{800}''$. Daß nicht bloße Axencylinder Linien weit für sich verlaufen, glaube ich annehmen zu dürfen, und da uns auch anderweit Nervenprimitivfasern von so geringer Stärke bekannt sind, halte ich es für einfacher, die Faser im centralen Raume als feine, aber vollständige Nervenprimitivfasern anzusprechen. (Ref.)

Sehr regelmäßig sahen die Verff. die Nervenfasern im Innern der centralen Kapseln endigen und zwar entweder einfach, oder gabelig getheilt, immer mit einer mehr oder weniger bemerklichen Knopfförmigen Anschwellung. Das histologische Gewebe, aus welchem die Kapseln bestehen, ist Bindegewebe mit Kernresten und eingestreuten, in Essigsäure unlöslichen Fasern, wie sie in der lamina fusca etc. vorkommen.

(Im System der äußern Kapseln fand ich beim Menschen regelmäßig elastische Fasern. ~ Ref.)

Die Fasern sind in zwei Lagen sehr regelmäßig geordnet, so daß am innern Theile jeder Kapsel die Fasern nach der Richtung der Ase, an der äußern Fläche quer, also kreisförmig, verlaufen. An der Innenfläche der Longitudinalschicht zeigen sich die Kernreste häufig und sehr deutlich.

Die Größe der Pacinischen Körperchen ist verschieden. Bei einem 5monatlichen Fötus $\frac{1}{10}''$ bis

$\frac{1}{2}$ ''' . Bei Neugeborenen $\frac{1}{3}$ ''' . Bei Erwachsenen gegen 1''' ; einmahl fand sich eins von 2''' Länge. Zu bemerken ist, daß bei Neugeborenen noch die Kapseln, ohne dazwischenliegende Flüssigkeit aneinander grenzen; erst später erweitern sich die spacia intercapsularia und füllen sich mit Flüssigkeit.

Die bisher beschriebene Form ist im Allgemeinen die vorherrschende, doch finden sich auch manche Abweichungen in der Gestalt, der Anordnung der Kapseln, im Eintreten und Verlaufe der Nervenfibrille, — Abweichungen, die sich schwer in wenigen Worten beschreiben lassen, und für welche wir auf die gründliche und treffliche Arbeit unserer Verfasser selbst verweisen müssen, wo Alles auf das Klarste beschrieben und durch Zeichnungen verständlich ist.

Nun noch ein Wort über die Bedeutung der Pacinischen Körperchen. Cruveilhier, Andral und Blandin hielten sie für pathologische Producte. Unsere Verfasser erklären sich gegen diese Annahme, indem sie mit Recht hervorheben, daß keinerlei pathologischem Producte ein so regelmäßiges Vorkommen eigen sei. Da die Körperchen sich schon beim Fötus finden, müßten sie ein Fehler der ersten Bildung sein, und was sollte diesen Fehler grade in den Händen und Füßen oder im Mesenterium veranlassen? Warum sollten regelmäßig die Muskelnerven davon ausgeschlossen sein? — Als Ganglien sind die Körperchen gleichfalls nicht aufzufassen, da wohl Nerven in sie hineintraten, aber keine hinaus, wenigstens in der Regel nicht. — Pacini, welcher viel über die Bedeutung seiner Körperchen gegrübelt zu haben scheint, weiß sie mit nichts besser zu vergleichen, als mit den elektrischen Organen des Zitterrochen,

da beide aus einzelnen, durch Wasser getrennten, Schichten bestehen. Da auch unsere Verf. ihnen keine andere Bedeutung mit einiger Wahrscheinlichkeit zuschreiben wissen, so weisen sie diese Hypothese nicht ganz von der Hand. Dabei erinnern sie an die bekannte Elektricitätsentwicklung der Raken, zusammentreffend mit der großen Zahl der Pacinischen Körperchen bei diesen Thieren, — aber wohl nur im Scherz, denn was sollten wohl diese Mesenterialkörperchen mit der elektromotorischen Eigenschaft der Rakenhaare zu schaffen haben, die sich nach dem Tode noch erhält? (Rakenhaarelektroskop). Vielleicht so viel als die Seidenraupe mit der Eigenschaft der Seide und coccus ficus mit der des Schellacks. Uebrigens haben die Verf. die obige Hypothese auf experimentellem Wege geprüft, indem sie die Pacinischen Körperchen zweier lebender Raken auf freie Elektricität untersuchten, ohne ein Resultat zu erhalten.

Müssen wir uns somit vorläufig begnügen, über die Bedeutung der neuentdeckten Körperchen nichts zu wissen, so müssen wir doch die Arbeit unserer Verfasser als eine vortreffliche anatomische Untersuchung dankbar anerkennen und uns dadurch anleiten lassen, den betretenen Weg sorgfältig zu verfolgen. Die Verbreitung der Körperchen ist gewiß größer, als man sie bis jetzt gefunden hat. Wie lange hat es nicht gedauert, bis man die Topographie der Schweißdrüsen vollständig kennen gelernt hat? Auch sie traten zuerst in der Handfläche und Fußsohle auf!

D. Kohlrausch.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 1. September 1845.

L e i p z i g,

bei Teubner 1845. Taschenbuch für Jäger und Naturfreunde. Herausgegeben von Otto von Corvin-Wiersbicki. Mit einem Stahlstiche und vier colorirten Kupfern. 310 S. in gr. Octav.

Von Wildungens Taschenbuch für Forst- und Jagdliebhaber u. ist classisch geworden und hat vielfältige Nachahmung gefunden; niemahls aber ist es übertroffen, selten erreicht, häufig aber verfehlt worden. Die vorliegende ist keine der übelsten; sie unterscheidet sich indessen wesentlich von ihrem Vorbilde, daß sie lediglich Naturgeschichtliches und Weidmännisches, nichts Forstwissenschaftliches enthält, und Ersteres auch nur von Jagdthieren; die vier colorierten Kupferstiche stellen das rothe Kepphuhn, das Schneehuhn, die Gemse und den Steinbock ziemlich grell; der Stahlstich einen im Eisen gefangenen Fuchs und der Holzschnitt einen gehaubten Falken auf dem Daumen dar.

Wir wollen uns bei Jagdgeschichten und bei Fangarten wilder Thiere in England, Deutsch-

land zc., als zum Gegenstande dieser Blätter eigentlich nicht gehörig, nicht aufhalten, obwohl, die Wahrheit zu gestehen, die Erzählung von den Gefahren einer Alpenjagd nach Gemsen und Steinböcken; von dem enormen Luxus der Engländer bei ihren Jagden nach Hasen und Füchsen; von dem Muthe eines deutschen Fürsten, knieend mit seinem Hirschfänger eine wüthende Sau auslaufen zu lassen u. s. w., eben so interessant sein und ein eben so lebendiges Bild von den Sitten und Gebräuchen kleiner deutscher weltlicher und geistlicher Höfe in der Mitte des 18. Jahrhunderts zc. darbieten möchte, als die Erzählung von dem Fange eines wilden Stiers in den unermesslichen Ebenen Südamerikas mit dem Lasso, oder eines Büffelochsens in den eben so ausgedehnten Prairien des nordwestlichen Amerikas mit Spießen und Feuerwaffe eines Indianers oder Weißen; oder eines Straußes in den sandigen Wüsten Afrikas mittelst eines noch schnellfüßigeren Arabers u. s. w., die wir mit Vergnügen lesen und in allen Zeitschriften zc. über den Culturzustand und über die allmähliche Entwicklung der Völker in verschiedenen Theilen der Erde, wiederholen.

Jene Jagden liegen uns nur näher als diese, und wir sind bei ihnen einige Stufen weiter gerückt, als bei diesen.

Dagegen wollen wir den Lesern Einiges aus dem naturgeschichtlichen Theile des Büchelchens mittheilen und zwar um so mehr, weil es sich auf Thiere bezieht, die nicht tagtäglich zur Beobachtung des Jägers, vielweniger noch des Naturforschers, kommen, bei denen also Alles, was ihre Lebensart, ihre Natur zc. betrifft, von doppeltem Interesse ist, weil es gleichsam im Fluge erhascht werden und wie

eine Seltenheit aufbewahrt werden muß, die nicht immer wieder vorkommt.

Zwar wollen wir nicht behaupten, daß Alles, was wir mittheilen werden, neu sei. Im Gegentheile ist Manches davon schon seit langer Zeit bekannt, und insbesondere hat Gmelin in seiner Ausgabe des Linnéischen Systems verschiedenen Thierclassen eine Charakteristik beigelegt, die viele Züge von dem Bilde enthält, das der Verf. hier aufzustellen bemüht gewesen ist. Manches aber auch hat uns neu und einiges Andere berichtigend und erweiternd geschiehen; und da das Ganze so mit einander verwebt ist, daß man das Eine von dem Andern nicht wohl trennen kann, ohne dem Zusammenhange zu schaden; so wollen wir auch Neues und Altes mit einander wiedergeben, in der Hoffnung, daß die Leser unser Bemühen, über das Lektüre mit möglichster Kürze hinweg zu gehen, nicht verken-
nen werden.

Von Gemsen und Steinböcken.

Wenn beide, nicht selten in Haufen von 15 bis 20 Stücken, (auch bei Steinböcken?) auf Aesung ausgehen oder wieder nach den Gletschern zurück-
kehren, geht gewöhnlich eine alte Ziege voran; die alten Böcke beschließen den Zug und kommen häufig mehrere Minuten später. Merkt eine Gemse oder ein Steinbock Gefahr, so geben beide Thiere durch ihre Nasenlöcher einen dem Pfeifen ähnlichen, lang hinausgezogenen, scharfen Ton, wobei sie die Nase in die Höhe rümpfen und nicht selten zuvor mit dem Vorderlaufe stampfen. — Auf dieses Signal beginnt augenblicklich die Flucht. Eine Sicherheitswache steht stets auf der Lauer, wenn die andern, wiederkäuend, ruhen oder mit emporgehaltenem Kopfe schlafen. Es ist ein Irrthum, zu

behaupten, daß die Gemsen während des Schlafens die Augen nicht zudrücken; sie treten nur stark hervor. Thränendrüsen haben sie nicht. Wenn die Gemsziegen bemerken, daß ein Adler (*Vultur barbatus* — *Falco fulvus* — *F. ossifragus* L.) ihre Tungen angreifen will und seine Kreise immer tiefer und tiefer zieht, drängen sie sich sogleich zusammen, und die Tungen schmiegen sich dicht an die Alten. Alle Augen sind nach dem Feinde gerichtet, und jeder Stoß des Adlers wird nicht allein sehr geschickt mit den Hörnern pariert, sondern sie springen auch gemeinschaftlich gegen denselben in die Höhe und schlagen nach ihm mit den Vorderläufen. Wehe ihm, wenn ihn der Schlag trifft, denn er ist stark genug ihn auf der Stelle zu tödten.

Sowohl Gems- als Stein-Wild sucht sich stets die feinsten und trockensten Alpenkräuter zur Nahrung. Im Frühjahr äßt es indessen auch saftreiche Pflanzen, die an den Quellen und Sturzbächen wachsen. Im Winter scharren die Gemsen, wie anderes Wild, den Schnee weg, um Nahrung zu erhalten, bäumen, gleich Ziegen, an Bäumen und Felsen in die Höhe, um Moose und Flechten zu holen und beißen von Strauchgewächsen die vorigjährigen Zweige ab. Daß an Felsen sich bildende Bittersalz genießen sie außerordentlich gern, und man sieht oft Alt und Jung auf den Hinterläufen stehen und eifrig lecken. Man nennt dies 'Salzen' (etwa an Dolomit-Felsen?). Im Frühlinge bekommen sie gewöhnlich den Durchfall, wahrscheinlich von dem Genusse der saftreichen Frühlingspflanzen und des jungen an den Quellen wachsenden Grases oder vom übermäßigen Genusse des Bittersalzes; sie gehen davon häufig zu Grunde.

Die Gemsen scharren kein Lager, wie anderes Wildpret, sondern thun sich auf den bloßen Schnee

oder Felsen nieder, und es scheint, als wenn sie, wie auch das Steinwild, von der Natur mit außerordentlicher Hitze begabt wären, denn man sieht sie sehr häufig den Schnee lecken und die Quellen besuchen (vielleicht Folge des Salzgenusses?). Die Hitze scheint ihnen unerträglich, und nur im Winter zc. sieht man sie an den Sonnenseiten der Gebirge.

Die Sprunggelenke der Gemsen haben unverhältnißmäßig starke Sehnen; daher ihre Schnellkraft, welche durch die etwas längeren Hinterläufe noch vermehrt wird. Will die Gemse einen weiten Sprung thun, so setzt sie die Hinterläufe dicht an die Vorderläufe, drückt das Hintertheil zusammen und fliegt so von Klippe zu Klippe. Zum Aufsprung auf einen Felsen ist ein Raum von einem halben Fuß Breite völlig hinreichend, und wenn sie den Platz erreicht hat, hat sie auch schon wieder alle vier Läufe beisammen, ohne daß sie erst die hinteren nachziehen braucht. Auf der Flucht suchen die Gemsen die Höhen zu erreichen; ist dieß aber nicht möglich, so stürzen sie wohl 20 — 25' hohe Felsenwände herab, ohne Schaden zu leiden, und treffen stets den Fleck, den sie zu erspringen suchen. — Daß die Gemsen, zur Verminderung des Sturzes, sich mit ihren hakenförmigen Hörnern an den Felsen hielten und öfter an Baumästen hängen blieben, ist eine Fabel (die hakenförmigen Hörner dienen wahrscheinlich zum Zweikampfe).

Im Augenblicke, wo die Gemse und der Steinbock die Kugel erhalten, schnellen sie die Blume (den Schwanz) in die Höhe und wedeln einige Male damit.

Springen die Gemsen bei heiterem Himmel lustig, mit allen vier Läufen (Füßen) gerade in die Höhe, so ist in kurzer Zeit Regen zu erwarten; das Zeichen hat den Gensjäger noch nie betrogen.

Das Alter der Gemsen kann man mit Bestimmtheit nicht angeben, aber man kann vermuthen, daß sie ein ziemlich hohes Alter erreichen, denn man findet Böcke, die ganz weißgrau aussehen. Kennzeichen des Alters der Gemsen sind: 'ein grauweißer Bart, ein starkes Gehörn mit starken, erhabenen Ringen, gelbe abgestumpfte Zähne (Geäß), lange Bauchhaare, und ein starker Haarbüschel (Zopf) unter den Knieen der Läufe.

Die Brunstzeit fällt in November (Gmelin sagt in October und November). Zu dieser Zeit hat das Wildpret einen starken, bockigen Geruch; beim Eintritte der Brunstzeit ist dasselbe am feistesten und saftigsten und von sehr zartem, feinem Geschmack. Zu welchem Zwecke die Natur den Gemsen die Haarbüschel über den Knieen und die beiden Oeffnungen in der Haut, hinter dem Gehörn, gegeben hat, ist schwer auszumitteln. Vielleicht die einen zum Schutze und zur Erwärmung beim Liegen auf dem Schnee, die andern zur Absonderung und Aufbewahrung einer Feuchtigkeit, wenn gleich man bei den todten Gemsen keine dergleichen (Feuchtigkeit) bemerkt. (Sind diese Oeffnungen vielleicht der sinus subcutaneus pone cornua, von denen Gmelin a. a. O. redet?). Das Gehörne eines Steinbocks war 2'—10" rheinl. lang, zählte 20 Ringe, war schwarzbraun und wog 18 Pfund. (Blumenbach im Handbuche der Naturgeschichte 11te Ausg. gibt nur 8 Pfund an; vielleicht bezieht sich diese Angabe auf ein einzelnes Horn). Der Bischof Firmian (zu Salzburg) hielt im Parke zu Hellabrun gegen 30 Stück Steinwild, theils um Geschenke damit zu machen, theils aber um damit die Alpen wieder zu bevölkern, zu welchem Ende er einzelne Paare aussetzte. Zugleich machte er auch den Versuch, Bastarde von Steinböcken und zahmen Ziegen zu erziehen. Der Verf. hat meh-

rere davon gesehen, sie hatten den hirschähnlichen Kopf des Steinbocks. — Bei dem ersten Einfälle der Franzosen wurde indessen diese kleine Colonie gänzlich ruiniert: sie erschien nach und nach auf der Tafel der Generäle!

Von den Alpen führt uns nun der Hr Verf. nach Syrien. Auf den Hochgebirgen daselbst findet sich der weiße Alpenhase (wahrscheinlich *Lepus variabilis* L.) und auch sein naher Verwandter *L. timidus* L., doch nicht höher, als etwa 2000' über dem Meere, wo er indessen eine ungewöhnliche Größe und Schwere erreicht und wohl 10 Pfund wiegt (gemeine Hasen, die jedoch zur Verbesserung der einheimischen Race in dem Auslande eingefangen waren, wogen nur 5 Pfd). Noch seltener findet man das Schneehuhn (*Tetrao lagopus* L.); von Raubvögeln: *Vultur barbatus*, *Falco ossifragus*, *fulvus* etc. L.

Von Bären gibt es in Syrien zwei Arten: den braunen mit starkem Kopfe, dicker, abgestutzter Schnauze, kurzem, starkem Halse, u. den rothen, auch wohl Honigbär vorzugsweise genannt, mit nach der Schnauze zugespitztem, schweinsähnlichem Kopfe und beinahe von der Farbe des Fuchses, die jedoch nach dem Rücken hin dunkler wird. Ersterer wird wohl 6'—6½' lang und mehr als 5' hoch; letzterer hingegen nur halb so groß. Dagegen ist er viel gefährlicher, als der braune Bär; er greift, wenn verwundet, den Menschen an, tödtet in den Viehheerden mehr, als er verzehren kann, aus bloßer Mordlust, und stellt mit seinen Genossen ordentliche Jagden nach Wildpret an, das er auf den wohlbekannten Wechsellern ergreift und tödtet. Er erklettert mit größter Leichtigkeit die höchsten Bäume und steigt eben so schnell wieder herunter, was dem braunen Bären weit schwerer wird. (Der Hr Verf. hat den systematischen Namen dieser beiden

Bärenarten nicht angegeben. Wir halten den großen braunen Bären für den wahren *Ursus Arctos*, den kleinen rothen aber für die unter dem Namen *U. fuscus* im angeführten Linnéischen Systeme aufgeführte Varietät β . und können kaum glauben, daß so wesentliche Unterschiede, als zwischen ihnen beiden Statt finden, nicht mehr als eine bloße Varietät begründen sollten).

Der Bär streckt seine Beute in der Regel durch einen Schlag mit seinen Pranten (Täzen) in die Seite nieder, nur im Nothfall springt er auf ihren Leib und packt sie in dem Nacken. Er wirft den Raub auf den Rücken und trägt ihn auf allen Vieren, nicht in aufrechter Stellung, fort; was er nicht verzehren oder seinen Jungen nicht bringen kann, verbirgt er unter Laub und Moos. Wird er bei seinem Mahle gestört, so geht er öfter dem Störer zu Leibe, und es entsteht ein Zweikampf (der Vf. beschreibt solche Zweikämpfe sehr lebendig).

Der Bär frißt sehr gern verschiedene Pflanzen, z. B. *Allium ursinum*, *Tormentilla reptans*, die Blätter von *Crataegus Azarolus*, *Mespilus Chamaespilus* (*Chamaespilus alpina*), *Veronica*, *Valeriana* etc., und er weiß die Wurzeln dieser Pflanzen so geschickt heraus zu stechen, wie der Dachß. Im Herbst sucht er Eicheln, Bücheln und wildes Obst; die Beeren von *Vaccinium myrtillus* und *Vitis idaea*, *Arbutus alpina*, *Rubus* und auch Schwämme. Er besucht auch gern die Haser- und Rößensaat, vorzüglich aber ist der reife Haser für ihn eine wahre Leckerei. In aufrechter Stellung sieht man ihn dann in einem Haserselde, wie er mit beiden zusammengeschlagenen Vorderbranten den reifen Haser abstreift und ihn schmaßend in seinen Rachen steckt.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. 142. Stück.

Den 4. September 1845.

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Taschenbuch für Jäger und Naturfreunde. Herausgegeben von Otto v. Corvin-Wiersbicki.'

Der Bär ist auch ein guter Fischer: aus den Waldbächen holt er sich die Forellen, wadet dabei dem Strome entgegen, hebt mit der einen Vorderbrante die Steine auf und greift (deckt) mit der andern die herausfahrenden Fische. Die Bärin nimmt ihre Jungen mit auf den Fischfang und wirft die gefangenen Fische, um die Jungen zum Selbstfange anzulocken, an das Ufer, wo sie dann von diesen mit den possirlichsten Sprüngen verzehrt werden. Die große Walbameise ist, mit ihren Eiern zc., eine vorzügliche Leckerei des Bären. Er geht stundenweit danach, scharrt die Ameisenhaufen auseinander und leckt die alarmierten Thiere und ihre Eier (Larven zc.) begierig auf. Aus den hohlen Bäumen holt er den Honig der wilden Bienen und zwar nicht mit der Schnauze, sondern mit seinen Branten. Er erweitert nämlich an den

alten, faulen Bäumen das Flugloch der Bienen mit seinen Branten, fährt dann mit der einen in das erweiterte Loch, während er sich mit der andern am Baume festhält, und holt die Waben heraus. Daß die Bären dabei von den Stichen der Bienen blind würden, ist eine Fabel. Das kleine, tief in seiner Höhle liegende Auge des Bären ist, außer dem Augenliede, noch mit einer starken Nickhaut versehen, und er kann dasselbe so zudrücken, daß es unter dem zottigen Haarmuchs kaum zu sehen ist.

Auch im Klettern unterrichtet der alte Bär seine Jungen. Ein Forstbedienter sah, wie eine Bärin den Baum hinan kletterte, die Jungen mit einem murrenden Tone zur Nachfolge lockte und dann noch eine Strecke höher stieg. Die Jungen sprangen nun, gleich Raketen, um den Baum herum, umklammerten ihn und folgten endlich der Mutter. Diese drückte ihr Wohlgefallen über die Folgsamkeit ihrer Kinder durch Belegen ihres Kopfes aus und stieg dann mit ihnen bis zum Gipfel hinan. Das Herabsteigen geschah eben so, mit großer Vorsicht, rückwärts, die alte Bärin voran. Gmelin a. a. D. sagt: ante pugnam pullos adscendere arbores cogit. Beide Bärenarten leben in Monogamie; ihre Bär- (Brunst) und Sekzeit ist indessen verschieden. Die Bärzeit des großen braunen Bären beginnt im Julius oder Anfange Augusts, und die Bärin wirft nach 36 Wochen; der kleine rothe Bär hingegen verfolgt erst im September oder im Anfange Octobers die Bärin, und diese hält dann im März oder April (also etwa nach 28 — 32 Wochen) ihr Wochenbett. (Gmelin a. a. D. setzt, die Brunstzeit der Bären in October und sagt, daß sie nur 112 Tage trüchtig seien. Dies weicht beträchtlich von jenen Angaben ab,

141. 142. St., den 4. September 1845. 1411

die übrigens die allgemeine Annahme, daß größere Thiere auch länger trüchtig seien, zu bestätigen scheinen). Bei alten Bären tritt die Bärzeit früher ein, als bei jungen. Der Akt der Begattung geschieht liegend bei zärtlicher Umarmung, vorher aber versichert der Bär der Bärin seine Liebe mit heftigen Schlägen mit den Vorderbranten in die Seite; sie sucht jedoch diesen Liebkosungen in aufrechter Stellung auszuweichen.

Dies mächtige Raubthier hat im Vergleiche mit andern Thieren eine geringe Zeugungskraft. Zum ersten Male bringt die Bärin nur ein Junges und in der Folge zwei, und nur alte Bärinnen sehen zu Zeiten drei in der Größe von Hamster. Die Jungen haben einen mehr oder weniger breiten, weißen Ring um den Hals; sie sollen neun Tage blind sein. Der Grund der geringen Fruchtbarkeit scheint in der Lage des Eierstockes gelegen zu sein, der so versteckt ist, daß bei der ersten Begattung, ohnerachtet der ansehnlichen Länge der Ruthe, kaum einzelne Eier befruchtet werden können. Die enggeschlossenen Schlüsselbeine, welche die Mutterscheide umgeben, mögen die anfängliche Kleinheit der Bärenjungen begründen. Nach der Geburt aber entwickeln die jungen Bären sich schnell; im Herbst haben sie schon die Größe eines starken Pudels erreicht. (Wir überlassen Physiologen die weitere Prüfung dieser Meinungen. Insbesondere scheint uns die von den Ursachen der geringen Fruchtbarkeit der Bärin einer genauen Untersuchung zu bedürfen, erwägt man, daß es die Samenthierchen sein sollen, welche die Tuben hinaufsteigen und die Befruchtung bewirken).

(Erzählung von dem ominösen Tode der Baronin v. W. in Neu—bg, die einem zahmen männlichen Bären, ihrem Liebling, sein Nachtlager neben

ihrem Schlafzimmer angewiesen hatte und eines Morgens zerrissen in ihrem Bette gefunden ward).

Der kleine rothe Bär ist schon im dritten Jahre zur Fortpflanzung fähig. Während der Säugetzeit ihrer Jungen (8 — 9 Wochen) lebt die Bärin nur von Vegetabilien; erst nach Verlauf dieser Zeit geht sie wieder auf Raub aus. Die Bärin hat 6 Saugorgane, von denen die vordersten die meiste Milch geben (Gmelin a. a. D. legt ihr nur 4 bei). Merkt die Bärin Gefahr für ihre Jungen, so richtet sie sich auf und flatscht in ihre Vorderbranten, wodurch ein dumpfer Ton, ähnlich dem des Klatschens in hohler Hand, hervorgebracht wird. Ein angeschossener Bär richtet sich, sobald er seinen Feind erblickt, ebenfalls auf und geht ihm, Wuth und Rache schnaubend, mit furchtbarem Zähnefletschen, bedachtsamen Schrittes entgegen.

Der männliche Bär verläßt nach der Bärzeit die Bärin und lebt bis zum Wiedereintritt dieser Zeit einsam für sich.

Im October ist der Bär am feistesten, dann wiegt der braune Hauptbär gewöhnlich 300 bis 315, der kleine rothe 240 bis 260 Pfund; alte Bärinnen wiegen 25 bis 30 Pfund weniger.

Der Bär verfällt in einen Winterschlaf, wobei er in seinem Lager zusammengekrümmt und mehr oder weniger in einem schlafenden Zustande liegt. Das Winterlager wird in einer Höhle oder unter zusammengebrochenen Bäumen bereitet. Es ist nicht immer von Außen bedeckt, nur bei einem, welches den Winden ausgesetzt ist, geschieht dieß. Er sammelt dabei keinen Wintervorrath ein, spürt weder Hunger noch Durst, hat also auch keine Ursache sein Winterlager verlassen zu müssen. Die Meinung, daß er während dieser Zeit von seinem eigenen Fette zehre, indem er es von den Takten, die es

141. 142. St., den 4. September 1845. 1413

aussaugten, wieder ablecke, ist völlig ungegründet. Bei zweien, vom Vf. im December erlegten männlichen Bären fand er im Magen eine gelbliche, fettige Feuchtigkeit, von der auch sämtliche innere Wände der Gedärme überzogen waren. Im Grimdarm fand sich ein bröcklicher Vorrath von vegetabilischer Substanz, dessen Ausleerung wahrscheinlich durch zu schnelles Eintreten des Winters verhindert ward. Beide Bären hatten übrigens noch nicht viel von ihrem Fette verloren. Die Theorie des Hrn Vfs über den Winterschlaf der Bären ist folgende: Die Gedärme absorbieren das Fett und führen es dem Magen wieder zu. Durch diesen Fettüberzug wird die Reibung desselben, wodurch der Hunger entstehe, verhindert und andere Nahrung unnöthig gemacht; die gänzliche Ruhe des Körpers, der um die Hälfte langsamere Blutumlauf und das damit in Verbindung stehende, ebenso langsame Athemholen, begünstigten nur noch diesen inactiven Zustand des Körpers. Bei dem Dachs, seinem Geschlechtsverwandten, verhält es sich anders: dieser sammelt sich einen Vorrath für den Winter ein und verläßt auch sein Lager, um Nahrung zu suchen und seinen Durst zu stillen.

Der Bär hört sehr leise. Sein Ohr ist wie das des Wolfes gebildet, nur ist die trichterförmige Ohrmuschel weiter geöffnet und daher zur Aufnahme des Schalls geeigneter. Eben so hat der Bär einen außerordentlich feinen Geruch. Dies mag seinen Grund in der besonderen Bildung der Nase haben. Man findet nämlich an ihrem Eingange vier knorpliche Schichten, welche durch horizontale Wände geschieden sind; eine Construction, welche der Vf. bei keinem andern wilden Thiere gefunden hat und wodurch nach seiner Meinung eine schnelle Erregung der Geruchsnerven herbeigeführt wird.

Das Alter, welches die Bären im freien Zustande erreichen, läßt sich nicht genau angeben. Da er aber spät mannbar wird und langsam völlig auswächst, schätzt es der Verf. auf etwa 30 Jahre.

So viel vom Bären und genug um zu ferneren Beobachtungen über die Naturgeschichte dieses merkwürdigen Thiers anzuregen. Insbesondere verdient seine Anatomie und sein Winterschlaf eine nähere Untersuchung; so viel uns bekannt, ist er das größte Säugethier unter den Winterschläfern, und unter den reißenden Thieren auch dasjenige, das den Namen eines Omnivors mit vollem Rechte verdient.

Für Jäger und Jagdliebhaber dürfte der Artikel 12, die Falkenbäiße betitelt, am interessantesten und lehrreichsten sein, wenigstens erinnern wir uns nicht, die Lehre von der Falkenjagd irgendwo so vollständig vorgetragen gelesen zu haben. Nach unserem, am Eingange ausgesprochenen Grundsatz beschränken wir uns aber bloß auf das Naturhistorische und bemerken daher, daß es vorzüglich acht verschiedene Falkenarten sind, die zur Bäiße nach größeren und kleineren Thieren abgerichtet werden, nämlich:

1) *Falco islandicus* L., 2) *F. Gyrfalco*; franz. Gerfaut, 3) *F. peregrinus*, 4) *F. Sacer*, 5) *F. lanarius*, 6) *F. palumbarius*, 7) *F. Aesalon* und 8) *F. Nisus*, letztere beide lediglich zur Bäiße auf Repphühner zc.

Die Kupferstiche könnten besser sein. Wenn einmal einem solchen Werke Abbildungen zum Nutzen und Vergnügen beigegeben werden sollen (und wir halten dieß für wesentlich nothwendig), so müssen sie höchst naturgetreu, belehrend durch Darstellung der Besonderheiten der vorgestellten Thiere und nicht bloß bunte Farbenbilder sein.

141. 142. St., den 4. September 1845. 1415

L a u s a n n e,

bei Georges Bridel 1845. *Etrennes nationales, faisant suite au Conservateur suisse, ou Mélanges helvétiques d'histoire, de biographie et de bibliographie.* Recueillis par E. — H. Gaullieur, prof. extraord. à l'Académie de Lausanne. XI und 264 S. in Duodez.

Dieses hübsche Bändchen, das inhaltreicher ist als manches dicke Buch, hat der Herausgeber dem greisen, hochverehrten Alt-Dechant und Pfarrer Philipp Bridel, zu Montreux, dem Vater und Beförderer der historischen Studien in der französischen Schweiz, zugeeignet. Dadurch erfüllte er eine Pflicht der Pietät und der Anerkennung der seltenen Verdienste, welche sich Hr Bridel um die vaterländische Geschichte und die Volksbildung erworben hat.

Dieser gelehrte und geistreiche Mann begann nämlich im J. 1783 die Herausgabe einer für das Schweizervolk bestimmten Schrift historischen Inhalts, unter dem Titel: *Etrennes helvétiques, curieuses et utiles*, welche, als die sechszehn ersten Lieferungen oder Jahrgänge vergriffen waren, in einem andern Format, unter dem Titel: *Mélanges helvétiques*, aufs Neue verlegt wurden. Indessen setzte der Vf. seine mit dem schönsten Erfolg gekrönte Arbeit fort. Er ließ die *Etrennes helvétiques et patriotiques* erscheinen. Als aber das Publicum die wiederholte Auflage mehrerer Nummern verlangte, und der Verf. es für zweckmäßig erachtete sein Werk zu verbessern, beschloß er die *Etrennes* vom Anbeginne an umzuarbeiten. Dem neuen Plane zufolge erschien nun der, jetzt im Waadtlande selbst zu den seltenen Werken gehörende, *Conservateur suisse*, welcher jedoch die

noch seltener gewordenen Etrennes nicht völlig ersetzt, da diese, während des Druckes des *Conserveur*, fortgesetzt wurden.

Hr Gaullieur fängt seine Sammlung mit einer bibliographischen Notiz über die hier angeführten historischen Schriften seines Vorgängers an, welche um so willkommener sein dürfte, da sie über die mehrfache Umgestaltung derselben, wie über den Wechsel des Druckortes und des Verlegers die erwünschte Auskunft gibt. — In dem Vorworte setzt er die Gründe auseinander, die ihn bewogen, von dem Plane des Hrn Bridel in mancher Hinsicht abzuweichen. In Betreff des Stils wollte und konnte er mit seinem Vorgänger nicht wetteifern. Denn die Schriften des Patriarchen von Montreux zeichnen sich in Heiterkeit und Anmuth durch Eigenthümlichkeiten des Stils aus, die unachahmlich sind. Auf unsern Nestor passen vollkommen die Worte des griechischen Sängers:

τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων
ῥέειν αὐδῇ.

Herr Bridel gehört einem Zeitalter an, das schon weit hinter uns ist. Seine Schriften tragen das Gepräge einer von der Gegenwart sehr verschiedenen Zeit. Mit den Staatsumwälzungen traten neue Ideen, neue Sitten, neue Bedürfnisse ein. Auch in dieser Hinsicht konnte das Werk desselben nicht fortgeführt werden. Unsere sehr geschäftige und wißbegierige Zeit begnügt sich in historischen Dingen nicht mit einem Ungefähr. Sie verlangt strenges Quellenstudium und zuverlässige Berichte. Daher hat es Gaullieur, der die lange Zeit unterbrochene Fortsetzung der Etrennes unternahm, weißlich unterlassen, bloße Erzählungen und Sittegemälde zu geben, ob diese gleich von einer unbestrittenen Wichtigkeit sind, und die Eigenthüm-

141. 142. St., den 4. September 1845. 1417

lichkeiten jedes Gebirgsvolkes sorgfältig und treu dargestellt zu werden verdienen. Er wollte vielmehr die urkundlichen Berichte in ihrer eigenen Gestalt aufnehmen und dieselben, wo nöthig, durch eine kurzgefaßte Einleitung, oder hie und da durch einige Worte zum Uebergang von einem Momente zum andern beleuchten oder verständlich machen, und die vereinzelt Partien aneinander knüpfen. Durch eine fluge Wahl der Gegenstände ist seine Sammlung zugleich ein Lesebuch für das Schweizervolk und ein wissenschaftliches Buch geworden, das den gebildeten Bürger und den Gelehrten befriedigen wird.

Auf die bibliographische Notiz folgt zuerst, S. 1 bis 92 ein Stück mit der Ueberschrift: *Les études de Frédéric-César La Harpe et ses débuts au barreau (1772—1782)*. Wohl wenige Männer wurden vom Volke aufrichtiger geliebt und standen fortwährend in höherer Achtung ihrer dankbaren Mitbürger als der Erzieher des Großfürsten, nachmahligen Kaisers von Rußland, der Hauptgründer der waadtländischen Unabhängigkeit, dem zu Ehren unlängst, auf einem zu diesem Zweck künstlich gebildeten Eilande neben seiner Vaterstadt Rolle ein herrliches Denkmahl errichtet wurde. In seinen, an einen väterlichen Freund und Rathgeber gerichteten Briefen, die hier zum ersten Male mitgetheilt werden, bespricht de La Harpe seine Studien auf der Universität Tübingen und das damahlige akademische Leben daselbst. Diese vertraulichen Briefe sind um so anziehender, da sie einerseits manchen interessanten Gegenstand berühren, andererseits in das Innere seines Geistes und seines Herzens blicken lassen, und den Mann verheissen, für welchen man ihn nachher wirklich erklärt hat.

2) S. 93 — 120. *Annales de Neuchâtel, par le Maître-bourgeois Larche (1700 — 1770).*

3) *Une expédition de Savoie en 1689. Episode de la rentrée des Vaudois du Piémont dans leurs vallées (S. 121 — 146).* Die Geschichte der Waldenser, d. h. der in den Thälern des Piemont angesiedelten Reformierten, knüpft sich durch mehrere Berührungspuncte an die Geschichte des Schweizerlandes. Dem Erzähler der Schicksale jener Thalbewohner, dessen Werk zu den Seltenheiten gerechnet wird, entnimmt Hr. Gaullieur eine Episode, welche in so fern den Schweizern angehört, als es Schweizer waren, die in der verunglückten Unternehmung, welche der Hauptmann Bourgeois leitete, die Hauptrolle spielten.

Französischer Einfluß betrieb die Verfolgung der friedlichen, dem Glauben ihrer Väter treuen Waldenser. Ludwigs XIV. Gesandte am Turiner Hof bot dem Herzoge von Savoyen sogar 14,000 Mann an, um die Bekehrung jener Leute zu erzwingen, und im Monat April 1686 rückten die Franzosen unter Catinat ein. Nach einem verzweifelten Widerstand mußten die Verfolgten, bei 3,000, den vereinigten königlich-herzoglichen Truppen weichen und wanderten in protestantische Länder aus. Nach einer dreijährigen Verbannung faßten die in die Schweiz geflüchteten Waldenser, in der Mitte des Jahrs 1689, den heldenmüthigen Entschluß, ihre verwüsteten Thäler wieder zu erobern. Nachdem sie sich einige Zeit in dem Walde von Prangins, zwischen Nyon und Rolle (von wo aus 150 Jahre später italienische und polnische Flüchtlinge einen so berühmten als unglücklichen Zug unternahmen), versteckt, wo sie sich zu einem Wagerstücke heimlich rüsteten, setzten endlich 8 bis 900 Mann, unter

dem Befehle des Henri Arnaud, der, wie die Richter Israels, die doppelte Würde eines Priesters und Kriegsobersten bekleidete, über den See, brachen bewaffneter Hand wieder in Piemont ein, schlugen sich durch die zahlreichen Feinde, und behaupteten sich in ihren Thälern.

Als man in der Schweiz das Gelingen der kühnen Unternehmung erfuhr, vereinigten sich zurückgebliebene Waldenser, viele Franzosen und eine beträchtliche Anzahl Schweizer unter dem Capitän Bourgeois, der sich des Verbotes von Bern ungeachtet, von seiner ruhm- und raubsüchtigen Bande zum Feldherrn ausrufen ließ. Sein etwa 1000 Mann starkes Heer schiffte sich (11. Sept.) in Vevey ein und landete am savoyischen Ufer an; allein schon am 7. Tage liefen seine zuchtlosen, entzweiten Truppen mit der gemachten Beute auseinander. Mehrere wurden ergriffen, die übrigen kehrten ins Waadtland zurück, Bourgeois ward in Nyon verhaftet, eingekerkert, und den 12. März 1690 allda enthauptet.

4) *Les derniers sires de Grandson*, von Hrn Pfarrer Martignier (S. 147—166), eine auf urkundliche Berichte gestützte, sehr anziehende Abhandlung über das Leben und die Thaten Wilhelms und Ottos, der zwei letzten Freiherren von Grandson, einem der mächtigsten Häuser des Waadtlandes, dem selbst fürstliche Würde nicht fremd geblieben sein mag. Das traurige Schicksal des letzten Freiherren von Grandson bildet eine der interessantesten Episoden der waadtländischen Geschichte. Der gelehrte Verf. wirft über einige bisher dunkle Partien ein helles Licht, unter andern in einer Note (S. 263—264) über das merkwürdige Denkmahl eines Otto von Grandson in der Domkirche von Lausanne.

5) *Petite chronique de Genève*, par Pierre Millet (1553 — 1585). Historische Notizen von einem nach der Pariser Bluthochzeit aus Berry nach Genf geflüchteten Franzosen, die er auf den weißen Blättern seines Exemplars der *Histoire du Berry*, 1566. fol. geschrieben. Dieselben beginnen mit der Hinrichtung des zum Scheiterhaufen verurtheilten Michel Servet, und enthalten neben schon bekannten Dingen einige nicht unwichtige Angaben die Geschichte Genfs, besonders die des Protestantismus und der Religionskriege in der 2ten Hälfte des XVI. Jahrhunderts betreffend. Den Beschluß dieser kleinen Chronik wird das folgende Bändchen der *Etrennes* enthalten.

6) *Les Bibliothèques de la Suisse* (S. 179 — 190). Unter diesem Titel möchte der Herausgeber nacheinander eine Reihe von Berichten liefern, welche später dazu dienen könnten, ein Verzeichniß der literarischen Schätze der Schweiz aufzustellen. Von Hrn Gaullieur, der ein erfahrener Bücherkenner ist, dürfen wir gute Leistungen in diesem Fache erwarten.

7) *Quelques autographes suisses* (S. 191 — 208). Briefe von Voltaire, J. J. Rousseau, Frau von Staël, und ein Schreiben des Obersten v. Weiß, vom 29. August 1781, welches über die damahls von der Republik Bern gegen Frankreich besorgte Politik einige Aufschlüsse gibt.

8) *Les oeuvres poétiques de Samuel Henzi* (S. 209 — 230). Hr Professor Monnard spricht in der Erzählung der Verschwörung Henzi's von Gedichten, deren Verf. Henzi war, und die er, aller Forschungen ungeachtet, nicht auffindig machen konnte. Hr Gaullieur besitzt ein Exemplar derselben und theilt uns einige Stücke mit, die

141. 142. St., den 4. September 1845. 1421

von einem dichterischen Talente, wenn nicht immer von einem reinen Geschmack, zeugen. Sie sind in französischer Sprache, die der Verf. mit Fertigkeit schrieb.

9) *Quelques traits de la guerre de Villmergen. 1712.* Beiträge zu den zahlreichen Berichten über die brudermörderische Schlacht.

10) *Pièces complémentaires pour l'histoire de Davel* (S. 243 — 257). Einige wichtige Actenstücke zur Vervollständigung dessen, was man bisher über die Erstaunen erregende Geschichte des Majors Davel (Gött. gel. Anz.) gesammelt hat.
H—S—H.

P a r i s,

bei Arthur Bertrand 1842. *Relation d'un Voyage d'exploration au nord-est de la Colonie du Cap de Bonne-Espérance*, entrepris dans les mois de mars, avril et mai 1836, par M. M. T. Arrousset et F. Daumas, Missionnaires de la Société des Missions évangéliques de Paris. X und 620 Seiten in Octav mit 11 Zeichnungen und einer Karte.

Obwohl seit dem Anfange dieses Jahrhunderts öfter kühne, wissenschaftlich gebildete Reisende von den europäischen Ansiedlungen an der Südspitze Afrikas aus bis tief ins Innere dieses abgeschlossenen aller Welttheile vorgedrungen sind und uns die ersten Blicke in das weite südafrikanische Binnenland eröffnet haben, so verdanken wir doch unsere gegenwärtige genauere geographische und ethnographische Kenntniß der oberen Stufenländer Südafrikas zumeist den Bemühungen der protestantischen Missionare, welche seit dem Uebergang der

Cap-Colonie unter britische Oberhoheit ihre Missionsstationen von der Colonie aus allmählich gegen Nord und Ost bis tief in die Länder der Hottentotten und Kaffern hinein ausgebreitet haben. Bewunderungswürdiges haben in dieser Beziehung die Wesleyanischen Missionare geleistet, ihnen würdig zur Seite sind ihre deutschen protestantischen Brüder getreten, und daß auch die französischen Protestanten angefangen haben, eifrig und segensreich mitzuarbeiten an der Bekehrung der zahlreichen Völkerstämme Südafrikas, welche, sich selbst und den räuberischen Einfällen entarteter Nachkommen europäischer Einwanderer überlassen, durch fortwährende blutige Kriege der gräulichsten Art zu Grunde zu gehen drohen, das zeigen viele Berichte in dem Journal des Missions évangéliques und namentlich auch die vorliegende Reisebeschreibung. Doch es kommt uns nicht zu, hier die großen Verdienste, welche unsere beiden Missionare sich um die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden Südafrikas erworben haben, hervorzuheben und zu beleuchten, wir überlassen dies Denen, welche zunächst berufen sind, mit Aufmerksamkeit und Fleiß die Richtungen zu verfolgen, nach welchen gegenwärtig mit erhebender Thätigkeit und Aufopferung Missionare der evangelischen Kirche die ersten Fäden zu dem Netze auszuspannen versuchen, für dessen schnelle Ausbreitung über einen weiten Raum der Erde gegenwärtig, bei der mächtigen Präponderanz der germanisch-protestantischen Nationen in geistiger und materieller Macht, die glücklichsten Aussichten vorhanden sind, und welches ohne Zweifel die gewonnenen Völker schneller in den Kreis der europäischen Civilisation hineinziehen wird, als das, wodurch die bewunderungswürdige Missions-

thätigkeit der katholischen Kirche im 16. Jahrhundert den Erdkreis umspannt hat. Wir wollen hier auch denen nicht vorgreifen, deren Beruf und Pflicht es ist, die allgemeine Aufmerksamkeit hinzulenken auf die hohe Bedeutung der gegenwärtig schon für dieses geistige Netz gewonnenen einzelnen Knotenpunkte, von deren Wichtigkeit für die Zukunft auch der europäischen Menschheit, ja von deren Dasein man bei uns im protestantischen Deutschland, das zeigt die Behandlung der Tabakfrage in unserer Tagespresse, kaum noch einen Begriff hat. Wir beschränken uns hier ganz auf eine kurze Darlegung der geographischen Resultate der vorliegenden Untersuchungsreise. Und diese Resultate sind nicht unbedeutend, obwohl unsere beiden Missionen bei ihrem Hauptzwecke, 'unbekannte Völkerschaften aufzusuchen, Verbindungen mit deren Häuptlingen anzuknüpfen, passendeörter zur Gründung neuer Missionen zu bezeichnen und den Einfluß des Christenthums und der Civilisation auszubreiten' den geographischen Untersuchungen nur nebenbei ihre Aufmerksamkeit widmen konnten. Wir lernen durch diese Reisebeschreibung einen Theil des südafrikanischen Hochlandes kennen, der uns bisher eine völlige terra incognita war, nämlich den südöstlichen Theil dieses Hochlandes, der im Westen durch die äußersten östlichen Vorposten der Wesleyanischen Missionen (wie Platteberg, Philippolis), im Südost und Ost durch die von S. W. nach N. O. unter dem Namen Blaue- und Witte-Bergen oder Quaslamba-(Quathlamba) Gebirge streichenden Gebirgszüge begrenzt wird, welche englische Reisende von der Natal-Küste landeinwärts vordringend bisher vergeblich zu übersteigen gesucht haben. Daß von unse-

ren Reisenden geschilderte Gebiet umfaßt einen Flächenraum von mehr als 600 Q.-Meilen, und dies Gebiet ist geographisch um so interessanter, weil dasselbe das bisher noch nicht untersuchte Quellenland der Flüsse einschließt, welche durch ihre Vereinigung den Orange-Rivier, den wichtigsten Strom Südafrikas, bilden. Aus den Untersuchungen unserer Reisenden, welche von Morijah, der Hauptstation der französischen evangelischen Missionen in Südafrika ($29^{\circ} 38'$ S. und $26^{\circ} 12'$ O. von Paris) ausgehend, anfangs in nördlicher Richtung bis ungefähr $28^{\circ} 20'$ S. zogen, von da eine Excursion gegen Osten ins Gebirge machten und, davon zurückgekehrt, wieder gegen Norden bis zum Flusse Namagari über den 27° S. hinaus vordrangen, geht zunächst hervor, daß die von S. W. nach N. O. streichenden Gebirgszüge, welche diesen Theil Hochafrikas gegen das niedrige Land der Ostküste begrenzen (die Küstenterrasse zwischen 31 u. 28° S.), auf allen unseren Karten zu weit landeinwärts gelegt sind, ein leicht zu erklärender Irrthum, indem die Länge dieses Randgebirges in diesen Breiten durch Reisende bestimmt wurde, welche von der Küste her in dieselben einzudringen versucht hatten, und durch die ungeheuren Schwierigkeiten, welche sie in der Territorialbeschaffenheit fanden, verleitet wurden, den geraden Abstand der Hauptgebirgskette von der Küste bei weitem höher zu schätzen, als er in der That ist. (Vgl. z. B. Gardiner, *Journey to the Zoolu country*).

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

143. Stück.

Den 6. September 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Relation d'un Voyage d'exploration au nord-est de la Colonie du Cap de Bonne-Espérance, entrepris dans les mois de mars, avril et mai 1836, par M. M. T. Arbousset et F. Daumas.'

Die Missionsstation Morijah selbst, deren Länge wohl mit ziemlicher Genauigkeit bestimmt ist, würde, nach dieser Bestimmung in unsere bisherigen Karten eingetragen, im Osten des Gebirgskammes der Blauen Berge zu liegen kommen, während es in der That westlich davon auf der Hochebene liegt, die gegen Ost durch die genannte Gebirgskette begrenzt wird, und demnach müßte diese Randgebirgskette auf unseren Karten fortan beinahe um einen ganzen Längegrad der Küste näher gerückt werden, wenn nämlich der beigegebenen Karte zu trauen ist, auf welcher übrigens auch die Missionsstation Platteberg wohl um einen halben Grad weiter gegen Ost gerückt ist, als auf englischen Karten, während die Station Philippolis mit der Mo-

rijaß in Communication steht, nicht verrückt ist. — Interessantere Aufschlüsse noch gewährt unsere Reisebeschreibung über die Lage des oberen Quellenlandes des wichtigen Wassersystems des Orange-Riviers. Unter ungefähr 29 S. und 28 D., wo der bis dahin in parallelen Ketten von S. W. nach N. O. streichende Gebirgszug der blauen Berge (Malutis d. h. Pifs, von den Eingebornen genannt, weil in diesem Gebirge diese Form vorherrscht, während die andern Gebirge Südafrikas im Allgemeinen die Plateauform haben) aufhören, tritt ein Gebirgsland auf, welches die Eingebornen Pofung nennen, dem unsere Missionare aber den Namen des Quellen-Gebirges (mont aux sources) gegeben haben. In diesem Gebirge, welches die Vf. zwar ansehen als eine Fortsetzung der Malutis, von denen es einen der culminierenden Punkte bilde (S. 143), welches jedoch, wie aus anderweitigen beiläufigen Bemerkungen derselben hervorgeht, wahrscheinlich ein selbständiges kleines Gebirgssystem bildet, liegen zugleich die Quellen der Küstenflüsse, welche gegen Ost dem indischen Ocean zufließen und, in geringer Entfernung von einander, die Quellen des Caledon, des Sinku und des Namagari, welche zusammen, durch eine Menge kleinerer, vom Pofung und den Blauen Bergen herabkommender Flüsse verstärkt, den Orange-Fluß bilden. Der Caledon (so nach dem ehemahligen Gouverneur der Cap-Colonie, Lord Caledon, von den Eingebornen aber Mogokare, der mittlere, genannt) entspringt an dem Westabfalle des Pofung und fließt anfangs gegen West und darauf, bei Merabing, der Hauptstadt der Mantatis (Beschuanenstamm), gegen Südwest, nach und nach auf seiner linken Seite eine Menge kleiner, in den Malutis entspringender Gewässer aufnehmend. Ungefähr unter $30\frac{1}{2}^{\circ}$ S. und

24° 40' S. trifft er in seinem südwestlichen Laufe auf den Sinku (anfangs auch Noka-unchu, schwarzer Fluß, genannt S. 147), der auf dem südlichen Abfall des Quellengebirgs entspringend, anfangs ungefähr 40 lieues weit, gegen S. W. in einem Längenthale der Blauen Berge hinfließt, unter ungefähr 30½ S. die westliche Kette dieses Gebirgs durchbricht und nun gegen West seinen Weg fortsetzend, den Namen Sinku annimmt, bis er an der oben genannten Stelle mit dem Caledon sich vereinigend, den Namen Drange-Rivier erhält, der ihm jedoch auch auf vielen Karten schon in seinem oberen Laufe beigelegt wird. Der Namagari endlich fließt, auf dem nördlichen Abfall des Pofung seinen Ursprung nehmend, anfangs gegen Nord ab, wendet sich ungefähr unter 27½° S. und 28½° S. durch N. W. nach W. und erhält, nachdem er auf seiner linken Seite nach und nach verschiedene wasserreiche Ströme aufgenommen, ungefähr unter 27° S. und 26° S. den Namen Fal (holländisch Baal d. h. gelb, erdfahl), unter welcher Benennung er von nun an gegen S. W. dem Drange-Fluß zufließt, mit dem er sich in ungefähr 29° S. und 22½° S. unweit der Wesleyanischen Missionsstation Campbelsdorp vereinigt. Das von diesen Flüssen, vom Namagari und Fal gegen N. und N. W., vom Sinku und Drange-Fluß gegen S. und S. W. umschlossene, im Westen dem Malutis- und dem Pofung-Gebirge vorliegende Land bildet nach der Beschreibung unserer Reisenden eine fruchtbare, weidenreiche, wohlbewässerte Plateaulandschaft, in welcher jedoch, je weiter man sich gegen N. W. von den Gebirgen entfernt, der Boden sandiger und steriler und die Vegetation, besonders die Baumvegetation, seltener und ärmer wird. Die Flüsse, welche diese Gegend bewässern, sind, je wei-

ter sie sich von ihren Quellen und oberen Zuflüssen entfernen, immer mehr den Einflüssen des eigenthümlichen innerafrikanischen Klimas unterworfen, indem sie in der regnichten Jahreszeit reißende, die flachen Ufer weit übersießende Ströme bilden, in der trockenen Jahreszeit dagegen kaum die sandigen Flußbette allein auszufüllen im Stande sind. Näher dem Gebirge fließen diese Flüsse in engeren, zum Theil wohlbewaldeten und pittoresken Thälern, deren Anblick die Verf. oft an die Basses-Cévennes erinnerten, die sich öfters zu schönen, die Viehzucht sehr begünstigenden Wiesengründen erweitern und in welchen das Klima gesund und durchgehends angenehm ist, obwohl es in den Wintermonaten daselbst öfters friert und schneiet und heftige Hagelwetter, z. B. in Morijah selbst, nicht selten sind. Im Gebirge selbst, in den Malutis, ist der Winter zuweilen so strenge, daß im Freien sogar das Vieh und die Hirten mitunter erfrieren. In der Regel sind die Gipfel des Gebirges vier Monate lang, vom Mai bis August, mit Schnee bedeckt, vom Anfange October bis zu Ende Merz fallen im Gebirge sehr heftige Regen und während der beiden folgenden Monate ist es oft schweren Stürmen und furchtbaren Tromben ausgesetzt, welche es unbewohnbar machen. Sein östlicher Abfall jedoch, 'der eine Menge von Terrassen darbietet, welche stufenweise gegen die Ufer des Oceans niedriger werden' (S. 135), genießt eines milderen Klimas und hat auch eine manigfaltigere und kräftigere Vegetation, als der westliche Abfall, auf welchem jedoch auch prächtige Bäume vorkommen, unter denen unsere Reisenden am häufigsten eine schöne Varietät der *Cunonia Capensis* sahen, deren Stamm nicht weniger als 22 bis 30 Fuß Höhe hat. Auf beiden Abfällen der Malutiskette

wachsen *Olea Capensis*, *Euclea racemosa*, eine besondere Varietät von *Quercus Africana* und verschiedene Baumarten der gemäßigten Zone (S. 137). Zahlreiche Heerden von verschiedenen Antilopenarten bewohnen das Land im Osten und Westen der Gebirgskette, auch der *Hyrax Capensis*, dessen Fleisch den Eingebornen eine beliebte Speise und dessen Fell ein ausgezeichnetes Pelzwerk liefert, findet sich auf beiden Abfällen des Gebirgs, während der Elephant, die Giraffe, so wie das zweigehörnte Rhinoceros allein auf der Ostseite vorkommen.

Die geognostischen und hypsometrischen Nachrichten, welche die beiden Missionare über die von ihnen durchwanderte Gegend mittheilen, sind nur sehr unvollkommen und zum Theil selbst sehr unklar. Dennoch läßt sich aus den ersteren mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß im Gebirge selbst, vorzüglich aber in der demselben im Westen vorliegenden Hochebene, die für ganz Afrika so wichtige Kreideformation (vergl. z. B. für Südafrika Jahrg. 1837. St. 146 dieser Blätter) die Hauptrolle spielt, wie denn namentlich der so genannte Quadersandstein in den geognostischen und orographischen Schilderungen der Verff. nicht zu verkennen ist. In welchem Verhältniß aber diese Formation daselbst zu den gleichfalls öfters von den Verff. genannten abnormen Gebirgsgesteinen (Granite, Porphyre, basaltische Gesteine) und zu den hin und wieder beobachteten tertiären Ablagerungen stehen, ist eben so wenig ausfindig zu machen, wie die Stelle, welche den Steinkohlen anzuweisen sein mag, von denen die Verff. an verschiedenen Punkten sichere Anzeichen gefunden haben wollen. Die Verff. sprechen auch einmahl (S. 101) von einer Platina-Mine, doch geht aus der Nachricht über den Gebrauch, den die Eingebornen von der

gefundenen Substanz machen, deutlich hervor, daß dieselbe kein Platina sein kann. — Die absolute Höhe des Pofung, die ungefähr 12 N. Vieues Umfang haben soll, schätzen unsere Verff. zu 10,000 engl. Fuß und seine Erhebung über die umgebende Hochfläche zu 200 Toisen.

Das Pofung-Gebirge, schon so interessant wegen der vielen Flüsse, denen es ihren Ursprung gibt, verdient noch besonders die Aufmerksamkeit des Geographen als ein wahrscheinlicher wichtiger Paß vom östlichen Küstenlande zur inneren Hochterrasse. Als ein weniger gesondertes Massengebirge, des höchste Erhebung ein Plateau (*un plateau tapissé de la plus riche verdure* S. 143) bildet, auf welchem in geringer Entfernung von einander die Quellen bedeutender nach allen Richtungen abfließender Gewässer liegen, muß seine Uebersteigung von Ost nach West viel leichter erscheinen, als die des südlich davon gelegenen, in mehreren Parallelfetten von N. D. nach S. W. sich erstreckenden Malutisgebirges, dessen Unzugänglichkeit bisher für die Entwicklung der Ansiedelungen an der Küste von Natal (Victoria-Territorium) ein bedeutendes Hinderniß gewesen, indem diese Ansiedelungen nur durch ihre Verbindungen mit dem Inneren Bedeutung erhalten können. Auch haben in der That in neuerer Zeit die Zulus, der Kafferstamm, dessen Einfälle den Beschuanen- und Hottentotten-Stämmen zwischen dem Caledon und dem Namagari so verderblich geworden, durch die Communicationsstraße, welche sie sich über dies Gebirge von ihrer Residenz Mokokutlous (ungefähr 28 S. und $29\frac{1}{2}^{\circ}$ N.) aus nach den Wohnplätzen der Mantatis im Westen des Quellengebirges eröffnet haben, die Richtung angezeigt, welche die Colonisten von Cap Natal zur Uebersteigung derjenigen Gebirgsgürtel einzuschla-

gen haben, welche sie bisher von jeder Verbindung mit dem Inneren abzuschließen schienen.

Bei Aufzählung der geographischen Früchte der vorliegenden Reisebeschreibung dürfen wir die, freilich nur sehr kurzen, Nachrichten nicht unerwähnt lassen, welche die Verf. S. 374 ff. über die Fransche-Bergen mittheilen, einen Gebirgszug, welcher unweit Namagari in ungefähr $26\frac{1}{2}^{\circ}$ S. u. $27\frac{1}{2}^{\circ}$ N. aufsteigend, als regelmäßige Kette zuerst von S. W. nach N. D. läuft und nach der einstimmigen Aussage der Eingebornen weit ins Innere (wonach sie jedoch ihre anfängliche Richtung nicht behalten können) sich erstrecken. Unsere Reisenden, welche dies Gebirge (vielleicht mit der von Archbell im Jahre 1829 unter 27° S. überstiegenen Gebirgskette identisch) nur von weitem (auf ihrer Reise längs des südlichen Ufers des Namagari oder Fal) sahen, schätzen die Höhe desselben bei seinem Ursprunge zu 2000 Fuß über den umgebenden Boden und zu 4 bis 5000 F. über das Meer, und nach den Versicherungen der Eingebornen soll die Höhe gegen N. noch bedeutend zunehmen. Der Schnee bedeckt das Gebirge im August, und drei Monate später fallen in demselben heftige Regen. Alsdann grünt darin Alles auf das schönste, und es wimmelt darin von Antilopen, aber auch von Löwen und Hyänen. Verbürgter als diese gewiß sehr unzuverlässigen Nachrichten ist die von unseren Reisenden selbst beobachtete Thatsache, daß diese Fransche-Bergen nicht eine unmittelbare Fortsetzung der Malutis bilden, wie es auf unseren Karten angegeben wird. Unsere Verf. fanden im Gegentheil zwischen diesen beiden Gebirgen nur ein Plateauland mit hügelichter Oberfläche, welches sich, aber nur sehr unmerklich, gegen N. W. senkt und von wasserreichen, tief eingeschnittenen Flüssen (Namagari mit seinen

Nebenflüssen Enketuane, Lekua u. a.) durchschnitten wird (S. 261). Dieß ganze Land zwischen den Malutis und den Fransche-Bergen, welches uns hoffentlich bald genauer bekannt werden wird durch die fortgesetzten Untersuchungen der Missionare und durch die Expedition, welche kürzlich von der Cap-Colonie aus dahin abgegangen ist (Bullet. de la Soc. de Géogr. 1845. 1. p. 136), schildern unsere Missionare als reich an Wasser, fetten Weiden und Wild, jedoch gegenwärtig fast ganz entvölkert durch die neuerlichen grausamen inneren Kriege der verschiedenen Beschuanen- und Kafferstämme, über welche die Verff. sehr interessante und ausführliche Berichte mittheilen. Wir bedauern sehr auf diese wie auf die reichhaltigen ethnographischen Nachrichten der Verff., welche den größten und wichtigsten Theil der ganzen Reisebeschreibung ausmachen, hier nicht weiter eingehen zu können, weil die Auseinanderlegung der sehr complicierten Tribus-Verhältnisse dieser Gegenden uns viel zu weit führen würde. Nur das müssen wir hier im Allgemeinen noch bemerken, daß das Bild, welches die Verff. uns von dem socialen und sittlichen Zustande der von ihnen besuchten Völkerschaften entwerfen, ein gräßlich niederschlagendes ist, und daß sein Anblick auch den Gleichgültigsten mit schrecklicher Nothwendigkeit davon überzeugen muß, daß diese Völker vor gänzlichem moralischen und physischen Untergange allein die christliche Mission zu bewahren im Stande ist. Deshalb muß es uns um so mehr freuen, daß die französisch-protestantischen Missionare ihre schon nicht ohne Segen gebliebene Thätigkeit gerade diesen Gegenden zugewendet und, nicht abgeschreckt durch die im Verhältniß zur Arbeit allerdings nur gering zu nennenden Früchte, doch bereits einige feste Punkte unter den rohesten

143. St., den 6. September 1845. 1433

dieser Völker gewonnen haben, von denen aus ein fernerer segensreicher Fortschritt um so mehr zu hoffen steht, da die französischen Missionare bisher durch ihre Wesleyanischen Brüder, deren Missionen bereits bis zum Caledon vorgeschritten sind, überall die freundlichste Unterstützung und Behandlung gefunden haben. Gegenwärtig hat die Société des Missions évangéliques, außer der schon 1833 gegründeten von Morijah, schon sechs Stationen in Südafrika, nämlich Mekuatling, Motito, Beerseba, Bethulie, Thaba-Bossiu und Wagenmakersvalley, welche sich alle, die letzte einige Meilen von der Capstadt gelegene ausgenommen, auf der dem Buche beigegebenen Kartenskizze verzeichnet finden. — Schließlich müssen wir noch auf die sehr reichen linguistischen Nachrichten unserer Missionare und insbesondere auf das reichhaltige dem Buche angehängte Wörterbuch der Zula-, Sessuto- und Seroa-Sprachen aufmerksam machen, auch können wir nicht umhin, die überaus schöne Ausstattung des ganzen Werkes zu rühmen, welches durch das Comité de la Société des Missions évangéliques de Paris chez les peuples non chrétiens herausgegeben ist. Wappäus.

D o r p a t.

Druck von H. Laackmann 1844. Untersuchungen über krankhafte Zustände der Oberkieferhöhle. Von Dr G. F. B. Adelmann, Professor der Wundarznei. an der K. K. Hochschule zu Dorpat, Director der chir.-ophth. Klinik, K. Hofrath u. s. w. Mit 3 Taf. Abbild. 66 S. in Fol.

Vorstehende Schrift ist das Weihgeschenk, welches nach guter alter Sitte bei feierlichen Gelegenheiten eine Universität der andern widmet. Mit

ihr wünscht die Kaiserliche Hochschule zu Dorpat der Schwester und Nachbarin Königsberg zu der Feier des 29sten Augusts, als des Tages ihres dritten Säcularfestes, Glück. Die Schrift selbst enthält Andeutungen über einige Krankheiten der Highmorschöhle, welche der Verf. größtentheils seit einer Reihe von Jahren sowohl in fremden als in eigenen Kliniken und in der Privatpraxis zu beobachten und zu behandeln Gelegenheit hatte. Eine Monographie der Krankheiten dieser Höhle zu liefern, lag nicht im Plane, da dergleichen schon vielfältig genug vorhanden sind, wenn sie auch den Gegenstand noch nicht gänzlich erschöpft haben. Zudem, meint der Verf., ist es jetzt auch nicht an der Zeit dergleichen Schriften abzufassen, welche der Natur der Sache gemäß compilerisch ausfallen müßten, da die Physiologie und pathologische Anatomie in ihrer jetzigen Richtung der Kritik und exacter Beobachtung eigentlich mehr dahin zu wirken haben, destruktiv gegen eingebürgerte Irrthümer zu verfahren, als aus wenigen Erfahrungen neue Wahrheiten aufzubauen. Veranlassung selbst, gerade den gewählten Gegenstand zu bearbeiten, gab dem Verf. ein Fall, welchen er vor zwei Jahren in seiner Klinik behandelte. Ein 12jähriger Bauerknabe suchte am 24sten Febr. 1842 wegen einer Geschwulst des Gesichts Hilfe: diese von sehr bedeutendem Umfange nahm die ganze rechte Wange ein; der sich längst der Basis des Unterkiefers hinstreckende Rand war sehr beweglich, und konnte leicht emporgehoben werden, so daß sich gleich voraussagen ließ, daß die Geschwulst vom rechten Oberkieferbein, und zwar besonders von der Highmorschöhle ihre Entstehung nähme. Dabei hatte sich Exophthalmos gebildet,

in dessen Folge der seiner natürlichen Bedeckungen entblößte Augapfel allen äußerlichen Schädlichkeiten ausgesetzt, seine visuellen und trophischen Nervenverbindungen gezerrt wurden, woraus eine verschwärende Entzündung mit Auflockerung und Ernährungs-mangel entstehen mußte. Von der Hornhaut gewährte man nur noch ein Rudiment. Hob man die Nasenspitze in die Höhe, so sah man, wie auch im rechten Nasenloche ein Theil der Geschwulst durch die Oeffnung der Highmorschöhle in der Nasenwand des Oberkiefers bis zur Nasenscheidewand gedrungen war, und die Respiration durch die Nasenhöhle sehr erschwerte, wo nicht möglich machte. Auch die Mundhöhle war nicht von der Entstellung frei geblieben. Mit den Fingern fühlte man deutlich zwischen der Zahnreihe wieder die harte und gespannte Geschwulst, so wie sie unter den Weichtheilen der Wange sich entwickelt hatte. Der harte Gaumen war schon in seiner Mitte durchbohrt, der ganze Gaumentheil des Oberkiefers verschoben, und die Schleimhaut ebenfalls durch Druck resorbiert worden. Die Respiration war sehr erschwert und ging besonders durch den Mund vor sich, da das linke Nasenloch, wenn auch nicht ganz unwegsam, doch nur einen geringen Luftstrom zuließ. Der Kranke war abgemagert, sprach sehr undeutlich, so daß ihn nur seine daran gewöhnten Eltern verstehen konnten. Das Leiden selbst begann vor zwei Jahren, und hatte seit dieser Zeit die angegebene Höhe erreicht. Am 12ten März ward zur Operation geschritten, und zuerst die gemeinschaftliche Carotis unterbunden, wobei die zu scharfe Deschampsche Unterbindungsnadel die Carotis verlegt hatte, so daß ein Strahl arteriellen Blutes erschien. Schnell

wurde die Carotis unterhalb des M. omohyoideus comprimiert, das Zellgewebe zwischen dem Stiche und der Compressionsstelle gelöst, und eine neue Ligatur angezogen. Nun hörte zwar die pulsierende Blutung auf, aber es entfloß arterielles Blut aus der Stichwunde von Oben nach Unten. Es ward demnach auch oberhalb der Stichwunde eine Ligatur angelegt, worauf jede Blutung verschwand. Nach Vollendung dieser vorbereitenden Operation wurde ein Hautschnitt halbmondförmig vom Wangenfortsatze des Schläfebeines bis zum rechten Mundwinkel geführt, der dadurch gebildete Hautlappen nach Aufwärts präpariert. Der nach der Schläfeseite hinziehende Theil der Geschwulst konnte leicht unter der Haut herabgezogen werden, worauf sein dünner Stiel, durch welchen er mit der Oberkiefergeschwulst verbunden war, mit einem Messerzuge abgetrennt wurde. Die in der Highmorschöhle wuchernde Geschwulst wurde mit einem Haken gefaßt, nach Vorwärts und nach allen Seiten gezogen, um auf solche Weise an ihren Stiel zu gelangen. So nahe als möglich wurde dieser an der untern Orbitalplatte abgeschnitten, um vorerst die Höhle zu räumen, und dann erst einen weiteren Operationsplan zu entwerfen. Die innere Wandung der Highmorschöhle ward nun sichtbar, die vordere ward gänzlich durchbohrt: die untere Augenhöhlenplatte war nicht resorbiert, sondern auffallend genug nach Abwärts gedrückt, wodurch die Höhe der Highmorschöhle vermindert wurde. Da aber der Kranke sehr schwach und selbst kalt wurde, so konnte die Operation nicht weiter fortgesetzt werden. Am 14ten März, bis zu welchem Tage der Leidende sich wieder erholt hatte, ward zur Fortsetzung der Operation ge-

schritten, welche in zwei Abtheilungen ausgeführt werden mußte, wovon die erste die Geschwulst in der Augenhöhle, die zweite die der Nase und des Gaumens betraf. Zuerst ward der Augapfel extirpiert, worauf der Polyp in die Höhe gehoben, und mehr zerrend als schneidend aus der Augenhöhle gezogen wurde: denn nur an seinem Stiele, welcher durch die *fissura orbitalis superior* aus der Highmorschöhle hervor kam, mußte mit dem Messer nachgeholfen werden. Da die Communications-Öffnung zwischen der Highmors- und Nasenhöhle von der hier besonders harten Geschwulst verstopft war, so ließ sich nicht hoffen, den Polypen in der Nasenhöhle aus der schon entleerten Oberkieferhöhle herauszuziehen. Es blieb nur die Nasenhöhle übrig: der Verf. erweiterte sie, spaltete die Nasenknochen: allein die Härte der Geschwulst war so groß, daß eine Zange nicht faßte, sondern ein Muz. Haken angewendet werden mußte. Aber auch jetzt gelang es nur stückweise die Geschwulst zu entfernen besonders bei dem den Gaumen durchbohrenden Anhange, so daß diese Höhle frei wurde. Immer tiefer drang der Operateur in die Nasenhöhle ein, aber es erschien kein Ende der Geschwulst, bis der Operateur an die vordere Wand der Wirbelförpers des Halses anstieß. Hier hatte die Geschwulst schon den *Constrictor pharyngis* ergriffen und drückte auf den Stimmdeckel. Der Parasit mußte die ganze Schädelbasis zu seiner Ernährungsfläche genommen haben. Eine Radical-Operation war in diesem Falle unmöglich: die der Stimmrinne zunächst liegende Anschwellung wurde noch abgeschnitten und der Verband angelegt. Am 15ten März starb der Patient unter leichten Convulsionen. — Ein sehr genauer Sections-Bericht folgt

der Beschreibung der Operation, woraus ersichtlich, daß vor Allem die Knochen der afficierten Seite im höchsten Grade degeneriert, theils vermisdet, theils stellenweise resorbiert waren. So hatte der Processus frontal. oss. zygomat. noch die Dicke einer Linie, eben so. der Processus zygomat. oss. frontal., dessen Orbitalfläche in dieser Gegend auch nur noch die Dicke von Postpapier besitzt. Der Processus zygomat. oss. temp. ist, besonders an seiner Verbindungsstelle mit dem Jochbeine, so stark resorbiert, daß nur noch 1''' Knochensubstanz übrig bleibt. Der Processus palatinus des Oberkiefers ist auf beiden Seiten gleichmäßig zerstört, nicht minder sind es die Ossa palatina, so daß auch nicht mehr die geringste Spur derselben aufgefunden werden kann. Der Sinus frontalis rechter Seite ist sehr stark erweitert und in die linke Seite hineingedrängt. Der Nasenknochen und der Processus nasalis des Oberkiefers ist stark concav nach Auswärts gebogen, und wendet sich erst in der Gegend der Spina nasalis wieder nach Innen, wo die Resorption des Processus palatinus des Oberkiefers Statt gefunden hat. Die der Nasenhöhle zugekehrte Wand der Highmorshöhle bietet eine große Oeffnung dar, welche unten von dem Processus alveolaris, nach Aufwärts von den Ethmoidalzellen begrenzt wird. Von Vorne nach Hinten ist hingegen keine Grenze anzugeben, indem die Geschwulst, so weit sie nicht durch die Operation entfernt wurde, sich nach Hinten bis an den Pars basilaris des Os occip. und noch unter dieselbe erstreckt und die Corticalsubstanz dieses Knochens schon so zerstört hat, daß sie in die spongiöse Masse derselben überzugehen scheint, besonders mit einigen Stielen sich in die-

selbe hineinsenkt. Dies ist noch mehr der Fall an den Keilbeinzellen, bei deren leichter Durchdringbarkeit die Geschwulst schnell bis an die Hirnfläche des Keilbeinkörpers gerieth und dieselbe durch Druck so sehr zur Resorption brachte, daß in der Gegend der Sella turcica nur noch die dura mater die Grenze zwischen dem Gehirn und dem Tumor bildet. Aber auch nach der linken Seite erstreckt sich der Tumor, hinter der Spina nasalis beginnend, und nach Hinten bis zum foramen opticum mit freien Rändern gehend: nach Aufwärts längs der Pars basilaris des Hinterhauptbeins breitet sich sein Stiel aus in den Körper des Keilbeines, dessen Zellen ebenfalls, wie rechterseits, so durchbohrt sind, daß auch hier nur noch die harte Hirnhaut die Grenze zwischen Hirn- und Nasenhöhle ausmacht. Die Scheidewand der Nase bildet von der Nasenspitze an bis zum Vomer, wovon noch Rudimente da sind, eine durchaus homogene sehnige Wand, welche aber so stark an den Nasenfortsatz des Oberkiefers und an das Thränenbein angedrückt ist, daß man nur mit einem Scalpellstiele, in das linke Nasenloch eingeführt, etwas mehr nach einwärts dringen kann. Von Muscheln ist auch in dieser Nasenhöhle nichts zu bemerken. Die Communicationsöffnung zwischen Nasen- und linker Highmorschöhle zeigt eine ziemlich normale Weite, indem nur erst ein kleiner Arm des Polypen von der Länge von vier und der Breite zweier Linien sich in denselben hineinzusenken begann. Drei Abbildungen erläutern die sorgfältig gegebene Relation des Leichenbefunds. — An diesen Fall reiht der Verf. seine weiteren Untersuchungen über die Krankheiten der Highmorschöhle, und zwar betrachtet er: 1) die Entzündung der Schleimhaut derselben; 2) die Blennorrhoe der

Highmorshöhle; 3) die Balggeschwülste in derselben; 4) die Polypen; 5) Schwammauswüchse, Osteosarkome, Osteosteatome, Scirrhus und Krebs, Erostose des Oberkiefers; 6) fremde Körper. (Ein Fall, welchen Fr. Pauli in Landau in den medic. Heidelb. Annalen 1835. S. 296 mittheilt, hätte die von dem Verf. angeführten noch vermehren können. Eine 3 Zoll lange und $\frac{1}{2}$ Zoll breite Messerflinge ward aus dem Antr. Highmori gezogen, in welches sie bei einer Verwundung einge-
drungen und über ein Jahr befindlich war). Eine Tabelle nach Alter und Geschlecht ist der Aetiologie beigelegt, um auch der jetzt so beliebten numerischen Methode zu genügen. Endlich handelt der Vf. die Operationen an der Highmorshöhle ab, welche in der Eröffnung derselben, in der Einziehung eines Haarseiles durch dieselbe, in der Wegnahme des größten Theils des Oberkiefers, und in der Wegnahme der in der Oberkieferhöhle befindlichen Gewächse bestehen. Mit einer Uebersicht gänzlicher oder theilweiser Excisionen des Oberkiefers oder in dessen Höhle befindlicher Geschwülste schließt der Verfasser. — Wir erkennen den rühmlichen Fleiß und die Sorgfalt, welche der Verf. seinem Gegenstande auch in Beziehung auf die beigebrachte sehr reichhaltige Literatur gewidmet, nach Verdienst an, und wünschen ihm bei seinen weiteren Bestrebungen auf der mühevollen Bahn, welche er sich in fernem Lande als Lebensberuf gewählt, jegliches Glück und den besten Segen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 8. September 1845.

P a r i s.

Chez Firmin Didot Frères 1843. De la Production des Métaux précieux au Mexique, considérée dans ses Rapports avec la Géologie, la Métallurgie et l'Économie politique; par St. Clair Duport. VIII, XIII und 429 Seiten in Octav. Mit 5 Kupfertafeln.

Die vorliegende Arbeit schließt sich dem berühmten Werke von Alexander von Humboldt und der schätzbaren Schrift von Joseph Burkart über Mexico (s. diese Anz. v. J. 1837. S. 771 bis 798) auf eine würdige Weise an, indem sie eine lehrreiche Uebersicht von Allem gibt, was die Gewinnung von Gold und Silber in Mexico betrifft, und in vielen Stücken die früheren Mittheilungen über diesen Gegenstand ergänzt. Der Verfasser, welcher eine umfassende Bildung und eine vertraute Bekanntschaft mit dem Berg- und Hüttenwesen überhaupt, so wie mit den bergmännischen Hilfswissenschaften an den Tag legt, lebte seit 1826 beinahe ohne Unterbrechung in Mexico,

und wurde durch seine Verhältnisse in den Stand gesetzt, genaue Beobachtungen über das dortige Bergwerkswesen anzustellen und sichere Notizen über die Metallproduction in jenem Lande sich zu verschaffen. In einer gut geordneten und klaren Darstellung berührt der Verf. das schon von Anderen Mitgetheilte verhältnißmäßig kurz, und verweilt dagegen länger bei Gegenständen, über welche man in früheren Schriften weniger genaue und ausführliche Nachrichten findet.

Das erste Kapitel gibt eine gedrängte Uebersicht von der geologischen Beschaffenheit des Landes und von dem Bergbau. Auf die Gewinnung und Zugutemachung der Erze ist es in Mexico von bedeutendem Einfluß, daß bei einem großen Theil der Gänge das Ganze derselben in zwei bestimmt verschiedene Zonen zerfällt: in den oberen Theil, in welchem die Gangmasse im Zustande der Zersetzung sich befindet, und in den unteren, in welchem die Erze noch ihre ursprüngliche Beschaffenheit haben. Unter diesen sind für die Silbergewinnung die einfachen und zusammengesetzten Verbindungen dieses Metalles mit dem Schwefel, nebst dem gediegenen Silber von größter Wichtigkeit, wogegen die Gewinnung aus dem Bleiglanze von geringem Belange ist. Da das Schwefelsilber, der Bleiglanz und die oft mit einbrechende Zinkblende der Gangmasse eine dunkle Färbung ertheilen, so werden von dem mexicanischen Bergmann die in größerer Tiefe vorhandenen Erze, negros, die in oberer Tiefe sich findenden, durch Eisenoryd gewöhnlich roth gefärbten, colorados genannt. In diesen ist das Silber besonders als Chlor-, zuweilen auch als Bromsilber enthalten, und andere Metalle kommen darin theils als Oxyde, theils als Salze, zumahl als schwefelsaure und kohlensaure

vor. Diese im zersehten Zustande befindliche Gangmasse gestattet nicht allein wegen ihres Vorkommens in oberer Teufe und wegen ihrer Lockerheit eine weit leichtere Gewinnung, sondern ist auch vortheilhafter zu Gute zu machen, als die aus sogenannten schwarzen Erzen bestehende, aus welchen indessen nach dem Verf. etwa $\frac{2}{3}$ von dem in Mexico producierten Silber erfolgen. Das Vorkommen des Chlors und Broms, und nach der Entdeckung del Rio's, auch des Jods, in Verbindung mit Silber in der oberen Teufe der mexicanischen Gänge ist eine besonders beachtungswerthe Erscheinung, da man jene Stoffe nothwendig als von Außen eingedrungene betrachten muß. Diese Umwandlung des gediegenen Silbers in Chlor- und Bromsilber ist nach einem großen Maßstabe der merkwürdigen Erscheinung analog, welche Hr Münzmeister Brühl zu Hannover an alten Silbermünzen beobachtet hat (s. diese Anz. v. J. 1843. S. 1292). Uebrigens ist die Bildung jener Verbindungen in oberen Gangteufen nicht auf Mexico beschränkt. Schon vor vielen Jahren fand Referent in der sehr veränderten, durch verschiedene merkwürdige Zersehtungsproducte ausgezeichneten Masse des oberen Theils des Neufanger Ganges zu St. Andreasberg am Harz Chlorsilber auf, und neuerlich hat Berthier in den Erzen von Huelgoet in Bretagne, die viel Chlorsilber enthalten, auch Bromsilber nachgewiesen. Besonders ausgezeichnet ist nach den Mittheilungen von D o m e y k o das Vorkommen von Chlor- und Bromsilber in den Silbergruben von Copiapo in Chile, wo diese Verbindungen ebenfalls nur in den oberen Theilen der Gänge sich finden; und von demselben ist neuerlich auch Jodsilber auf einem Gange in der Porphyrrformation des Berges de los Algodones südlich von Arqueros in Chile

entdeckt worden. — Von dem Betriebe des mexicanischen Bergbaues, der dem deutschen Bergmanne nichts Nachahmungswürdiges darbietet, hat Burkart ausführlichere Nachrichten mitgetheilt; und was die in Mexico geltenden Berggesetze betrifft, von welchen Hr St. Clair Duport eine kurze Uebersicht gegeben hat, so sind auch diese in Deutschland durch die von Nöggerath und Pauls gelieferte Uebersetzung der Reales ordenanzas para la direccion, régimen y gobierno del importante cuerpo de la mineria de nueva-españa, y de su real tribunal general, bereits vollständig bekannt.

Das zweite Kapitel ist den metallurgischen Processen gewidmet. Der Verf. beschreibt die Arbeiten der mechanischen Aufbereitung der Erze und ihrer Röstung, die Schmelzprocesse, so wie die Arbeiten der Amalgamation, und theilt interessante Bemerkungen in Beziehung auf die Theorie der letzteren mit. Die Verschmelzung der Erze ist im Wesentlichen gegenwärtig noch dieselbe, wie sie vor dreihundert Jahren von den Spaniern in Mexico zuerst eingeführt worden. Man wendet dazu niedrige Krummöfen, so genannte castilianische Defen an, und bedient sich zur Cupellation theils des Treibofens (vaso) mit einem aus Asche und Thon geschlagenen Herde, den man nicht bei jedem Proceß erneuert, sondern mehrere Monate lang gebraucht, theils anderer Vorrichtungen (Galeme und Chacuaco), die in Beziehung auf Brennmaterial-Aufwand und Bleiverbrand noch unvortheilhafter sind, als die an den mehrsten Orten unvollkommen construierten Treiböfen. Reinere Silbererze werden hin und wieder durch Eintränkung in Blei (cebar sobre baño de plomo) auf einem aus Asche und Thon geschlagenen Herde (ñulla) und

darauf folgende Cupellation zu Gute gemacht. Man kann nach dem Verf. annehmen, daß nur etwa $\frac{1}{10}$ von allem in einem Jahre producierten Silber durch den Schmelzproceß ausgebracht wird, wogegen man die übrige Quantität durch Hilfe der Amalgamation gewinnt, welche seit 1557 in Mexico mit Quecksilber von Almaden in Spanien betrieben wird. Das eigenthümliche, von der europäischen Amalgamation wesentlich verschiedene Verfahren hat seit der Einführung desselben keine Abänderungen erlitten, wenn man die seltenere Anwendung eines Kalkzusatzes und die an vielen Punkten üblich gewordene Anwendung von Pferden und Maulthieren statt der Menschen bei dem Durchtreten der Erzhausen ausnimmt. Die mexicanische Amalgamation ist bekanntlich durch Sonnenschild weitläufig beschrieben und als eine sehr vollkommene gepriesen worden. In einem solchen Lichte erscheint sie nun freilich nach dem was das vorliegende Werk darüber enthält, nicht. Es geht daraus hervor, daß, wie schon Karsten in dem System der Metallurgie bemerkt hat, der Proceß einen großen Zeitaufwand erfordert, zu überaus reichen Rückständen Anlaß gibt, und mit einem übermäßig großen Quecksilberverlust verknüpft ist. Der Verf. zeigt, daß die Quantität von Silber, welche bei der gewöhnlichen kalten Amalgamation (*beneficio de patio*) zurückbleibt, in sehr vielen Fällen 40 Procent des durch docimastische Versuche in den Erzen gefundenen Silbergehaltes beträgt. Zu Guanajuato beläuft sich nach seinen Untersuchungen der Silberverlust auf 10 Procent, zu Fresnillo auf 28 Procent und zu Beta grande (*Zacatecas*) auf 35 bis 40 Procent. Die Rückstände werden zwar verwaschen und einer neuen Amalgamation unterworfen; aber bei der großen Zerthei-

lung, in welcher sich die Erze nach der ersten Operation befinden, wird bei dem Verwaschen der größte Theil des Silbers durch das Wasser fortgeführt. Hr St. Clair Dupont hatte Gelegenheit, in dem Archive des zu Mexico von Cortez gegründeten Jesus-Hospitals Notizen über die Resultate der in den Jahren von 1570 bis 1585 bei den Gruben von Tasco betriebenen Amalgamation zu extrahieren, woraus sich ergibt: daß das gewonnene Silberquantum sich zur Quantität der Erze verhielt wie 16 : 10000, und daß der Quecksilberverlust 12 Unzen auf die Mark ausgebrachten Silbers betrug. Nach dem Verf. stimmen diese Verhältnisse mit den Erfolgen bei der jetzigen Arbeit ziemlich nahe überein. In einem im J. 1836 von der mexicanischen Bergwerksdirection an die Deputiertencammer erstatteten Bericht wurde der Quecksilberverlust zu einem Pfunde auf die Mark Silber angegeben, welches dem Verf. etwas zu hoch zu sein scheint. Er glaubt, daß man sich von der Wahrheit nicht weit entferne, wenn man den Quecksilberverlust bei der Amalgamation, wie sie zu Fresnillo und Guadalupe y Salvo betrieben wird, zu 13 Unzen auf die Mark Silber annimmt. Daß die mexicanische Amalgamation sehr wenig Brennmaterial erfordert, welches dort überaus hoch zu stehen kommt, ist der Hauptgrund, daß man den großen Quecksilberverlust nicht achtet und ohne Zweifel die alte Methode so lange beibehalten wird, bis es vielleicht einmahl gelingt, Mittel aufzufinden, wodurch an Quecksilber gespart werden kann.

Das dritte Kapitel handelt von den auf den Bergwerksproducten ruhenden Abgaben, von dem Verfahren bei dem Probieren der edlen Metalle und der Münzen, von der Goldscheidung, von dem Münzwesen, von der Production im J. 1841 und

von der Exportation. So lange die Gewinnung und Zugutemachung der Minern dauert, bekümmert sich das mexicanische Gouvernement um die Producte der von Privatpersonen und Gesellschaften betriebenen Bergwerke gar nicht; aber sobald Gold und Silber dargestellt sind, beginnt die Intervention desselben. Die Verwandlung der Metalle in Barren, die Probirung ihres Gehaltes, die Scheidung von Gold und Silber, die Ausmünzung und Exportation sind der Aufsicht des Gouvernements unterworfen. Diese verschiedenen Gegenstände werden von dem Verfasser in der angegebenen Reihenfolge beleuchtet. Referent muß sich darauf beschränken, von den vielen interessanten Mittheilungen, welche dieses Kapitel enthält, Folgendes auszuheben. Da im J. 1841 die Ausfuhr von Barren nicht erlaubt war, so kommen die officiellen Angaben von der Gold- und Silberproduction in diesem Jahre der Wahrheit näher, als die aus früheren Zeiten. Es wurden 1841 gemünzt: 2,000,000 Piafter in Gold und 16,000,000 Piafter in Silber. Man kann nach dem Verfasser annehmen, daß von dieser Summe etwa 13,000,000 Piafter nach England und den englischen Besitzungen, 1,000,000 Piafter nach China und den Häfen von Südamerika, und 4,000,000 nach den vereinigten Staaten von Nordamerika, nach Frankreich, Deutschland, Spanien und anderen europäischen Ländern exportiert worden.

Das vierte Kapitel enthält specielle Nachrichten von den wichtigsten Bergwerks-Districten, namentlich von Guanajuato, Zacatecas, Fresnillo, Gatorce, Guadalupe y Calvo, Tasco, Ramos, Sombrerete, Nieves, Charcas, Angeles, la Blanca, Djo caliente.

Das fünfte Kapitel, welches von den Kosten und den muthmaßlichen Veränderungen in der Production handelt, enthält zugleich Andeutungen, auf welche Weise der Betrieb des Bergbaues und die Verfahrungsarten bei der Zugutemachung der Erze in Mexico zu verbessern sein dürften. Obgleich die dort üblichen Schmelzprocesse großer Vollkommenheiten fähig sind, so wird man sich ihrer doch bei dem hohen Preise des Brennmaterials, und bei der Schwierigkeit, die bewegende Kraft für das Gebläse zu erlangen, immer nur in beschränkter Maße, und nur bei reicheren Erzen bedienen können. Bei dem gewöhnlichen Gehalte der Erze von 0,0015 bis 0,0020 bleibt die Amalgamation für jetzt das einzige Mittel, um ihre Zugutemachung mit Vortheil zu betreiben. Dieser hat sich aber durch die Erhöhung des Preises des Quecksilbers gegen frühere Zeiten sehr vermindert. Wenn vormahls der Hof von Madrid dem mexicanischen Bergbau das Quecksilber von Almaden zu 42 Piafter 36 für den span. Centner (46 Kilogr.) lieferte, so wird gegenwärtig der Centner mit 130 Piafter bezahlt. Das Quecksilber ist, wie der Vf. bemerkt, das einzige Band, welches der Zerreißung der commerciellen Verhältnisse zwischen Mexico und Spanien widerstanden hat; und die durch die Erhöhung des Preises dieses Metalles bewirkte Mehrausgabe, kommt beinahe dem Betrage der Abgaben gleich, mit welchen vormahls die mexicanische Gold- und Silberproduction belegt war, und die in den spanischen Schatz flossen.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. 146. Stück.

Den 11. September 1845.

Paris.

Schluß der Anzeige: 'De la Production des Métaux précieux au Mexique, considérée dans ses Rapports avec la Géologie, la Métallurgie et l'Économie politique; par St. Clair Duport.'

Mexico besitzt selbst an manchen Puncten Quecksilbererze, und man muß sich mit Recht darüber wundern, daß man dort nicht schon längst ernstlicher sich bemühet hat, solche zu benutzen. Nach den neuesten dem Referenten zugekommenen Nachrichten, geht man jetzt in Mexico damit um, eine Quecksilbergewinnung einzuleiten. Am erwünschtesten würde es freilich sein, wenn ein Verfahren der Gold- und Silbergewinnung ausfindig gemacht werden könnte, wobei, ohne einen bedeutenden Aufwand von Brennmaterial in Anspruch zu nehmen, das Quecksilber entbehrlich gemacht, oder doch wenigstens der Verlust desselben vermindert würde. In letzterer Beziehung hat der Verf. Beachtung verdienende Vorschläge ertheilt. Auch hält derselbe es nicht für unmöglich, daß die von

Becquerel angegebene, und mit einer Quantität von 4000 Kilogr. mexicanischer Erze versuchte Entsilberungsmethode auf elektro-chemischem Wege, im Großen mit Vortheil auszuführen sei. Vielleicht eröffnet das im Mannsfeldischen neuerlich erfundene Verfahren der Entsilberung des Kupfersteins, auch für Mexico künftig eine Aussicht, die Amalgamation entbehrlich zu machen, oder wenigstens zu beschränken.

Die fünf Kupfertafeln, welche den Werth dieses trefflichen und äußerst interessanten Werkes erhöhen, enthalten eine Zeichnung von dem neuen großen Amalgamierwerke zu Fresnillo, Darstellungen der verschiedenen Apparate bei der mexicanischen Amalgamation, einen Profilriß von den Gruben zu Guadalupe y Calvo, und eine Karte von den wichtigsten mexicanischen Bergwerks-Districten.

P a r i s.

1843. Cours d'économie politique par M. P. Rossi, membre de l'institut, professeur du droit constitutionnel à la faculté de droit à Paris etc. 2ème édition (1ère édition 1839). II Voll. 464 und 448 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser Schrift, bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Criminalisten und Staatsrechtslehrer in Frankreich *), hat ein vielbewegtes, wechselvolles Leben geführt. Geboren 1787 zu Carrara, war er in der Zeit des Königreiches Stalien als practischer Jurist und Professor der Rechte zu Bologna thätig. Schon in dieser Periode scheint er der Gesinnung nach mehr Franzose, als Italiäner gewesen zu sein, und trug deshalb 1815

*) Traité du droit pénal. III Voll. 1829. Cours du droit constitutionnel. 1836.

kein Bedenken, sich von Murat als Civilcommissär in den von ihm besetzten drei Legationen brauchen zu lassen. Nach Murats Sturze flüchtete er nach Genf, wo er durch Vorlesungen und schriftstellerische Arbeiten in kurzer Zeit großen Beifall erhielt, so daß er 1819 zum Professor des Criminalrechts ernannt, später selbst in den großen Rath und zum Gesandten auf der Tagsatzung erwählt wurde. Mit seinen Collegen an der Akademie gerieth er übrigens bald in unangenehme Spannung: er widersetzte sich nämlich mit großem Eifer, oft mit beißendem Witz der unter Decandolles Führung entschieden vorherrschenden Partei der Realisten, welche von humanen Wissenschaften Nichts hören mochte. Diese Streitigkeiten verbitterten ihm seinen Genfer Aufenthalt. Längst hatte er, namentlich in der Zeitschrift *Fédéral*, die Ansichten Guizots und Broglies zu den seinigen gemacht, und es gelang diesen Männern deshalb, als Rossi in einer diplomatischen Mission nach Paris kam, ihn für den Lehrstuhl der politischen Deconomie am Collège Royal de France an J. B. Sais Stalle zu gewinnen. Anfangs hatte er hier, als Schützling der doctrinären Minister, mit allerlei Unannehmlichkeiten zu kämpfen, lärmenden Störungen im Vortrage &c. Doch nicht auf die Dauer. Er ist nachmahls an die Rechtsfacultät als Professor des constitutionellen Rechts versetzt; 1839 zum Pair von Frankreich ernannt worden. In diesem Augenblicke nimmt seine diplomatische Mission an die römische Curie das öffentliche Interesse bedeutend in Anspruch. — Man wird schon hiernach erwarten können, daß Rossi ein 'Vermittler der Extreme' zu sein wünscht *): ein gemäßigter Freund

*) *Théorie mixte* in seinem Criminalrechte.

constitutioneller Formen, aber doch zugleich Anhänger starker Regierungsgewalt; für einen Practiker etwas doctrinär, für einen Theoretiker nicht übermäßig gelehrt; dabei vielseitig, gewandt, billigdenkend, in der Form nicht ohne Anmuth.

Die heutige französische Nationalökonomie theilt sich, gerade wie die deutsche und einigermassen auch die englische, in zwei große Hälften: Anhänger und Gegner der Ad. Smithischen Schule. Unter den Letzteren gibt es wiederum drei Hauptgruppen, die weiter Nichts mit einander gemein haben, als die Opposition gegen die herrschende Smithische Richtung. Zuerst die Nationalisten, welche den bei Smith, viel mehr noch bei J. B. Say, allzusehr vernachlässigten Begriffen Staat, Volk &c. in der politischen Deconomie wieder ihr Recht verschaffen wollen. Ihr merklichstes Kennzeichen ist die Vertheidigung der Schutzzölle. Einen literarischen Anführer von der großen Bedeutung, wie unser List, hat diese Schule in Frankreich nicht. Dagegen huldigen ihr sowohl die einflussreichsten Practiker, als die wichtigeren Zeitschriften fast ohne Ausnahme. Also in so fern gerade umgekehrt, als in Deutschland; wie denn überhaupt, bei der Mangelhaftigkeit des französischen Universitätswesens, die dortige Staatspraxis viel weniger von der Theorie gebildet wird, als bei uns. — Sodann die Conservativen, um nicht Reactionärs zu sagen, welche bei jeder Gelegenheit die Abschaffung der mittelalterlichen Wirthschaftsinstitute, wozu Ad. Smith so mächtig beigetragen hat, beklagen. Sie dringen auf Beschränkung der Gewerbefreiheit, der Bodenmobilisierung, der vorherrschenden Geldwirthschaft, der freien Concurrenz überhaupt. Diese Richtung hat ihren trefflichsten und zugleich gemäßigtsten Vertreter vor

145. 146. St., den 11. September 1845. 1453

Kurzem in Sismondi verloren. Gegenwärtig dürste, wenn wir die Ultraß unbeachtet lassen, Villeneuve-Bargemont an ihrer Spitze stehen. — Endlich die Socialisten. Sie gehen gleichfalls von den Schattenseiten der durch Ad. Smith vertretenen höheren Wirthschaftsstufen aus, und wollen zur Abhilfe die bisherigen Grundlagen der socialen Welt radical umgestalten. Gütergemeinschaft und Weibergemeinschaft ist das letzte Ziel, dem sie, bewußt oder unbewußt, consequent oder inconsequent zustreben, im schroffen Gegensatze des von ihnen so hart verflagten 'Individualismus.'

Nach ihren Hauptumrissen, wie gesagt, läßt sich diese Schilderung auch auf Deutschland anwenden. Jedoch ist das Verhältniß der Schulen unter sich hier ein wesentlich anderes. In wie ferne dies von den Nationalisten gilt, habe ich schon erörtert. Die conservative Schule hat in Deutschland bei Weitem nicht die Ausbildung und den Anflang gefunden, wie in Frankreich. Dies erscheint auffallend, wenn man die ungeheure und tiefbegründete Macht bedenkt, welche die conservativen Interessen bei uns im Staate besitzen. Allein gerade dieser Umstand könnte die Ursache sein: die mittelalterlichen Wirthschaftsinstitute sind bei uns noch längst nicht alle abgeschafft, die Ansichten der Smithischen Schule noch längst nicht alle durchgeführt, daher von einer Uebertreibung derselben, die nun durch eine entgegengesetzte Uebertreibung auf die rechte Mitte zurückgebracht werden müßte, kaum die Rede sein kann. Auch die socialistische Schule, die in Frankreich so viele und bedeutende Jünger findet (vor Allen jetzt Considerant), die so gewaltig in das ganze dortige Volksbewußtsein eingreift, hat es bei uns nur zu wenigen und geringfügigen Nachah-

mungen bringen können *). Unser Vaterland ist Gottlob von den vornehmsten Elementen, auf denen der Socialismus beruhet, Geldoligarchie, Proletariat, übergroße Fabrikstädte, politischer, religiöser und moralischer Skepticismus der niederen Classen, noch ziemlich frei geblieben. — Dagegen steht die Schule Ad. Smiths bei uns Deutschen nicht bloß factisch noch in weit größerer Achtung, als bei den Franzosen, sondern sie verdient diese Achtung auch durch das ungleich frischere und selbständigere Leben, das ihr einwohnt. Während die heutigen französischen Anhänger des großen Schotten fast nur auf dem von ihm selber längst Gewonnenen ausruhen, hat er in Deutschland wirkliche Fortseher gefunden, sowohl nach der allgemein theoretischen Seite hin, als nach der speciell practischen. Ich gedenke namentlich der trefflichen süddeutschen Triumvirn, Rau, Hermann und Nebenius.

Die französischen Smithianer, deren vornehmstes Organ die Zeitschrift von Foelix, pflegen als ihr gegenwärtiges Haupt den Verf. unsers Buches zu betrachten. Pellegrino Rossi gilt als der eigentliche Nachfolger von J. B. Say: nicht bloß auf dem akademischen Lehrstuhle, sondern eben so wohl auch in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Er hat seinen Ad. Smith, Ricardo, Malthus, J. B. Say fleißig studiert und in hohem Grade klar verstanden; er ist eben deshalb auch wohl geeignet, die Theorie dieser Männer Andern, selbst Anfängern, klar zu machen. Besonders freuet es ihn, wenn er Misverständnisse unter seinen Lehrern selbst aufhellen und berichtigen

*) Die Stromeyerschen Arbeiten z. B. sind weiter Nichts, als Fourierismus, wovon die ärgsten Extravaganzen, die meistens auch gar keinen wirthschaftlichen Charakter besitzen, ausgeschieden worden.

gen kann. Er verfährt dabei mit einer Unparteilichkeit, die bei einem Franzosen doppelt anzuerkennen ist; indem er z. B. andeutet, daß sich Say gegen mehrere Wahrheiten, die ihm von jenseits des Canales herüberkamen, bloß darum gesperrt habe, weil er sie nicht selber gefunden.

So hat u. A. Say die Ricardosche Theorie von der Grundrente in ihrer eigentlichen Bedeutung offenbar mißverstanden. Zum Theil allerdings durch Schuld von Ricardo selbst, welcher für seine großartigen Entdeckungen selten die passendste Formel zu geben wußte. Ricardo führt bekanntlich das Beispiel eines neubevölkerten Landes an, um seine Grundsätze dabei deutlich zu machen. Der Boden zweiter Qualität wird hier erst in Anspruch genommen, wenn der erster Qualität gänzlich besetzt ist u. s. w. Der schlechteste Boden nun, welcher zur Zeit doch bebaut werden muß, um den Gesamtbedarf zu befriedigen, trägt keine Rente, sondern ersetzt im Preise seiner Erzeugnisse nur den zur Hervorbringung derselben nothwendigen Arbeits- und Kapitalsaufwand. Der bessere Boden liefert auch Rente, und zwar um so mehr, je mehr er producirt bei Anwendung derselben Kapitals- und Arbeitskräfte. Say meint diese Theorie damit zu widerlegen, daß er nachweist, es gebe gar kein Land, zum Ackerbau benutzt, welches gleichwohl keine Rente trüge. Ricardo hatte dieß behauptet, und damit allerdings die Statistik verlegt. Allein Rossi erörtert sehr gut, wie die Ricardoschen Resultate selbst durch diesen Irrthum nicht im mindesten wankend werden. Statt verschiedener Bodenarten zu gedenken, führt er das Gesetz an den verschiedenen Kapitalverwendungen durch, welche nacheinander auf denselben Boden gemacht sind. Gesezt z. B. ein Pächter wendet 10,000 Franken

auf die Bestellung eines Grundstückes, und erzielt damit 100 Hektoliter Getreide. Soll diese Production nachhaltig fortgesetzt werden, so muß ihm natürlich der Preis der 100 Hektoliter seine Auslagen nebst dem landesüblichen Unternehmergewinne wieder ersetzen. Nun steigt die Bevölkerung. Der vermehrte Bedarf veranlaßt den Pächter, ein zweites Capital von 10,000 Fr. in sein Geschäft zu stecken. Dieß wird begreiflicher Weise absolut minder einträglich sein *), als das erste, vielleicht statt neuer 100 Hekt. nur davon 80 zu Wege bringen. Doch aber werden diese 80 Hekt. eben so viel kosten, wie früher die 100, weil sie denselben Productionsaufwand zu decken haben: widrigenfalls der Markt nicht auf die Dauer nach Bedarf versehen würde. Da nun aber alles Korn von gleicher Güte auf demselben Markte dieselben Durchschnittspreise haben muß, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Gewinnungskosten, die ja den Consumenten nicht kümmern; so muß jetzt in dem Gesamtuntertrage der 180 Hekt. ein Ueberschuß von 20 Hekt. über die Capitals- und Arbeitskosten zc. enthalten sein, den der Grundeigenthümer als neuentstandene Rente oder Vermehrung derselben, wenn früher schon eine vorhanden war, fordern kann. Steigt die Bevölkerung und Nachfrage abermahl, so daß wieder neue 10,000 Fr. auf den Boden verwendet werden, die alsdann aber nur einen Ertragszuwachs von vielleicht 60 Hekt. abwerfen, so wird die Rente von der Gesamtmasse der 240 Hekt. = 60 Hekt. sein u. s. w., u. s. w. — Diese Argumentation ist

*) Wenigstens von einem gewissen Punkte an, der sich im Allgemeinen freilich nicht bestimmen läßt. Es müßte sonst möglich sein, durch Anwendung unendlich vieler Arbeit, unendlich vielen Saatkorns, Düngers zc. auf einem Morgen Land für die ganze Menschheit Korn zu erzielen.

145.146. St., den 11. September 1845. 1457

allgemeiner gültig, als die von Ricardo selbst. Jedoch bemerke ich, daß in Bezug auf neubewohnte Länder, in welchen noch guter herrenloser Boden existiert, auch die letztere vollkommen brauchbar ist. Wenn Rossi tiefer unten (Vol. II. p. 20 ff.) behauptet, der Reinertrag des Bodens und die Grundrente seien wesentlich verschiedene Dinge, so widerspricht er damit offenbar seinen eigenen Grundsätzen. Da es nur drei Productionsfactoren gibt, Naturkraft, Arbeit und Capital, so kann es außer der Rente, dem Lohne und Zinse auch keinen vierten Einkommenszweig von coordinierter Bedeutung geben. Rossi beruft sich auf neucolonisierte Länder, wo der Boden einen sehr hohen Ertrag abwirft, und an Grundrente gleichwohl nicht zu denken ist; er vergißt aber dabei, daß überall, wo die Grundrente niedrig steht, Zinsfuß und Arbeitslohn, oder wenigstens einer von beiden, hoch stehen müssen.

Dem Malthusischen Gesetze der Volksvermehrung gegenüber, hat sich eine weit verbreitete Opposition vornehmlich an die Formel gehalten, daß die Bevölkerung in geometrischer Progression zu wachsen strebe, die Menge der Nahrungsmittel nur in arithmetischer. Man hat dagegen bekanntlich eingewandt, dieser Satz ermangele jedes strengen Beweises; es sei nicht abzusehen, warum sich die Thiere, also ein Hauptbestandtheil der menschlichen Nahrung, nicht eben sowohl in geometrischer Progression vermehren sollten, wie die Menschen &c. Allerdings rührt jene Formel, jener ungenaue Ausdruck von Malthus her. Allein man glaube nur ja nicht, daß mit deren Beseitigung irgend ein Grundstein des Malthusischen Systems hinweggezogen werde. Man kann sie vollkommen preisgeben, ohne doch irgend eine wichtigere Schlussol-

gerung von Malthus mitzuverlieren. Auch hier legt Rossi mit Geschick seine Feile an. So viel, sagt er, ist gewiß, wenn die menschliche Fortpflanzung ungehindert wirken kann, so muß der absolute Zuwachs ein von Periode zu Periode steigender sein. Sollen dagegen die Nahrungsmittel, d. h. die Producte der Landwirthschaft, vermehrt werden, so muß man im Laufe der Zeit entweder zu immer schlechterm Boden seine Zuflucht nehmen, der also immer weniger lohnt, oder immer mehr Capitalien und Arbeiten auf denselben Boden verwenden, deren Einträglichkeit sich dann absolut auch vermindert. Hier folglich eine abnehmende, dort eine zunehmende Reihe des Zuwachses, mögen die Progressionsverhältnisse nun auch immerhin nicht genau dort arithmetisch, hier geometrisch sein.

In Bezug auf die vielfach, namentlich zwischen Malthus und Say, bestrittene Frage, ob eine allgemeine Zuvielproduction, ein general glut möglich sei, unterscheidet unser Verfasser sehr richtig die reine und die angewandte politische Oeconomie. Auf dem ersteren Gebiete gibt er Say unbedingt Recht, es könne niemahls allgemein, d. h. zugleich an allen Orten und in allen Waarengattungen, zu viel angeboten, also producirt werden. Denn jedes Angebot setze von selbst schon eine Nachfrage voraus. Angebot und Nachfrage seien weiter Nichts, als verschiedene Seiten einer und derselben Handlung. Dahingegen muß er dem Malthus wieder zugeben, daß in der Wirklichkeit die Geseze, Zollsysteme &c. der verschiedenen Staaten, die Sitten, Nationalgefühle &c. der verschiedenen Völker, und tausend ähnliche Dinge recht wohl den Ueberfluß des einen Marktes verhindern können, sich mit dem Mangel des andern ins Niveau zu setzen. — Rossi hätte zu Malthus Gun-

145. 146. St., den 11. September 1845. 1459

sten immerhin noch mehr sagen dürfen. Wäre selbst der ganze Erdkreis ein einziges großes Zollsystem, so würden doch schon die Transportkosten der reinen Say'schen Théorie des débouchés mindestens eben solche Hindernisse in den Weg legen, wie die Friction, der Widerstand der Luft &c. den Gesetzen der reinen Mathematik. Wenn Malthus lehrt, daß mit der Fähigkeit der einen Hälfte der Menschen, die Producte der anderen einzutauschen, durchaus noch nicht immer der Wille gegeben ist, dies wirklich zu thun, und sich dabei vornehmlich auf die Langsamkeit beruft, mit welcher ganze Nationen ihre Bedürfnisse ändern oder vermehren: so mache ich daneben noch auf die Wirkungen aufmerksam, welche eine jede bedeutende Verminderung der Circulationsmittel haben muß. Man denke sich einen Markt, welcher seinen Verkehr bis dahin mit 1000 Millionen Gulden vermittelte. Durch irgend welche Umstände, vielleicht eine bedeutende Entwerthung des Papiergeldes, sinkt diese Circulationsmasse auf 500 Millionen herab, so wird auf der Stelle, weil man sich vom Tauschhandel meist entwöhnt hat, die Hälfte aller Angebote nicht mehr den entsprechenden Nachfragen begegnen können. Nach einiger Zeit freilich hilft sich der Verkehr schon selbst: entweder wird die Masse der Umlaufsmittel durch neues Prägen, neue Papieremissionen, Zufuhr edler Metalle von fremdher wieder auf die frühere Höhe emporgehoben, oder die Waarenpreise sinken. Aber, wie gesagt, alles Dergleichen erfordert Zeit, und bis dahin kann es wirklich zugleich allen Waaren an Absatz fehlen. Auch liegt in der reinen Theorie durchaus kein Grund, weshalb sich ein solcher Glut nicht auf alle Länder der Erde zugleich erstrecken könnte.

Auf solche, immer dankenswerthe, aber nur kleine

Ausbeßerungen an dem alten, tiefgefahrenen Gleise der Smithischen Doctrin beschränkt sich übrigens das selbständige Verdienst Roffis beinahe gänzlich. Wenn er selbst eine angewandte Staatswirthschaft von der reinen unterscheidet, so ist in seinem Werke mit wenig Ausnahmen bloß die letztere behandelt: d. h. also die allgemeinsten Grundbegriffe und Grundgesetze, so allgemein, daß sie mit Volk, Staat, Culturstufe, überhaupt den 'Umständen' aller Art noch gar Nichts zu schaffen haben. Niemand glaubt nun zwar weniger, als der Unterzeichnete, daß diese allgemeine Theorie schon gänzlich abgeschlossen wäre. Wie viel auch nach Ricardo in dieser Hinsicht geleistet werden kann, hat namentlich Hermann in seinen Untersuchungen bewiesen. Aber dazu gehört eben der bewunderungswürdige Scharfsinn und die erschöpfende Gründlichkeit Hermanns. Daß unser Rossi in ähnlicher Weise die Wissenschaft vertieft und erweitert hätte, läßt sich durchaus nicht behaupten. Einzelne Ausführungen, auf die er selbst nicht geringen Werth zu setzen scheint, — wie z. B. der beständig wiederkehrende Satz, daß der Tauschwerth eigentlich nur im Augenblicke des Tausches, der Gebrauchswerth dagegen dauernd existiere, daß die Wissenschaft folglich vorzugsweise den letztern behandeln müsse; die Lehre, daß Angebot und Nachfrage, also die Elemente des Preises, auf die menschlichen Bedürfnisse zurückzuführen sind; die Unterscheidung dreier Elemente der Production, Kraft, Anwendung derselben, Resultat; — sie sind, wenn auch richtig, doch aber von geringer Fruchtbarkeit, und deshalb, trotz aller Eleganz des Vortrages, mitunter langweilig. Dasselbe gilt in noch höherm Grade von der breiten Erörterung (II. p. 193 ff.), daß die Unterhaltsmittel der Arbeiter nicht zum Capitale gerechnet werden dürften.

Worin heutzutage am meisten für die Nationalöconomie geleistet werden kann: die verschiedenen Erwerbszweige, Staatsformen und Culturstufen, überhaupt das weite Gebiet der Cameraldisciplinen, der Statistik und Geschichte mit unserer Wissenschaft in organischen Zusammenhang zu bringen, sie wechselseitig mit einander zu bereichern und zu erleuchten; das hat Rossi nur äußerst selten und wenig genügend angestrebt. Es kommen allerdings Erörterungen vor, die über das engere Gebiet der Nationalöconomie hinauszugreifen scheinen: so z. B. ein ziemlich langer Excurs über die Testiersfreiheit, das Nothherbenrecht und dgl. mehr. Allein dieser Excurs ist rein juristischer Art, mit dem Hauptgegenstande in gar keinem nothwendigen Zusammenhange. Bei einer Menge von Dingen, welche Say unbedingt verworfen oder begehrt haben würde, gesteht Rossi zu, daß neben dem wirthschaftlichen Gesichtspuncte noch ein politischer, ein sittlicher u. zu beachten sei, daß man den Forderungen der Nationalöconomie nur 'bis zu einer gewissen Grenze' nachgeben dürfe. Das ist recht schön, wenn wir es mit der einseitigen, oft geradezu materialistischen Rücksichtslosigkeit J. B. Says vergleichen. Aber heißt es nicht, mit andern Worten, auf die strenge Wissenschaft verzichten, und dagegen die Billigkeit, den Tact und ähnliche unzuverlässige Führer wählen? Eine Nationalöconomie, welche der Moral, der Politik u. widerspricht, ist gar keine Nationalöconomie, sondern höchstens Chrematistik, 'Kunstreich zu werden.' Adam Smith und seine Schule besitzen das große Verdienst, die Regel aufgestellt zu haben; man hat nachher eine Menge Ausnahmen geltend gemacht, Umstände, welche die Regel modificierten; jetzt ist es an der Zeit, diese Ausnahmen mit in die Regel hinein zu arbeiten, die

Regel demgemäß zu erweitern, auch das Chaos der Umstände nach wissenschaftlichen Gesetzen anzuordnen. Wie viel weiter ist in solchen Dingen der Landsmann und College Rossi, M. Chevalier! wie eifrig und geistvoll bemühet, alle practischen Resultate unserer Zeit in die Nationalöconomie aufzunehmen, und sie zugleich durch den bedeutenden Vorrath seines cameralistischen Wissens recht lebendig zu machen. Chevalier ist ungleich weniger correct als Rossi, weniger klar; aber, weil er selbst mehr Leben hat, mehr Leben anregend. — Ich nannte oben den Verfasser unsers Buches als den Nachfolger von J. B. Say. Nur schlimm, daß Say selber nicht in dem Sinne Nachfolger von Ad. Smith ist, wie Aristoteles von Plato, sondern wie Wolff von Leibniz! In einem wesentlichen Vorzuge Say's, ich meine der Klarheit und systematischen Anordnung, ist sogar bei Rossi ein Rückschritt unverkennbar. Nicht als ob seine einzelnen Darstellungen unklar wären, — die sind in hohem Grade klar — aber es fehlt an Durchsichtigkeit des Ganzen. Wie so viele neufranzösische Koryphäen, so hat es sich auch Rossi etwas leicht gemacht; fast unverändert scheinen seine Vorlesungen dem Drucke übergeben zu sein. Ueberschriften, Unterabtheilungen etc. sind doch gewiß zur Orientierung des Lesers bestimmt. Wie können da nun die simplen, durch nichts Anderes, als den Glockenschlag motivierten Abschnitte: première, seconde leçon etc. helfen? Die dritte Vorlesung des ersten Bandes z. B. wird zur Hälfte noch mit der Einleitung angefüllt; in der anderen Hälfte, ohne daß irgend etwas hier abgrenzte, geht der Verf. schon zur Untersuchung des Begriffes Valeur über! So ist es auch gewiß nicht zu billigen, daß gar häufig bei Widerlegung einer Ansicht bloß gesagt wird, 'ein

145. 146. St., den 11. September 1845. 1463

berühmter Schriftsteller hat gesagt' u. s. w., anstatt den Namen und Ort zu nennen. Nichts kann mehr dazu beitragen, den Leser und Zuhörer oberflächlich zu machen, als solche Nachlässigkeiten. Es scheint beinahe, als wenn es in Paris allzu leicht wäre, ein berühmter Gelehrter zu werden.

Die beiden vorliegenden Bände beschäftigen sich bloß mit der Production; die Lehre von der Vertheilung der Güter wird einen fernern einjährigen Cursus ausfüllen. Die Consumption, meint der Verf., bedürfe keiner besondern Abhandlung, weil sie in den beiden anderen Elementen schon mitbegriffen werde. — In der Erklärung des Begriffes *Valeur* hält sich Rossi auf einem hinreichend weiten Spielraume: Werth habe Alles, was zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse brauchbar ist. Er entgeht hierdurch den fast unvermeidlichen Inconsequenzen oder Auslassungen, die eine engere Definition herbei zu führen pflegt. Die Einwendungen, welche er gegen Ricardos Preistheorie erhebt, sind allerdings begründet; aber seine ganze Lehre darüber nimmt sich etwas dürftig aus, wenn man die vortreffliche Hermannsche kennt. — Die viel besprochene Frage nach einem constanten Preismaße bezeichnet Rossi mit Recht als eine unklar gedachte, weil jedes Preismessende Gut selbst wieder den Gesetzen des Preises unterworfen ist. Indessen geht es damit fast eben so, wie mit der Quadratur des Kreises: jeder Mathematiker weiß, daß eine scharfe Lösung dieses Problemes nicht möglich ist, und doch operieren wir im gemeinen Leben beständig mit einer ungefähren. Die Kritik nun, welche Rossi über die gewöhnlichsten Preismaße hinzufügt, das edle Metall, das Korn, die menschliche Arbeit, ist allerdings correct, entbehrt

aber gänzlich einer genauen Formulierung der Resultate, wie sie in Deutschland schon lange üblich.

Nach dieser allgemeinen Erörterung der Begriffe Werth, Preis, Reichthum u., geht der Verf. in der zwölften Vorlesung des ersten Bandes zur Production über. Die Streitfrage, welche Arbeiten productiv, welche improductiv seien, führt er sehr treffend auf seine Erklärung von Production zurück: Producieren heiße nicht Schaffen, sondern Brauchbarmachen. Er nennt deshalb jede Arbeit, welche ein Bedürfnis befriedigt, productiv: eine Ansicht, die bekanntlich durch Say, M' Culloch und Hermann schon länger bewiesen ist, die aber doch von Rossi noch auf selbständige und sehr faßliche Weise gestützt wird. — Ob es passend ist, die Lehre von der Grundrente in dem Abschnitte zu erörtern, welcher von den Monopoliën als Störungen des Preisgesetzes handelt; die Lehre von der Bevölkerung in der Streitfrage von der production libre ou réglementaire: dürfte sehr zweifelhaft erscheinen. — Die Malthusischen Populationshindernisse werden von Rossi recht hübsch dahin verallgemeinert, daß in demselben Verhältnisse, wie die Civilisation, auch die vernünftigen Gegengewichte gegen den Vermehrungstrieb zunehmen. Man kann diesen Satz, unter den gehörigen Ausnahmen, (z. B. das frühere Norwegen, die schweizerischen Urcantone u. a. m., wo bei geringer Civilisation jene vernünftigen Gegengewichte doch sehr stark waren) allerdings gelten lassen. Je mehr auch die niederen Classen an der Cultur Theil nehmen, desto mehr erstreckt sich die Wirksamkeit dieses Gesetzes auch auf sie.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

147. Stück.

Den 13. September 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Cours d'économie politique par M. P. Rossi.'

Bei dieser Gelegenheit redet der Verf. über die absolute Vergeblichkeit aller von Außen her wirkenden Heilmittel gegen den Pauperismus: der Auswanderungen, der angeblich bessern Vertheilung des Nationalreichthums etc. Er zeigt, wie das Uebel, allzu viele Menschen im Vergleich mit den Nahrungsmitteln, dadurch meistens noch schlimmer werden müsse. Alles natürlich im Hinblick auf die Socialisten unserer Zeit. Wenn dieser Theil des Rossischen Werkes ungründlich erscheint, der bedenke, daß die Hauptörterung des betreffenden Gegenstandes ohne Zweifel dem letzten Curfus, der Lehre von der Gütervertheilung, vorbehalten worden. Sehr zu beherzigen ist die Ansicht, daß die Verbesserung des Volksunterrichtes gegen jede Art von Pauperismus das wirksamste Schutz- und Heilmittel ist. Rossi spricht bei dieser Gelegenheit wiederholt den Wunsch aus, daß doch in den Volks-

schulen mit Hilfe eines populären Katechismus auch die Anfangsgründe der Nationalöconomie gelehrt werden möchten. Ob dieser Wunsch ein ausführbarer ist, wage ich für jetzt nicht zu entscheiden. So viel ist aber gewiß, daß eine derartige Belehrung der niederen Classen über die Elemente des Arbeitslohnes, Capitalzinses, Maschinenwesens zc. unzählige verderbliche Irrthümer zerstören, und zur Sicherung der bürgerlichen Gesellschaft mächtig beitragen würde. 'Die Wahrheit wird Euch frei machen.' — In den drei letzten Vorlesungen des ersten Bandes (18—20) wird die Gewerbefreiheit abgehandelt. Rossi erklärt sich unbedingt dafür. Die Zünfte will er nur als politische Sicherheitsanstalt in den Zeiten des Faustrechtes gelten lassen, obwohl sich doch, wie ich meine, ihre wirthschaftliche Nothwendigkeit auf den niederen Culturstufen eben so gut nachweisen ließe. Nur bei einzelnen Gewerben höherer Art, wo die Immoralität des Betreibers ganz exorbitanten Schaden thun würde, gestattet der Verf. eine Beschränkung der Zahl von Staatswegen. Zumahl sich keine Moralitätsexamina veranstalten lassen. Der Einfluß des Staates, der als Ausschließung unerträglich fallen würde, tritt hier in der Form einer Anstellung auf. So bei den Wechselagenten, Notaren zc. 'Ueber die Geschlossenheit ihrer Zahl sich zu beklagen, würde eben so thöricht sein, als wenn man in Bezug auf die Minister- und Präfectenstellen Gewerbefreiheit begehrte.' Den Verlauf jener Posten übrigens, wie er noch jetzt in Frankreich üblich ist, mißbilligt Rossi entschieden.

Im zweiten Bande wird das bekannte Paradoxon von Say widerlegt, als wenn für die Volkswirtschaft im Allgemeinen Rohertrag und Reinertrag identisch wären. — In Bezug auf die

Zerstückelung des Grundbesitzes führt Rossi zwar die bekannten Gründe der Engländer für die großen Güter redlich an, erklärt sich selbst aber doch sehr bestimmt für den kleinen Besitz. Seine Gründe sind die in Deutschland zur Genüge bekannten. In einem reichen und thätigen Lande, meint er, sei an übermäßige Zersplitterung schwerlich zu denken. Uebrigsten Falls können die Zwerg-eigenthümer zu Associationen zusammentreten, und nun wieder Landbau im Großen betreiben (?), nach Art der im Jura und in den Alpen üblichen Käsevereine *). Neben der Staatswirthschaft sei in dieser Frage auch die Politik zu hören; und da erfordere eine so demokratische Verfassung, wie die französische, durchaus auch freie Theilbarkeit und ansehnliche Parcellierung des Grundbesitzes. Bei dieser Gelegenheit ist es von großem statistischen Interesse, unsern Verf., einen in solchen Dingen völlig sachkundigen Mann, über die gegenwärtige Parcellierung Frankreichs zu vernehmen. Bekanntlich einer der dunkelsten Gegenstände der wirthschaftlichen Statistik, weil die französischen Katasternummern, der einzige officiële Anhaltspunct, bloße Häuser und Grundstücke ohne Unterschied vermengen. Noch vor Kurzem haben sonst wohl unterrichtete Schriftsteller **) die ganz ungereimte Behauptung aufgestellt, es gebe beinahe 10 Millionen Grundeigenthümer in Frankreich. Schon 1820 beklagte Jemand in der Pairscammer, daß sich das Grundeigenthum 'pulverisierte.' Dieselbe Ansicht wurde 1825 in der Deputiertencammer ausgesprochen, und sie hat seitdem wiederholt im Journal

*) Ich bemerke, daß diese Vereine ganz notorisch ein sehr viel schlechteres Product liefern, als die großen Heerdenbesitzer.

**) So namentlich Blanqui 1839.

des Débats gespußt. Rossi meint dagegen, der bloße Augenschein lehre schon, wie sehr dies übertrieben. Er berechnet das nutzbare Land der Monarchie auf 40 bis 42 Millionen Hektaren und die Anzahl der besitzenden Familien auf 4 bis 5 Millionen *), so daß jede einzelne im Durchschnitte beträchtlich über 8 Hekt. inne hätte. Die Zahl der Katasternummern betrug:

$$1815 = 10083751,$$

$$1826 = 10296693,$$

$$1833 = 10750000,$$

$$1835 = 10893528.$$

Die Anzahl der Häuser soll von 1822 bis 1835 um beinahe 500000 gestiegen sein. Da sind denn jene Resultate Nichts weniger, als beunruhigend, zumahl wenn man bedenkt, daß die Volksmenge sich zwischen 1815 und 1835 um 14 Procent vermehrt hat: d. h. also in höherm Grade, als die Bodenparcellierung. Man rechnet in Frankreich, daß die Grundsteuer etwa $\frac{1}{7}$ bis $\frac{1}{6}$ der Grundrente beträgt. Hiernach gab es 1826, und die Verhältnisse haben sich kaum seitdem geändert, etwas über 8 Millionen Parcellen **), die 140 Fr. und weniger jährlich eintrugen; nur etwas über 400,000 mit 700 Fr. jährlich und darüber. Rossi adoptiert die bekannte Annahme von Lullin de Chateaufvieux, daß 3500000 kleine Besitzer, zu je 6 Hektaren durchschnittlich, die Hälfte des Bodens inne haben; 350000 mittlere, zu je 30 Hekt., ein Viertel; 90000 größere, zu je 120 Hekt., wieder ein Viertel.

Wie es seine Ansicht von der Unmöglichkeit ei-

*) Moreau de Jonnés nimmt für 1825 die Zahl = 4832000 an.

**) Von denen gar oft mehrere denselben Eigenthümer haben.

ner allgemeinen Ueberproduction erwarten ließ, so bestreitet es Rossi gleichfalls, daß jemahls zu viel Capital vorhanden sein könne. Alles rein materielle Wohlsein der Völker, bemerkt er richtig, beruhet darauf, daß die Capitalien sich rascher vermehren, als die Arbeiter. Aus diesem Grunde glaubt er auch nicht an die menschenfeindlichen Wirkungen des Maschinenwesens im Allgemeinen, in deren Schilderung sich bekanntlich Sismondi und neuerdings die Socialisten so gern ergehen.

Die zwölfte und dreizehnte Vorlesung des zweiten Bandes beschäftigen sich mit der Handelsfreiheit. Rossi ist der entschiedene Vertheidiger derselben. Das Prohibitivsystem ist ihm weiter Nichts, als ein Privilegium für gewisse Producenten auf Kosten anderer Producenten, welche doch eben so gut dem Vaterlande angehören. Seine Gründe hierfür sind fast unverändert die seit Ad. Smith hergebrachten. Nur zwei Ausnahmen von der Regel läßt er gelten. Zuerst eine politische, die schon Ad. Smith hervorgehoben, daß nämlich jeder Staat die Mittel seiner Vertheidigung, selbst wenn es nur treibhausartig geschehen könnte, selbstständig in seinem Innern erzeugen muß. Sodann auch eine öconomische, eine Concession den Nationalisten und Practikern gegenüber, daß neue Erwerbszweige, die bald einen großen Gewinn abzuwerfen versprechen, deren erstes Aufkommen aber von der überlegenen Concurrenz des Auslandes gänzlich würde niedergehalten werden, temporär einer Schutzmaßregel werth sein können. Immer aber nur auf ganz kurze Zeit! Es ist dies die nämliche Ansicht, welche Thiers am 3ten Februar 1834 in der Deputiertenammer ausgesprochen hat: *Employé comme repressailles, le tarif est funeste;*

comme faveur, il est abusif; comme encouragement à une industrie exotique, qui n'est pas importable, il est impuissant et inutile. Employé pour protéger un produit, qui a chance de réussir, il est bon; mais il est bon temporairement; il doit finir, quand l'éducation de l'industrie est finie, quand elle est adulte. Die Idee, daß die Industrie im Allgemeinen erzogen werden müsse, wird übrigens Rossi schwerlich zu der seinigen machen. Mit großem Eifer bekämpft er die Ansicht, als wenn gewisse Völker in wirthschaftlichen Dingen lethargisch wären, und nun durch Schutzzölle u. angespornt werden müßten. Während man sich in Deutschland mehr und mehr darüber einigt, daß zwar auf den niedrigsten und höchsten Culturstufen volle Handelsfreiheit am besten, auf den mittleren dagegen ein mäßiger und weise vertheilter Schutz der Gewerbe unerläßlich ist, ein Resultat, welches die extremen Gegensätze von Theorie und Praxis am ersten vermitteln kann: ist Rossi für alle jungen Länder dem Schutzsysteme unbedingt abhold, und will sich höchstens dazu herbeilassen, wo es im Staate von Alters her tiefe Wurzeln geschlagen, es nur allmählich zu beseitigen. Um die umlaufenden Capitalien ohne Verlust in andere Wirthschaftszweige überzuleiten, reiche es hin, wenn die Abstellung des Schutzes ein paar Jahre vorher bekannt gemacht werde; größere Vorsicht sei bei den stehenden Capitalien nöthig, doch werde auch hier in der Regel die Gefahr übertrieben. Die Maschinen würden sich ja doch in kürzerer oder längerer Zeit abgenutzt haben; die Gebäude könnten mit wenig Ausnahmen auch für andere Zwecke dienen. Le système prohibitif mourra de ses propres excès. — Wenn M. Chevalier die Gegensätze des Socialismus,

147. St., den 13. September 1845. 1471

dem er früher selbst huldigte, und der Wirklichkeit dadurch zu versöhnen strebt, daß er unsere Zeit mit Allem, was sie drückt, nur für eine Uebergangsperiode erklärt, jenseits welcher eben die Maschinen, die Communicationsmittel, die Centralisation &c., sobald ihre Wirkungen sich erst gesetzt haben, ein goldenes Zeitalter materiellen Wohls herbeiführen werden: so ist der Ausdruck Rosßis ziemlich gleichbedeutend, daß mit dem Fortschreiten der Cultur die 'angewandte Nationalöconomie' sich immer weniger von der 'reinen' unterscheiden werde.

Ueberblicke ich noch einmahl das vorliegende Werk, das ohne Frage zu den angesehensten Productionen der heutigen französischen Literatur gehört, so kann ich die angenehme Ueberzeugung nicht verhehlen, daß unsere Deutsche Nationalöconomie, bekanntlich jünger, als ihre Schwestern in Italien, England und Frankreich, der französischen an wirklicher Lebenskraft schon jetzt überlegen ist, und alle Aussicht hat, es immer noch mehr zu werden. Sollte ich hierin Recht haben, so wird auch die Anerkennung von Seiten des Auslandes nicht allzu lange auf sich warten lassen. Mit Vergnügen erwähne ich hierbei schließlich, daß derselbe Verleger, welcher das vorliegende Buch ediert, schon 1840 eine Uebersetzung des Hauptwerkes von unserm trefflichen Rau veranstaltet hat. Möge das edle Saatkorn in Frankreich einen guten Boden finden!

Wilhelm Roscher.

L o n d o n.

Sold by J. Murray 1843. Magnetical and meteorological Observations made at the Royal Observatory, Greenwich, in the years 1840 and

1841: under the direction of George Biddell Airy, Astronomer Royal. Published by order of the board of admiralty. LXXXV und 458 Seiten in gr. Quart.

Die in dem vorliegenden Werke enthaltenen Beobachtungen sind in Uebereinstimmung mit dem großartigen Plane angestellt, den das englische Gouvernement im Jahre 1839 faßte, durch Einrichtung mehrerer festen Observatorien in verschiedenen Theilen Großbritanniens und seiner Colonien und durch Ausrüstung einer eignen Expedition ein möglichst vollständiges System magnetischer und meteorologischer Beobachtungen ausführen zu lassen.

Die Einleitung gibt zuerst die Beschreibung des in der Nähe der Sternwarte erbaueten eisenfreien magnetischen Observatoriums, dann folgt die Angabe der Instrumente, mit denen es ausgestattet ist, eine Darlegung der Methoden, welche man bei der Anstellung der Beobachtungen angewendet hat, und die Bestimmung der Constanten für ihre Reduction.

Für die Declination bediente man sich des Unifilar-Magnetometers, für die Variationen der horizontalen Intensität des Bisilar-Magnetometers. Die Einrichtung beider Instrumente, wie die Art und Weise ihrer Aufstellung weicht in vielen wesentlichen Punkten von der ursprünglichen Form ab, und wir vermissen nur ungern eine Motivierung dieser Abweichungen, die um so nothwendiger erscheint, da die Beobachtungen durch dieselben an Einfachheit wie an Schärfe nach unserer Meinung nur verloren haben. Es würde uns hier zu weit führen, diese Modificationen im Einzelnen anzugeben, und wir führen nur Beispielsweise die Methode an, welche man bei der Regulierung des Bisilar-Magnetometers angewendet hat. Die hierzu nöthigen Constanten können, auf einem von Herrn

Geheimen Hofrath Gauß (s. Resultate aus den Beobachtungen des magn. Vereins im Jahre 1840) angegebenen Wege, sehr einfach durch Beobachtung der Richtung des Magnetstabes und seiner Schwingungsdauer bei zwei verschiedenen Stellungen des Torsionskreises gewonnen werden. Bei den Greenwicher Beobachtungen zog man es jedoch vor, den Torsionskreis zu drehen, bis man die Axe des Magnetstabes der nördlichen Wand des Observatoriums parallel schätzte, und beobachtete so bis zur Mitte des März 1841. Da man jedoch fand, daß die Schwingungsdauer bei dieser Stellung $21''71$ war, wenn das Nordende des Stabes nach Westen gerichtet war, während sie $19''73$ betrug, wenn man dasselbe nach Osten brachte, so erkannte man, daß die magnetische Axe des Stabes bisher einen von 90° sehr verschiedenen Winkel mit dem magnetischen Meridian gemacht hatte, und daß man den Apparat auf eine andere Weise regulieren müsse. Man drehte nun den Torsionskreis von 307° bis 317° von Grad zu Grad, während der Magnetstab mit dem Nordpol nach Westen eingelegt war, und beobachtete für jede Einstellung die Richtung und Schwingungsdauer des Stabes. Eben so verfuhr man, nachdem der Stab Nordpol nach Osten eingelegt war, von 30° bis 40° , und bestimmte so durch Latonnement die Stellung des Torsionskreises, bei welcher die Schwingungsdauern für Nordpol Ost und Nordpol West nahe gleich waren. Alle in dem Werke in Detail angegebenen Beobachtungen von Schwingungsdauern harmonisieren ungemein schlecht, und es ist deshalb um so auffallender, daß man die Bestimmung derselben immer nur aus wenigen (höchstens 20) einzelnen Schwingungen geschlossen hat. Von einer Reduction auf unendlich kleine Bögen

ist nicht die Rede. Correspondierende Beobachtungen zur Elimination der Variationen wurden weder bei dieser Einrichtung des Bisilarapparates noch bei der Ermittlung der übrigen Constanten gemacht.

Die Aenderungen des verticalen Theils der magnetischen Kraft beobachtete man an einem Magnetstabe in nahe horizontaler Lage, der sich wie eine Waage um eine horizontale Are drehen konnte.

Meteorologische Beobachtungen wurden am Barometer, an Thermometern, Regenmessern und am Anemometer angestellt.

Mit den Beobachtungen waren die Herren Glaisher, Dunkin und Russel Hind beauftragt. Um die Anwesenheit des Beobachters zu der vorgeschriebenen Zeit zu controlieren diente eine so genannte Wächter-Uhr. Dieß ist eine Uhr ohne Zeiger, deren Zifferplatte sich dreht; auf dem Umfange derselben befindet sich eine große Menge von Stiften, deren jeder für sich niedergedrückt werden kann. An der Uhr ist ein Hebel, der mittelst einer Schnur, welche aus dem wohlverschlossenen Uhrkasten heraustritt, bewegt werden kann und dann den obersten der Stifte niederdrückt. Das Zifferblatt geht nun weiter und behält 11 Stunden hindurch ein Register der Zeiten, zu welchen die Schnur gezogen worden. Durch einen sehr einfachen Mechanismus nehmen die niedergedrückten Stifte dann ihre ursprüngliche Stellung wieder an.

Nach der Einleitung folgen die regelmäßigen Beobachtungen der Magnetometer. Sie wurden täglich, mit Ausnahme des Sonntags und der Weihnachtstage, von zwei zu zwei Stunden (0h, 2h, 4h u. s. w. mittlerer Göttinger Zeit) und außerdem um 1h 50' und 2h 10' angestellt. Die Declinationsbeobachtungen beginnen mit dem 8ten

November 1840. Am Bifilar-Magnetometer wurde vom 6ten Dec. 1840 an beobachtet, 2' 30'' nach den Declinations-Bestimmungen. Die Beobachtungen am Magnetometer für die verticale Kraft wurden zuerst am 31. Mai 1841 gemacht, 2' 30'' vor den einzelnen Declinationsbeobachtungen. Außer diesen Beobachtungen enthält jede Seite die nöthigen Reductions-Elemente und Anmerkungen, welche ungewöhnliche Aenderungen in den Stellungen der Magnetometer hervorheben.

Termins-Beobachtungen. Die Anzahl der Termine beläuft sich auf 13, an jedem derselben wurde 24 Stunden hindurch beobachtet. Die Declinationen wurden von 5 zu 5 Minuten, die Variationen der horizontalen und der verticalen Intensität von 10 zu 10 Minuten beobachtet.

Außerordentliche Beobachtungen der Magnetometer. Sie wurden angestellt, wenn bei einer täglichen Beobachtung sich ein ungewöhnlicher Stand zeigte, oder wenn ein Nordlicht sichtbar war. Die Intervalle zwischen den Beobachtungen sind sehr ungleich, meistens jedoch betragen sie 2 Minuten.

Ordentliche meteorologische Beobachtungen. Sie wurden wie die magnetischen Beobachtungen täglich (mit Ausnahme des Sonntags) gemacht. Die geraden Seiten sind in 18 Vertical-Columnen getheilt, welche nach der Reihe enthalten:

- 1) Tag und Stunde der Beobachtung.
- 2) Corrigierter Barometerstand.
- 3) Thermometer.
- 4) Befeuchtetes Thermometer.
- 5) Unterschied zwischen den Zahlen der Columnen 3 und 4.

- 6) Thaupunct.
- 7) Unterschied zwischen den Zahlen der Columnen 3 und 6.
- 8) Maximum = und Minimum = Thermometer.
- 9) Maximum = und Minimum = Thermometer zur Bestimmung der Strahlung.
- 10) 11) Richtung des Windes nach dem Anemometer und nach Schätzung.
- 12) Größe des Druckes des Windes nach dem Anemometer in Pfunden auf den Quadratfuß ausgedrückt.
- 13) Stärke des Windes nach Schätzung.
- 14) 15) 16) Regenmenge nach drei verschiedenen Regenmessern.
- 17) Größe der Bewölkung.
- 18) Mondphasen.

Die Columnen 1—5, 10, 11, 13, 17 sind im Allgemeinen von 2 zu 2 Stunden ausgefüllt, die Columnen 6 und 7 für 4h, 10h, 16h und 22h, die Columnen 8, 9, 14, 15, 16 täglich einmal, der Druck des Windes ist nur hin und wieder angeführt, die Columne 18 gibt die Zeit für Culmination des Mondes, Mondwechsel, Apogeum, Perigeum, Durchgang durch den Aequator, Extreme der Declination.

Die ungeraden Seiten dieses Abschnitts, General remarks überschrieben, enthalten meistens Bemerkungen über die Form und den Ort der Wolken.

Meteorologische Termins-Beobachtungen. Es wurden an 20 Terminen theils von 24, theils 38 Stunden die Beobachtungen stündlich angestellt, sie umfassen dieselben Bestimmungen wie die ordentlichen meteorologischen Beobachtungen mit Ausnahme der Columnen 8, 9, 14, 15, 16, 18.

Außerordentliche meteorologische Be-

obachtungen; sie umfassen Ablesungen am Barometer, wenn dasselbe rasch fiel, um das Minimum zu erhalten, Notizen über Gewitter, Beobachtungen von Sternschnuppen u. s. w.

Die Resultate aus den Beobachtungen sind am Ende des Werks in vielfachen, zum Theil recht interessanten Combinationen zusammengestellt. Die erste Tafel enthält die aus den 12täglichen Beobachtungen des Unifilar-Magnetometers abgeleiteten mittleren Ablesungen, woraus sich dann, durch Subtraction der in Tafel V enthaltenen Zahlen, die absoluten mittleren Declinationen ergeben sollen. Die so gewonnenen Declinationen zeigen sehr bedeutende Differenzen. Selbst in den Mittelwerthen der Declination für die einzelnen Monate finden sich plötzliche Aenderungen die auf mehr als 12 Minuten steigen; so ist z. B. 1841 im September die mittlere Declination $23^{\circ} 24' 19''$, während sie im October nur $23^{\circ} 12' 19''$ beträgt. — Noch stärker treten diese Anomalien hervor, wenn man für kleinere Perioden die Mittelwerthe nimmt. So ist z. B. für

1840 Dec. 14 — 19	$\delta = 23^{\circ} 5' 5''$
21 — 26	$\delta = 23 39 0$
28 — Jan. 2	$\delta = 23 16 54.$
Ebenso 1841 Mai 31 — Juni 5	$\delta = 23^{\circ} 12' 47''$
Juni 7 — 12	$\delta = 23 24 45$
Juni 14 — 19	$\delta = 23 9 42$

Dagegen ist es sehr auffallend, daß die mittlere Declination eines einzelnen Tages selten um mehr als 2 bis 3 Minuten vom Mittel der Declinationen des vorhergehenden und des folgenden Tages abweicht. Man wird hierdurch leicht zu der Vermuthung geführt, daß jene Disharmonie auf Ursachen beruhe, welche mehrere Tage hindurch in

demselben Sinne die aus den Beobachtungen abgeleitete Declination afficirt haben.

Eine solche Ursache ist die Torsion; das Verhältniß der Torsionskraft zur erdmagnetischen Kraft war ziemlich bedeutend, es wurde aus mehreren (zwischen $\frac{1}{140}$ und $\frac{1}{218}$ schwankenden) Bestimmungen im Mittel zu $\frac{1}{182}$ angesetzt, und es war deshalb eine scharfe Bestimmung des Nullpuncts der Torsion erforderlich. Dieser wurde mit Hülfe eines Messingstabes (ohne eingelegten schwachen Magnetstab) ermittelt, indem man den Torsionskreis drehete, bis der Stab sich im magnetischen Meridian befand. Im Laufe des Jahrs 1841 wurden 44 Bestimmungen dieser Art vorgenommen, und man findet mehrfach die Bemerkung 'the brass bar would not take any definite position. Hierbei wurde der Torsionsindex oft in sehr bedeutendem Maße gedreht. Wir finden für

1840	Dec.	190 ^h	Torsionsindex auf	182°
—	—	26	—	246
1841	Jan.	2	—	285
—	—	9	—	263

u. s. w. Wären es wirklich Aenderungen des Nullpuncts der Torsion, die diese Drehungen des Torsionskreises nöthig gemacht hätten, so würde natürlich nicht anzunehmen sein, daß sie erst in dem Moment eingetreten wären, wo man den Torsionsstab einlegte, und daß der Faden zwischen zwei successiven Bestimmungen seinen Nullpunct der Torsion nicht geändert habe, die Beobachtungen wären dann in hohem Grade unsicher. Abgesehen von dem Umstande, daß eine solche Veränderlichkeit den bisherigen Erfahrungen durchaus zuwider läuft, spricht auch der Umstand dagegen, daß die großen Aenderungen der mittleren Declination in der Regel nur dann eintreten, wenn bedeutende Drehun-

gen am Torsionskreise vorgenommen worden, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß fremdartige Ursachen, etwa Luftzug, die verschiedenen Einstellungen des Messingstabes herbeigeführt haben. Um sich von der Richtigkeit dieser Vermuthung zu überzeugen, hat Ref. die in Taf. I. enthaltenen Zahlen sämmtlich auf ein und denselben Stand des Torsionskreises (auf 230° , etwa das Mittel aus den verschiedenen Einstellungen) reducirt. Hiernach zeigen die Declinationen einen viel höhern Grad von Regelmäßigkeit, und die großen Differenzen zwischen den Ablesungen bei verschiedenen Stellungen des Torsionskreises verschwinden fast gänzlich, immer aber bleiben noch Discordanzen, wie man sie sonst bei magnetischen Beobachtungen nicht anzutreffen pflegt und die auf das Einwirken noch andrer Fehlerursachen hinzudeuten scheinen.

Den monatlichen Mittelwerthen der Declination, die sich aus den reducirtten Zahlen ergeben haben, sind in der folgenden Uebersicht Airy's Angaben hinzugefügt.

	Tors. Ind. auf 230°	Airy
1841		
Januar	23° 20' 15''	23° 11' 46''
Februar	21 18	17 35
März	17 47	19 14
April	13 59	11 46
Mai	14 54	17 38
Junius	15 15	16 11
Julius	12 44	15 34
August	15 59	19 1
September	17 58	24 19
October	16 58	12 18
November	14 49	17 11
December	13 41	11 5

Die gewonnenen Declinations-Bestimmungen können hiernach nicht zu Untersuchungen über die absolute Declination und deren Aenderungen in längern Perioden benutzt werden. Noch weniger können die Beobachtungen der horizontalen und der verticalen Intensität zu Forschungen dieser Art angewendet werden, da absolute Bestimmungen der Intensität und der Inclination nicht angestellt sind, und da es scheint daß die Constanten zur Reduction jener Variations-Beobachtungen sich in einem sehr starken Maße geändert haben. So zeigen z. B. die monatlichen Mittelwerthe der verticalen Intensität von Junius bis December 1841 eine regelmäßige Abnahme, die für jene sieben Monate 0,011089 in Theilen der verticalen Intensität beträgt, woraus sich unter Annahme einer Inclination von 69° und unter der Voraussetzung, daß die ganze Intensität sich nicht geändert habe, eine Verminderung der Inclination von $1^{\circ} 39'$ für diesen Zeitraum ergibt.

Wenn indessen die Beobachtungen dieses Bandes unsere Kenntnisse vom gegenwärtigen magnetischen Zustande des Erdkörpers nicht bereichern, so liefern sie doch einen schätzbaren Beitrag zur Bestimmung des mittleren täglichen Ganges der magnetischen Aenderungen und vermehren das reiche Material für die Untersuchung der interessanten Phänomene der magnetischen Perturbationen.

Den Schluß des Bandes machen Auszüge und Resultate aus den meteorologischen Beobachtungen.

B. Goldschmidt.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 15. September 1845.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Helwing'schen Hofbuchhandlung
1845. Geschichte der churhannoverschen Truppen
in Gibraltar, Minorca und Ostindien, von G.
von dem Knessebeck. 188 Seiten in Octav.

Während der letzten dreißig Jahre eines für
Deutschland ungestörten Friedens ist die Literatur
in Bezug auf die Geschichte deutscher Heerestheile
ungewöhnlich vergrößert, so daß, abgesehen von
der vermehrten Zahl militärischer Zeitschriften, für
die Geschichte kriegerischer Unternehmungen, hervor-
ragender Waffenthaten, einzelner Regimenter eine
Menge wichtiger Werke der Oeffentlichkeit überge-
ben sind. Daß seit der Zeit, in welcher der un-
vergeßliche Scharnhorst sein Taschenbuch gründete,
Hannover in dieser Beziehung nicht zurückblieb,
beweisen die Monographien von Beamish, von der
Decken, Jacobi, Glünder und die zum Theil höchst
bedeutenden Abhandlungen, welche sich in dem han-
noverschen militärischen Journal befinden. Gleich-
wohl bleiben auch hier noch erhebliche Lücken aus-

zufüllen. Das Werk von Wiffels (Geschichte der Errichtung sämmtlicher churbraunschweigischer Truppen) bedarf z. B. vielfacher Berichtigungen und Bervollständigungen, in der vor sieben Jahren erschienenen Abhandlung Schneidawinds über die Schlacht bei Dettingen vermißt man die Benützung zahlreicher handschriftlicher Berichte, welche sich in Hannover befinden, die Arbeit von Redens (Feldzüge der alliirten Armee von 1757 bis 1762) enthält wenig mehr als ein dürres Verzeichniß von Märschen, Resultaten und Tagesbefehlen, die 'Uebersicht der Campagne der kurhannoverschen Truppen in Flandern 1793' ist mit größerem Fleiße als Talent verfaßt, gewinnt aber einen reichen Hintergrund durch die Arbeit Scharnhorsts über die Bertheidigung der Stadt Menin, welche sich ihm anschließt. Auf diese Zeit, für deren richtige Auffassung ein analoges Werk wie das des geistreichen Bärenhorst fehlt, hat der Verf. des obengenannten Buches, wie er in der Vorrede bemerkt, vorzugsweise seine Studien gerichtet, deren Ergebnisse, nach dem vorliegenden Werke zu schließen, einen sehr willkommenen Beitrag zu der Kriegsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts abgeben werden.

Der Verf. hat sich nicht, wie es bei Arbeiten ähnlicher Art meistens geschieht, mit einem Abdrucke von amtlichen Berichten, tabellarischen Uebersichten und Tagesbefehlen begnügt, sondern diese mit der aus Monographien und Memoiren gewonnenen Anschauung zu einem Ganzen verwebt, welches, wenn Referent nicht völlig irrt, den Mann vom Fache in gleichem Grade befriedigen wird, als es dem Leser eine interessante und belehrende Unterhaltung gewährt. 'Wenn übrigens die Darstellung, heißt es in Vorrede, weniger streng militä-

risch, als allgemein historisch gehalten ist, so dürfte das wohl in der Natur des behandelten Stoffes seine Rechtfertigung finden.' Daß diese Methode die richtige, wenn auch die schwierigere ist, daß durch sie dem Buche auch in größeren Kreisen der Zugang geöffnet ist, wird der weiteren Beweisführung nicht bedürfen.

Von den drei Abhandlungen, welche uns hier geboten werden, 'Hannoversche Truppen in Gibraltar, in Minorca und in Ostindien' ist die erstere, der Natur der Sache nach, die umfassendere und inhaltsreichere. Ohne für den Leser den gelehrten Apparat der Citate beizugeben, verräth der Verf., abgesehen von den bisher noch nicht benutzten Quellschriften, überall eine gründliche Bekanntschaft mit den auf diesen Gegenstand bezüglichen geschichtlichen Werken, und Referent möchte nur eins derselben als übergangen bezeichnen, welches vielleicht noch kleine Notizen geboten hätte. Es ist die ausgezeichnete history of the british colonies von Montgomery Martin, welches sich im fünften Bande über die Belagerung Gibraltar's verbreitet. Diese denkwürdige Begebenheit, in deren Erzählung die Persönlichkeit eines Elliot, Howe, Arcon, jenes geistreichen Prinzen von Nassau-Siegen hervortritt, dessen Haschen nach dem Ungewöhnlichen weder in der neuen Welt noch in Laurien Befriedigung fand, die Schilderung von der Besonnenheit und starken Ausdauer der Engländer und Hannoveraner, von der Zähigkeit der Spanier, der sich überstürzenden Hitze der Franzosen — das Alles, getragen durch eine frische, jedes äußeren Prunkes entbehrende Darstellung, läßt das Interesse des Lesers an dieser Abhandlung nie erschaffen.

Jeder dieser drei Abhandlungen sind tabellarische

Uebersichten, Erläuterungen, Ausführungen einzelner Gegenstände beigegeben. Zwei sauber gezeichnete Karten versinnlichen die Lage Gibraltars und die damahlige Ausdehnung seiner Befestigungen.
Hav.

P a r i s.

Imprimerie royale 1844. Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du roi. Première série. Histoire politique. In Quart.

I. Papiers d'état du cardinal de Granvella d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon publiés sous la direction de M. Ch. Weiss. T. V. 704 Seiten.

Der fünfte Band dieser wichtigen Sammlung, über welche schon mehrfach in diesen Blättern Bericht abgestattet ist *), enthält nicht weniger als 289 Actenstücke, deren Abfassung, mit Ausnahme der wenigen Schriften, welche sich auf die gegen Simon Renard, spanischen Gesandten in Paris, erhobene Anklage beziehen, dem Zeitraume von der Mitte des Jahres 1556 bis zum Ausgange des Jahres 1559 angehört. Den an Umfang wie an Inhalt schwersten Theil dieser Sammlung bildet die Correspondenz zwischen Granvella u. Philipp II. Sie beginnt von Seiten des in Brüssel zurückgebliebenen Cardinals sogleich nach der Abreise des Königs über London nach Spanien und verbreitet sich hauptsächlich über äußere und innere Angelegenheiten der burgundischen Erblande, über die politischen Verhältnisse zu Frankreich und England, über Ereignisse und Stimmungen in Italien und dem deutschen Reiche, dessen Kaiserkrone von Fer-

*) Jahrgang 1844. Stück 82.

binand auf gütlichem Wege zu gewinnen noch im Jahre 1557 den Gegenstand der geheimsten Wünsche und Intriguen Philipps' abgab. Die Nothwendigkeit von Geldsendungen behufs der Besoldung der in den Niederlanden zurückgelassenen spanischen Fähnlein hat in fast jedem Schreiben des Cardinals ihre Erörterung gefunden; desgleichen fehlt es nicht an Mittheilungen über Apatholische, welche die Kekerel abgeschworen haben, oder über Katholische, welche sich von dem Glauben ihrer Väter lossagen. Ein an den König gerichtetes, ziemlich umfangreiches Memoire von Don Juan de Vega, Vizekönig über Sicilien, berichtet über Verwaltung und Kriegsbereitschaft des letztgenannten Reiches.

Mit der zweiten Hälfte des Jahres 1558 beginnen die Conferenzen mit Frankreich wegen Abschlusses eines Waffenstillstandes, dann eines Friedens und bilden seitdem den Hauptgegenstand der gegenseitigen Mittheilungen und Berathungen zwischen dem Könige und dessen bewährtem Diener. Bei dieser Gelegenheit begegnet man den für die spanischen Diplomaten ausgefertigten Instructionen, den Nachrichten, welche die Letztgenannten von Cercamp und dann von Chateau-Cambrésis aus über den Verlauf der Unterhandlungen ihrem Könige zukommen lassen. Man ersieht daraus, mit wie geringem Nachdrucke Philipp auf die Rückgabe der lothringischen Bisthümer zu Gunsten des deutschen Reichs drang und bis zu welchem Grade ihm von der andern Seite die Einstellung der Feindseligkeiten Bedürfnis war, wenn er selbst (12. Februar 1559) an Granvella schreibt: 'Yo os digo, que yo estoy de todo punto imposibilitado a sostener la guerra, y que tengo gastado un millon y docientos mil ducados, que por cambio me

han traydo de España de dos a tres meses a este parte, y que e menester otro million para de aqui a marzo.' In einem Schreiben aus der Mitte des Jahres 1559 theilt Philipp II. seinem Granvella, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, die von ihm aufgestellten Bedingungen mit, unter denen allein der Orden vom goldenen Bließe ausgegeben werden solle. Sie lauten also (S. 629): 'el uno, que no eligan sino catolico y no sospechoso; el otro, que en sus tierras tengan gran cuydado de castigar lo de la religion y por aqui adelante en quanto pudieren; y el otro, que oyan misa cada dia, no teniendo notable incombeniente.' Wie wenig sich der König später in diesen Ansichten consequent blieb, oder wie er vielmehr durch Verleihung des Zeichens seiner höchsten Gunst auch freie, starke Geister der evangelischen Partei für seine Kirche zu gewinnen trachtete, ergibt sich daraus, daß er bekanntlich dem edlen Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, einem der gewichtigsten Vertreter des Protestantismus in Deutschland, den Orden übersandte, von diesem jedoch das verdächtige Geschenk zurück erhielt.

Bildet die Correspondenz zwischen Granvella und Philipp den überwiegenden Theil dieser Sammlung, so begegnet man einer Menge eingestreuter Schreiben von Fürsten, Feldherrn und Diplomaten, als Schreiben von König Ferdinand an Granvella und Philipp, des Letzteren an Claude de Bergu und Elisabeth von England, Emanuel Philiberts von Savoyen an Claude de Bergu, Albas an Granvella, des Letzteren an Emanuel Philibert, an den Präsidenten Viglius und an den Grafen von Feria, spanischen Gesandten in London, des Cardinals Carl von Lothringen an den Marschall

148. St., den 15. September 1845. 1487

von St. André, Margaretha von Parma an König Philipp 2c.

Wie früher, so sind auch dieses Mal die in spanischer Sprache abgefaßten Briefe Granvella's und Philipps mit einer französischen Version versehen, und nur solche, deren Inhalt von keiner besonderen Wichtigkeit ist, machen hiervon eine Ausnahme. Die Noten, deren Inhalt meistens aus historischen und genealogischen Erörterungen besteht, sind auch dieses Mal dem Leser als willkommene Zugabe geboten. Die kleine Bemerkung möge hier schließlich noch Raum finden, daß die Vermählung Erichs des Jüngeren von Calenberg-Göttingen nicht 1575, wie es in der Anmerkung S. 228 heißt, sondern erst im Jahre darauf Statt fand.

II. Les Olim ou registres des arrêts rendus par la cour du roi, publiés par le comte Beugnot. Tome III. Première partie. 1844. LXXXVIII und 711 Seiten.

Der vorliegende Band enthält die Hälfte der in der Vorrede des zweiten Bandes *) versprochenen Enquêtes, welche das vierte und letzte Register der Olim bilden und die lateinisch abgefaßten richterlichen Entscheidungen und königlichen Ausschreiben während des Zeitraums von 1299 bis 1318 begreifen. Ein weitschichtiges Material für die innere Geschichte Frankreichs in dem angegebenen Abschnitt, für richtige Auffassung der Verhältnisse der hohen Vasallen zur Krone, des niederen Adels zu den ersteren, der Geistlichkeit und der Städtebewohner zu beiden und zu einander, vor allen Dingen für die Geschichte der Verdrängung des schwanken Gewohnheitsrechtes durch die

*) Dessen Anzeige findet sich Jahrgang 1843. St. 66.

festen Satzungen des römischen Rechts, so wie der allmählichen Entwicklung eines wenig beschränkten Königthums. In letzteren Beziehungen hatte das gerichtliche Verfahren in Frankreich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine zu breite Basis gewonnen, als daß der raschen Fortbildung desselben noch bedeutende Hindernisse hätten entgegen treten können. Es hätte des durchgreifenden Verfahrens eines Philipp des Schönen nicht bedurft, der durch Waffengewalt und gesetzliche Bestimmungen die Macht der großen Lehensträger beschnitt, dem Fehdewesen Schranken setzte, den Zweikampf als Ordal in bürgerlichen Streitigkeiten abschaffte, geistlichen und weltlichen Großen ein Privilegium nach dem andern, namentlich die Münzgerechtigkeit, entwand.

Das Vorwort des Herausgebers läßt sich im Allgemeinen als eine Apologie Philipps des Schönen bezeichnen, eines Fürsten, dem seine Zeit fluchte und von dem dieser Fluch nur dann hinweg genommen werden kann, wenn man über den Zweck die Mittel vergessen, und in dem ersteren — Unbeschränktheit der königlichen Gewalt — die alleinige Aufgabe des Herrschenden erkennen will. Man sieht, sagt der Herausgeber, in diesem Könige gewöhnlich nur den 'Falschmünzer', den bitteren, leidenschaftlichen Gegner eines Bonifaz VIII. Cependant, fährt er fort, il suffit d'étudier les édits et les chartes qu'il promulgua, pour demeurer convaincu que peu de souverains l'ont surpassé dans l'art de mettre les institutions d'un peuple en rapport avec ses besoins et que ce fut lui qui posa véritablement les bases définitives de l'ancien gouvernement de la France.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. 150. Stück.

Den 18. September 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du roi. Première série. Histoire politique.'

Dann folgt eine Auseinandersetzung, daß Philipp die Communen auf zweckmäßige Weise überwachet, die von der Krone fast unabhängige Stellung, welche dieselben ohne rechtlichen Titel eingenommen, auf gebührende Grenzen zurückgeführt habe. Philipp, heißt es ferner, sei kein Gesetzgeber im höheren Sinne des Wortes gewesen, aber er habe einen so glücklichen politischen Instinct und neben diesem einen solchen Grad von Energie besessen, daß er dadurch zum Segen Frankreichs das Ungewöhnliche geleistet habe.

Diesem Raisonnement gegenüber kann man nicht umhin auf die freilich im entgegengesetzten Sinne lautende Charakteristik zu verweisen, wie solche von Sismondi und Michelet gegeben wird, auf die

Stellung, welche der König den drei Ständen gegenüber einnahm, auf die gegen ihn gerichtete Ligue des Adels, die wiederholten Aufstände der Bürgerschaft von Paris, welche durch die Münzverfälschungen des königlichen Wucherers betrogen wurde, die Persönlichkeit seiner nächsten Rätthe und Freunde, eines Wilhelm von Nogaret und Enguerrand de Marigny, die sich der Rache des Volks nicht entziehen konnten, endlich auf den Ausgang des Drdens der Tempelherrn. In Bezug auf die letzteren die Vertheidigung des Königs zu übernehmen, trägt auch der Herausgeber Bedenken. Dagegen hebt er als ein besonderes Verdienst des Königs hervor, daß derselbe die Communen zu den Berathungen der Stände hinzugezogen habe: ein Act, der hinsichtlich der Folgen unstreitig verdienstlich war, hinsichtlich der Gründe, wie alle Thaten Philipps, das Gepräge schmutzigen Eigennutzes trägt. — Diese Hinzuziehung der Bürger zu den Ständen, heißt es ferner, sei drei Mal erfolgt: im Kampfe mit Bonifaz VIII., während des Krieges mit Flandern und zur Abhilfe der in Folge der stäten Münzveränderungen entstandenen Wirren. — Diese Angabe ist übrigens nicht ganz richtig. Die Theilnahme des tiers état an den ständischen Berathungen beschränkt sich keinesweges auf die hier namhaft gemachten Berufungen der Stände. Auch auf dem für 1. Mai 1308 nach Tours ausgeschriebenen Tage, wo der König die Billigung der états généraux hinsichtlich seines Verfahrens gegen die Tempelherrn einholen wollte, sah man die Vertreter der Städte. Das ergibt sich aus der von Johann von St. Victor abgefaßten Lebensbeschreibung des Papstes Clemens V. (bei Baluzius, vitt. papar. avenionens.), in der es heißt: Fecitque parlamentum nobilium et ignobilium

149. 150. St., den 18. September 1845. 1491

de cunctis regni sui castellanis et urbibus Turonis congregari, consilium habiturus etc. Hav.

B e r l i n.

Verlag von Th. Chr. Fr. Enßlin 1845. Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe, von Gd. Casp. Jac. von Siebold, der Philos., Med. und Chir. Dr. u. s. w. Zweiter Band. XVIII und 802 Seiten in Octav.

Ueber den ersten Band des vorstehenden Werkes haben die Anzeigen des Jahres 1838 St. 193 bereits Nachricht gegeben: wenn aber der zweite Band erst sieben Jahre nach der Herausgabe des ersten erschienen ist, so wird den Verf. die Schwierigkeit der Aufgabe, eine Geschichte seines Fachs bis auf die heutige Zeit vollständig zu liefern, hinlänglich entschuldigen. Der Vorarbeiten waren nur sehr wenige, und selbst diese konnten nicht genügen, da die letzte, auf welche einigermaßen Rücksicht genommen werden konnte, dem Jahre 1799 angehört; daß aber seit dieser Zeit der Standpunct der Geburtshilfe ein ganz anderer geworden, mithin dem Geschichtsschreiber oblag, seinen Gegenstand von einer solchen Seite aufzufassen, wie er am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht bearbeitet sein konnte, ist Jedem, welcher nur einigermaßen die neueren Fortschritte der Geburtshilfe verfolgt hat, bekannt genug. Dem Grundsatz getreu, überall die Quellen selbst aufzusuchen, um so zu reinen und wahren Resultaten zu gelangen, hat der Verf. keine Mühe gescheut, nach seinen besten Kräften die nothwendigen Forschungen anzustellen: sie erforderten aber Zeit, und darum mag man ihm das späte Erscheinen des zweiten Bandes, mit welchem das Ganze geschlossen ist, zu Gute halten.

— Der erste Band umfaßte den großen Zeitabschnitt von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 16ten Jahrhunderts (1513); mit diesem letztern beginnt der zweite Band, nämlich mit dem Erscheinen des ersten gedruckten Buches über Geburtshilfe von Euchar. Roesslin bis zur Wiederherstellung der Wendung auf die Füße durch Ambr. Paré (1550). Diesem Zeitraume, dem sechsten, gehören die Bemühungen des schon genannten Roesslin und des Schweizer Rueff (1554) an, die Geburtshilfe in faßlichem Ueberblicke besonders für Hebammen darzustellen, und wenn auch eine große Zahl fehlerhafter Ansichten in den Schriften jener Männer sich vorfindet, so muß doch schon das Streben, die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf die Geburtshilfe hinzulenken, rühmend anerkannt werden. Eine besondere Aufmerksamkeit hat der Verf. in diesem Zeitraume den Fortschritten der Anatomie und ihrem Einflusse auf die geburtshilflichen Lehren gewidmet: hauptsächlich waren es A. Vesal's geläuterte Lehren und seine auf eigene Vergliederungen gegründete Entdeckungen, welche auf die Geburtshilfe einflußreich werden mußten. Er beschrieb unter andern das weibliche Becken, und die dasselbe zusammensetzenden Knochen genauer als alle seine Vorgänger: seinem Scharfblicke konnte die Wichtigkeit desselben für Schwangerschaft und Geburt nicht entgehen, er erkannte die Wichtigkeit des heiligen Beins, widerlegt die alte Meinung von dem Auseinanderweichen der Beckenknochen bei der Geburt, und bezeichnet deutlich die großen Bänder des Beckens. Von ihm rührt auch der bis jetzt noch fortdauernde Name 'Pelvis' her. Eben so groß sind Vesal's Verdienste um eine richtigere Kenntniß der weiblichen Genitalien, als solche bis auf seine Zeit Statt

fand. Nächst ihm sind N. Columbus, G. Falloppia und B. Eustachius näher gewürdigt. Daß aber auch in Deutschland die Fortschritte der italiänisch-anatomischen Schule nicht ohne Erfolg blieb, wird vom Verf. ebenfalls nachgewiesen. Hier sind L. Fuchs, Volch. Coiter, F. Plater und vor allen E. Bauhin genannt. Die umgestaltete und mit neuen Ansichten bereicherte Anatomie kam aber besonders der Chirurgie zu statten: groß waren daher die Fortschritte, welche jene Doctrin besonders in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, besonders in Frankreich machte, wo sich seit jeher eine große Vorliebe für dieses Fach zeigte. Wenn aber die Geburtshilfe fortwährend Theil der Chirurgie blieb, in so fern sie von Männern ausgeführt ward, und daher auch hauptsächlich von Chirurgen gepflegt wurde, so mußte sich erwarten lassen, daß in den Fortschritten der Chirurgie selbst auch die Geburtshilfe mit einbegriffen war, sie theilte das Geschick ihrer Oberin, und Chirurgen waren es daher, welche ihr eine bessere Gestalt zu geben versuchten, die nöthig werdenden Hilfen zu verbessern und mit neuen zu vermehren strebten, wobei freilich immer nur die mechanische Seite des Faches gefördert wurde. Indessen mußte schon dieses nach und nach weiter führen, es konnte bei der bloßen Hilfeleistung in Gefahren nicht sein Bewenden haben, der Grund der gebildeten Abnormität, der innere Zusammenhang mußte näher erforscht werden, und die Zusammenstellung von geburtshilfslichen Lehren in eigenen Werken machte sich nach und nach immer mehr geltend. So ward die äußere und innere Gestalt des Faches eine andere, und es kann daher auch von der Geschichte eine neue Epoche begonnen werden, welche noch dazu durch die Wie-

Wiederherstellung einer höchst wichtigen Operation, der Wendung auf die Füße, näher bezeichnet wird. Dieser siebente Zeitraum, mit Ambr. Paré beginnend, geht bis zur ersten wissenschaftlichen Bearbeitung der Geburtshilfe durch H. van Deventer und der Erfindung der unschädlichen Kopfzange. Dieser Zeitraum beginnt mit einer Uebersicht auf die Blüte der Chirurgie in Frankreich, da die Geburtshilfe, in so fern sie von Männern ausgeübt wurde, eng mit diesem Fache verbunden war. Letztere selbst befand sich im Anfange dieser Epoche in einem nicht sehr erfreulichen Zustande, indem die Hilfen, welche in schwierigen Fällen angewendet wurden, meistens nur in Kinder zerstörenden Operationen bestanden. Um so höher war daher das Verdienst des berühmten französischen Chirurgen A. Paré, welcher die Wendung auf die Füße wieder herstellte, indem er in einer eigenen Schrift (1550) diese ganz vergessene Methode wieder dringend empfahl. Der Verf. kann nicht umhin, sich hier, wie er auch in seinem Buche selbst gethan, eines Irrthums zu zeihen, welchen er in dem ersten Bande dadurch begangen, daß er den Anfang dieses Zeitraums nicht mit dem Namen Paré, sondern mit dem des Pierre Franco bezeichnete; es mag ihn die Unmöglichkeit entschuldigen, die interessante, aber sehr seltene Schrift des Paré, welche eben die Wendung auf die Füße abhandelt, früher eingesehen zu haben, als bis die schöne Gesamtausgabe des Paré von Malgaigne (1840) erschien. Erst durch diese konnte er von des Paré genannter Schrift Kenntniß nehmen, und sich überzeugen, daß P. Franco in den geburtshilflichen Kapiteln seines Buches über die Brüche (1561) den Paré wörtlich ausgeschrieben hatte, und daher auf die Ehre der Wiederherstel-

lung der Wendung keinen Anspruch machen kann. Bei Gelegenheit einer Anzeige der Ausgabe des *Malgaigne* in diesen Blättern (Jahrgang 1842. St. 181. S. 1812) hat übrigens der Verf. seinen Irrthum bereits berichtigt. Nach *Paré* wird *Guillemeau*, wie er verdiente, gewürdigt, welcher die von *Paré* vorgezeichnete Bahn rühmlichst verfolgte, und die wichtige Wendung auf die Füße weiter bearbeitete. Eine zweite Operation, welche dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts angehört, ist der Kaiserschnitt an Lebenden: der Verf. hat sich bestrebt, das Dunkel, welches die Erfindung dieses Verfahrens umhüllt, aufzuhellen, und nachzuweisen, daß dasselbe zuerst bei Schwangerschaften in der Bauchhöhle angewendet, und so allmählich auch bei Uterin-Schwangerschaften ausgeführt wurde. Der erste glaubwürdige Kaiserschnitt (bei einer Bauchschwangerschaft) ist der von *Paul Dirlewang* in Wien (1549) verrichtete. Wichtig sind die Sammlungen gynäkologischer Schriften durch *Casp. Wolf* (1566), *Bauhin* (1586) und *Spach* (1597). In Deutschland erschienen am Ende des sechszehnten Jahrhunderts einige Hebammen-Lehrbücher, deren Werth aber kein bedeutender ist: ihren Hauptinhalt bildet eine Anzahl von Arzneimitteln; ein Verweisen in schwierigen Fällen auf männliche Hilfe findet sich nirgend vor, wovon der Grund sicher darin lag, daß, wie *Welsch* sagt, die meisten Weiber in Deutschland aus Schamhaftigkeit lieber sterben wollten, als daß sie einen Arzt oder Chirurgen irgend eine Operation an sich machen ließen, was auch *Fabricius Hildanus* bestätigt. Dieselben Klagen, welche in Deutschland über das Wirken der Hebammen erhoben wurden, fehlten auch im sechszehnten Jahrhundert in dem benachbarten Frankreich nicht, wenig-

stens ist die Unwissenheit und die Tollkühnheit der französischen 'Sages femmes' von einem Zeitgenossen, Gervais de la Touche, in einer eigenen Schrift abschreckend genug geschildert worden. Indessen scheinen in diesem Lande doch nicht die Vorurtheile gegen männliche Hilfen so geherrscht zu haben, wie in Deutschland, wodurch einer freieren und besseren Entwicklung der Geburtshilfe selbst so schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Das siebenzehnte Jahrhundert zeigt auch in der That in Frankreich eine Reihe von Männern, welche mit dem regsten Eifer sich der Geburtshilfe zuwendeten, und das Fach auf eine bedeutende Höhe brachten. François Mauriceau ist unter diesen vor allen zu nennen (1668 und folg.); ihm zunächst steht der treffliche Paul Portal (1685), dessen herrliche Lehren leider für die nächste Zeit ohne besondern Erfolg blieben, während Mauriceau den Geburtshelfern auf lange Zeit hin leuchtender Stern und nachzuahmendes Vorbild blieb: nur die Holländer und Schweden beachteten Portal, indem sie Uebersetzungen seines Buchs brachten. Portal's Hauptgrundsatz war, in keiner Weise Geburten zu übereilen, und sie durch vorzeitiges Einschreiten in ihrer Regelmäßigkeit zu stören: mit der größten Zuversicht sprach er es aus, daß auch Gesichtsgeburten, welche man so sehr fürchtete, der Beendigung durch die Natur überlassen bleiben könnten. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts trat Guill. Mauquest de la Motte auf, welcher mit einem trefflichen Beobachtungsgeiste ausgerüstet und von heiligem Feuer für sein Fach beseelt, sein Hauptbestreben dahin richtete, den Gebrauch der scharfen, Kinder tödtenden Instrumente, welche zu seiner Zeit so sehr an der Tages-Ordnung waren,

zu verwerfen, oder wenigstens zu vermindern, und die Wendung auf die Füße, in welcher er das Hauptmittel zur Erreichung seines Zweckes sah, auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen. Ihm galten daher Auctoritäten durchaus nichts, und er sah sich oft genöthigt, denselben geradezu zu widersprechen, was er stets mit der offensten Geradheit und der nur das Gute wollenden Wahrheitsliebe that. Er sah ein, daß der Geburtshelfer bei der Ausübung seines Faches etwas Höheres anerkennen müsse, als seine bloße Geschicklichkeit im Herausbefördern des Kindes, die großen Kräfte, über welche die Natur zur Beendigung der Natur gebieten kann, waren ihm nicht unbekannt, Geduld und Zeit daher oft die größten Mittel. De la Motte wurde seinen Zeitgenossen ein nachahmungswürdiges Muster, und seine Grundsätze fanden in und außerhalb seinem Vaterlande die vollste Anerkennung. So eilte in Frankreich die Geburtshilfe rüstigen Schrittes vorwärts, und hatte sich ein Ansehen erworben, welches ihren festen Stand für alle künftigen Zeiten sicherte. In Deutschland dagegen geschah für das Fach von wissenschaftlicher Seite wenig: was von geburtshilflichen Schriftstellern geleistet wurde, hatte bloß den Unterricht der Hebammen zum Zweck, und selbst dieser konnte nur ein mangelhafter sein, in so fern er von Männern ausging, deren Lehren aus Entbehrung eigener Erfahrung nur unvollkommen sein mußten. Daher konnten die schlichten Anweisungen einer sonst ungebildeten Frau, der Berliner Siegemundin, ein so großes Ansehen erhalten, und vergebens sieht man sich nach Werken um, welche den Wundärzten Anleitung geben konnten; wurden diese in verzweifelten Fällen gerufen, so übten sie jene alten grausamen Künste, welche sie

von ihren Vätern erlernt hatten, zerstückelten und perforierten die Kinder, und lange noch blieb das Fach in Deutschland auf dieser niedrigen Stufe stehen, während in Frankreich lange schon die Geburtshilfe sich zu einer eigenen Wissenschaft emporgeschwungen hatte. Nur in der höchsten Noth traten deutsche Chirurgen ein, den Hebammen sonst gerne das Feld überlassend, auf welchem keine Vorbeeren zu pflücken waren. Erst spät im folgenden Jahrhundert änderte sich auch bei uns das bis jetzt bestehende Verhältniß, und Deutschlands Geburtshilfe kam endlich auch zur Erkenntniß des zu erreichenden Ziels, welches die Nachbarstaaten schon früher ins Auge gefaßt hatten. — Holland dagegen nahm schon mit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts regen Theil an den Bemühungen der französischen Nachbarn: hier zeichneten sich H. van Roonhuyzen, Corn. Solingen, Fr. Ruysch, Jac. Dennyß, vor allen aber Heinr. van Deventer aus, so daß dieser letztere treffliche Geburtshelfer durch seine ausgezeichneten Lehren das Fach einer schönen Zukunft entgegen führte, auch sein schätzbares Lehrbuch in alle Sprachen übersetzt wurde. Seine Verdienste um die Geburtshilfe hat der Verfasser ausführlich zu schildern versucht. — Von den schwedischen Geburtshelfern mußte Joh. van Hoorn hervorgehoben werden, welcher in Amsterdam unter Ruysch, und in Paris unter P. Portal gebildet, in seinem Vaterlande die Cultur der Geburtshilfe sich angelegen sein ließ, und besonders für einen zweckmäßigen Unterricht der Hebammen sorgte. — Weniger war von der englischen Geburtshilfe in diesem Zeitraume zu sagen: erst mit dem Ende des 17. Jahrhunderts wird England durch die Erfindung der Zange wichtig, welche aber durch das eigenthüm-

liche Verfahren der Erfinder längere Zeit ein Geheimniß blieb. Die Darstellung dieser Erfindung gehört aber dem folgenden Zeitraume an. — In Spanien erschien 1638 das geburtshilfsliche Werk von Pedro Munnez, welches 1721 neu aufgelegt wurde. — Eine Schilderung der wichtigsten anatomischen und physiologischen Entdeckungen schließt diesen Zeitraum, und die Verdienste Harvey's, R. de Graaf's, Swammerdam's und Anderer sind näher gewürdigt. Auch sind die Bestrebungen des Thom. Bartholin nicht unerwähnt geblieben, welcher zwar auf die Fortschritte der Geburtshilfe keinen unmittelbaren Einfluß hatte, der aber doch durch seine vielseitigen, und die ganze Medicin umfassenden Arbeiten, welche daher geburtshilfsliche Gegenstände nicht ausschlossen, die Wissenschaft zu seiner Zeit mächtig förderte. — Der achte Zeitraum beginnt mit der Erfindung der unschädlichen Kopfzange, und geht bis zur Bearbeitung der Geburtshilfe durch L u c. J o h. B o ë r. Eine ausführliche Untersuchung ist der Erfindung des neuen Instruments gewidmet, welches von so bedeutendem Einflusse auf die ganze Umgestaltung der Geburtshilfe werden mußte. Der Verf. ist bemüht gewesen, das Dunkel, welches über die Erfindung selbst herrscht, nach allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln aufzuhellen, und hat zu dem Ende seine Forschungen theils dem Insellande, theils aber dem Continente zugewendet. Der weitere Verlauf der Geschichte mußte aber vor allen auf die französische und englische Geburtshilfe Bedacht nehmen lassen: in Frankreich zeichneten sich die beiden G r e g o i r e, Vater und Sohn, J. M e s n a r d, in England R. M a n n i n g h a m und F i e l d i n g D u l d aus. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts trat aber in Frankreich

ein Mann auf, der mit dem größten Eifer sich der Beförderung der Geburtshilfe zuwendete, und dessen rastlose Bestrebungen auch mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt wurden, da ein großer Theil seiner Lehren noch heutigen Tages in vollstem Ansehen sich erhalten hat, wenn auch bei manchen des ersten Urhebers nicht mehr gedacht wird. André Levret war es, welcher auf eine so entscheidende Weise sich um die Geburtshilfe verdient gemacht hatte, daß sein Namen nie aus den Annalen dieses Fachs verschwinden wird: zu einer Zeit geboren (1703), in welcher die Geburtshilfe einen neuen Aufschwung zu nehmen begonnen hatte, trat er gerade da in das practische Leben ein, als die Bemühungen der Geburtshelfer Englands und Hollands, so wie seines eigenen Vaterlandes, dem lange verwaisten Fache bleibendes Ansehen und ehrenvollen Ruhm gesichert hatten: das neue Instrument war erfunden, harrte aber noch gar vieler Verbesserungen, wenn es seinem hohen Zwecke entsprechen sollte: vieles Andere war durch Levret's Vorgänger angeregt, und mußte weiter verfolgt werden, eine schöne und weite Bahn des Wirkens hatte sich mithin dem strebenden Geiste eröffnet, und diese betrat Levret muthig, das sich gesteckte Ziel bis an sein Lebensende verfolgend (1780). Des Zeitgenossen Levret's, Nic. Puzos, geschieht die verdiente Erwähnung, so wie des letztern Lehrers Element. Aber auch England hatte um dieselbe Zeit, als Levret in Frankreich wirkte, seinen W. Smellie, welcher als trefflicher Lehrer und glücklicher Practiker, wie auch als gediegener Schriftsteller sich auszeichnete. Was Levret der französischen Geburtshilfe, das war Smellie der englischen: seine Grundsätze fanden zunächst im Vaterlande die vollste Anerkennung, und hatten

149. 150. St., den 18. September 1845. 1501

auf die ganze Gestaltung der englischen Geburtshilfe, auf ihre Licht- und Schattenseite den offenbarsten Einfluß. Auf Smellie folgen Burton, Counsell, B. Pugh, Will. Hunter, Johnson und Leake. Letzterer hatte im Jahre 1765 das Westminster Lying-in-Hospital mittelst öffentlicher Subscription gegründet, welches dem practischen Unterrichte von Geburtshelfern dienen sollte, wodurch einem wichtigen Bedürfnisse abgeholfen wurde. Näher zu bezeichnen waren noch die Bemühungen Hamilton's in Edinburgh, Foster's und Dease's in Dublin, Th. Denman's in London, welcher in seinem Lehrbuche zuerst die künstliche Frühgeburt hervorhob: erwähnt mußten ferner werden die Verirrungen W. Osborn's in Bezug auf die so häufige Anwendung der Perforation, J. Aitken und Dav. Spence. Es hatte somit die Geburtshilfe seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts in zwei Ländern einen bedeutenden Aufschwung genommen, und der rühmlichste Wettstreit fand zwischen den Franzosen und Engländern Statt. In Frankreich ward aber fast nur allein der Kunst gehuldigt, die Engländer berücksichtigten mehr die großen Kräfte der Natur bei dem Geburtsgeschäfte: sie bestrebten sich die Ausübung des Faches mit dieser selbst in Einklang zu bringen, und erzielten auf diese Weise ganz andere Resultate der Praxis, welche ihrer Geburtshilfe einen von der französischen so verschiedenen Charakter ertheilten. Eine Folge dieser Grundsätze war freilich auch oft ein zu großes Vertrauen auf die Natur, welches sie die Kunsthilfe zur rechten Zeit versäumen ließ: daraus entsprang ihre große Vorliebe für die Perforation, welche am Ende das letzte Hilfsmittel bleiben mußte, da ihnen die Anwendung der Zange sowohl nach ihren Grundsätzen

als auch selbst nach 'der Beschaffenheit ihres Instruments in so ausgedehnter Gebrauchsweise nicht zu Gebote stand, wie diese bei den französischen Geburtshelfern Statt hatte. Beide Nationen verfolgten daher ihre eigene Bahn, trugen aber beide gleichviel zur Vervollkommnung und Bereicherung der Geburtshilfe bei: in einer richtigen Ausgleichung der Grundsätze der einen Nation durch die der andern, wobei die Extreme vermieden wurden, konnte aber die Geburtshilfe der Vervollkommnung zugeführt werden, und daß dieser hier vorgezeichnete Weg auch wirklich eingeschlagen wurde, und zum gewünschten Ziele führte, lehrt der weitere Verlauf der geschichtlichen Untersuchungen. — In Deutschland bietet in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts die Gestalt der Geburtshilfe nicht viel Erfreuliches dar: sie war immer noch in den Händen der Chirurgen, das Fach war zu einem mechanischen herabgesunken, welchem jede wissenschaftliche Umkleidung und jeder höhere Aufschwung fehlte. Die Geburtszange ward erst spät einheimisch, da sich ihrer früheren Einführung theils Unbekanntschaft mit dem Auslande theils die allem Guten hinderlichen Vorurtheile entgegen stellten. Den besten Beweis, wie die Geburtshilfe immer noch an die Chirurgie gekettet war, gaben die geburtshilflichen Lehren des berühmten Laur. Heister, welcher dieselbe vereint mit den chirurg. Lehren vortrug. Nur dem Hebammenwesen fuhren die Deutschen fort Aufmerksamkeit zu schenken, was eine Menge Lehrbücher aus jener Zeit bezeugten. Dagegen hatte sich in Straßburg unter dem trefflichen J. J. Fried eine geburtshilfliche Schule gebildet, welche auf den Umschwung der deutschen Geburtshilfe bedeutenden Einfluß übte. Eine dem

149.150. St., den 18. September 1845. 1503

Unterrichte gewidmete Gebäranstalt zog von weit und breit Schüler herbei, und die vorzüglichsten Geburtshelfer Deutschlands gingen aus dieser Schule hervor. Mit *Crangk* beginnt die Wiener Schule: ihn hatte *van Swieten* nach Paris und London geschickt (1750), um sich daselbst unter tüchtigen Lehrern mit der Geburtshilfe zu beschäftigen um sie dereinst im Vaterlande zu lehren. Seit 1754 nahm *Crangk* in Wien den neu gegründeten Lehrstuhl der Geburtshilfe ein: er begann vor Allem das Hebammenwesen in den österreichischen Staaten zu verbessern, zugleich aber bemühte er sich auch, gute Geburtshelfer zu bilden. Ihm folgte im Amte *Lebmacher*. Ueberall ward nun das Bedürfnis eines zweckmäßig geleiteten Unterrichts der Geburtshilfe gefühlt: schon 1751 ward in Göttingen eine Entbindungsanstalt auf *Haller's* Betrieb unter dem ausgezeichneten *Roederer* errichtet, nachdem dieser sich unter *Levret*, *Smellie* und *Fried* gebildet hatte. Leider war es aber *Roederer* nicht vergönnt, lange thätig zu sein, der schon 1763 im 37sten Lebensjahre starb. Was *Roederer* aber in dieser kurzen Zeit geleistet, das steht mit unauslöschlicher Schrift in den Annalen der Wissenschaft da. Bald folgte Berlin in der Gründung von geburtshilflichen Lehranstalten nach: hier wirkten *Meckel*, *Henckel* und *Hagen*. In Cassel, später in Marburg trat *G. W. Stein*, *Roederer's* und *Levret's* Schüler, auf: an beiden Orten gründete er eine Gebäranstalt, und von allen Seiten strömten ihm wißbegierige Schüler zu, welche nun nicht mehr die letzte Weihe außer den Grenzen ihres Vaterlandes zu erhalten für nöthig hielten. Groß sind *Stein's* Verdienste um das Fach: sein

Bestreben ging besonders dahin, die Operationslehre zu verbessern, feststehende Indicationen aufzustellen, und besonders der Zange, deren Führung er bei seinem Meister *Levret* erlernt hatte, den richtigen Werth zu verschaffen. Treffliche Schüler und später Coryphäen des Fachs gingen aus *Stein's* Schule hervor. Aber auch in Wien fuhren die Geburtshelfer fort, sich auf der erreichten Stufe zu erhalten; hier waren *Plenk*, *Steideler* und *Zeller* thätig; die große Gebäranstalt, welche unter des Kaiser *Joseph's* Regierung 1784 errichtet war, mußte aber die besten Früchte tragen, und in der That fing gerade in Wien die Geburtshilfe an, eine andere Gestalt anzunehmen; hier begann man, die Natur in ihren großen Kräften näher zu erforschen und achten zu lernen, sie ward in die ihr gebührenden Rechte eingesetzt, und der weitem Verfolgung dieser Bahn hatte die Geburtshilfe ihre schönsten Erfolge zu verdanken. Die Geschichte muß aber mit dem Manne, der als Kämpfer für die heiligen Rechte der Natur in die Schranken trat, eine neue Epoche anfangen lassen, welche demnach mit *Boër* beginnt. Langsam hatte sich die Geburtshilfe auf deutschem Boden entwickelt, aber, nachdem sie einmahl eine gewisse Stufe der Ausbildung erreicht, eilte sie rasch vorwärts, und füllte auf diese Weise das früher Versäumte. — In Frankreich hatte sich der Eifer und die Vorliebe für die Geburtshilfe auch in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts forterhalten, *Astruc*, *A. Petit*, *Pean*, *Deleurye* und Andere legen davon das beste Zeugnis ab.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 20. September 1845.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe, von Gd. Casp. Jac. von Siebold, der Phil., Med. und Chir. Dr u. s. w. Zweiter Band.'

Dagegen führte das Bestreben, die Geburtshilfe immer mehr zu verbessern, Frankreichs Geburtshelfer auf einen Abweg, welcher das größte Aufsehen erregte, und bei den Geburtshelfern aller Nationen den regsten Antheil hervorrief. Es war die Synchondrotomie, welche 1768 von Sigault vorgeschlagen, und 1777 wirklich zuerst verrichtet ward. Der Verf. hat dieser merkwürdigen Operation eine genaue Untersuchung gewidmet, und in fortlaufender Reihe ihre ganze Geschichte mitgetheilt; was Deutschlands Geburtshelfer (hier verrichtete sie zuerst G. Casp. v. Siebold schon 1778), was die Holländer und Italiäner gethan, ist erschöpfend erzählt, da die Acten über das Verfahren geschlossen sind, und dieses jetzt gänzlich der Geschichte anheim gefallen ist. Genau mit der

Geschichte des Schambeinknorpelschnitts ist J. L. Baudelocque verflochten, da dieser bereits 1776 eine Gegenschrift verfaßt hatte, und in dieser schon fund that, was die Wissenschaft einst von ihm zu erwarten hatte. Ihm sind daher die folgenden Seiten gewidmet: doch mußten hier die Bestrebungen seines Lehrers Solayrès de Renhac vorher gehen, dieses in der Blüte seiner Jahre der Wissenschaft entrissenen Geburtshelfers, welcher auf Baudelocque's Leistungen von so entschiedenem Einflusse war, wie dieser selbst überall in seiner Schrift rühmlich anerkannte. Nachdem in diesem Zeitraume noch die Bestrebungen der holländischen Geburtshelfer, Pet. Camper und Anderer angeführt sind, folgt noch die Schilderung der Geburtshilfe in Dänemark, wo vor allen Matth. Saxtorph glänzte. Den Schluß des Zeitraums bildet ein Hinblick auf die Geburtshilfe Italiens, wohin vorzüglich die Levret'schen Lehren gedrungen waren. — Der neunte und letzte Zeitraum umfaßt die neuere und neueste Geburtshilfe, mit Luc. Joh. Boër beginnend, da dieser als der eigentliche Gründer des jetzigen Zustandes der Geburtshilfe anzusehen ist. Mit ihm zugleich trat der Göttinger Lehrer Fr. W. Oslander in die Schranken, und während Boër mit aller Macht dahin strebte, der natürlichen Geburtshilfe allgemeinen Eingang zu verschaffen, und dem Wahne entgegen zu treten, in glücklich vollzogenen Operationen allein bestände das Heil der Geburtshilfe, verfolgte Oslander sein ganzes Leben hindurch den Grundsatz, daß nur wahre Kunst bei jeder Geburt Sicherheit und Hilfe verschaffen könne, und schon der Namen, welchen er seinem Fache überall gab, Entbindungskunst, deutet sein Wirken hinlänglich an. Der Verf. hat es sich ange-

151. St., den 20. September 1845. 1507

legen sein lassen, Oslander's große Verdienste, welche der operative Theil der Geburtshilfe durch ihn erfahren, in das richtige Licht zu setzen, mit Entrüstung die Schmähungen abweisend, welche noch nach des alten Lehrers Tode von manchen Seiten über ihn laut werden. Trug auch im Verlaufe der Zeit die Wiener Schule den Sieg davon, und ist die Operationslust den besseren Ansichten gewichen, so muß der Ruhm der Verbesserung der Operationen, welche die Geburtshilfe nimmermehr entbehren kann, dem Göttinger Lehrer dennoch ungeschmälert bleiben, und die großen Verdienste Oslander's sichern ihm ein bleibendes Andenken im Gebiete der Wissenschaft. Eine Uebersicht aller unter Oslander's Leitung in der Göttinger Entbindungsanstalt behandelten Geburten ist hier mitgetheilt worden: es lag ihr keine andere Absicht zum Grunde, als sie zum Belege dienen zu lassen, wie sehr Oslander der Kunsthilfe ergeben war, da gerade der Verf. am allerwenigsten der Reihe Derjenigen sich anschließen mag, welche des alten Göttinger Lehrers Wirken zu verfeßern streben. Schon vor dem Verdachte einer solchen Absicht, hegte ihn Jemand, glaubt der Verf. durch die Art der Auffassung der Leistungen seines Vorgängers sich hinlänglich geschützt zu haben. Die fernere Darstellung der Schicksale unserer Geburtshilfe wendet sich nun in ununterbrochener Ordnung dem deutschen Vaterlande zu, nachdem noch die Verirrungen *Sacombe's* in Frankreich, die italiänischen Geburtshelfer *Balli* und *Asdrubali*, und das Beginnen einer Geburtshilfe in Rußland (*Mohrenheim*) erwähnt sind. In Deutschland zeigte sich im Anfange des 19ten Jahrhunderts der Einfluß jener beiden Schulen von Wien und Göttingen: man neigte sich theils dem einen, theils

dem andern Pole zu, je nachdem das Geschick die Geburtshelfer diesem oder jenem Lehrer zugeführt hatte. Die größere Zahl war indessen den Osian-der'schen Grundsätzen ergeben, da diese doch mehr das Gepräge des ältern, schon vorhandenen Zustandes der Geburtshilfe an sich trugen, gleichsam nur eine Fortsetzung der in Deutschland längst angenommenen französischen (Levret'schen) Ansichten bildeten, während die Wiener Schule sich eine durchaus neue Bahn zu brechen suchte, und hier alle jene Hindernisse fand, welche sich überhaupt jeder neuen und durch keine Uebergangs-Periode gehörig vorbereiteten Reform entgegenstellen. Plötzlich vorgenommene Umgestaltungen in der Wissenschaft haben von jeher kräftigen Widerstand gefunden; das, was der Mensch einmahl besitzt, gibt er schwer auf, und nur ein verständig geleitetes Anreihen des Neuen an das Alte, wodurch Letzteres nur allmählich und kaum bemerkbar dem Ersteren als besser Erkanntem weichen muß, ist im Stande, den Eingang des Neuen zu erleichtern. Diesem Bestreben sich zu unterziehen, fehlte es aber nicht an Männern, und es mußte unter diesen zuvörderst der Vater des Werks, G. L. von Siebold, genannt werden, welcher Osian-der und Boër durch eigene Anschauung kennen gelernt hatte. Die Bemühungen Wigan-der's und W. S. Schmitt's um die Beförderung der Geburtshilfe sind rühmlichst erwähnt: Joh. P. Weidmann in Mainz hat die gebührende Würdigung erfahren, und in fortlaufender Reihe sind die neueren und meistens noch lebenden Geburtshelfer Deutschlands, Stein d. j., Jörg, Naegle, v. Froriep, d'Outrepont, Ritgen, Garus, Busch, Mende, Kluge, J. Fr. Osian-der, Hohl, Kilian, Michaelis u. s. w.

und ihre Verdienste um das Fach angeführt. In erfreulicher Gestalt tritt uns die Geburtshilfe des jetzigen Jahrhunderts entgegen, da sich sowohl der äußere als auch der innere Zustand dieser Wissenschaft zu einer solchen Höhe erhoben hat, welcher ihr nicht allein die Behauptung des einmahl erreichten Standpunctes für die Zukunft sichert, sondern sie auch bei dem fortgesetzten, sich überall fund gebenden regen Eifer ein weiteres Fortschreiten mit Zuversicht erwarten läßt. — Auf die Darstellung der deutschen Geburtshilfe läßt der Verf. den Zustand des Fachs in Frankreich folgen: die Verdienste eines Capuron's, Gardien, A. Dubois in Paris, so wie eines Lobstein und Flamant in Straßburg werden hervorgehoben, die Lachapelle in Paris wird rühmlichst erwähnt, und dankbar der von den Franzosen zuerst für geburtshilfliche Zwecke angewendeten Auscultation gedacht. Durch J. A. Stolz in Straßburg ward die künstliche Frühgeburt, lange schon Eigenthum der deutschen Geburtshelfer, auch in Frankreich eingeführt; durch ihn waren den der deutschen Sprache unkundigen Franzosen die deutschen Erfahrungen bekannt geworden, welche für die Annahme der Operationen den Ausschlag gaben. Möchte Frankreich endlich auch in der Weise des geburtshilflichen Unterrichts dem deutschen Nachbarstaate nacheifern: denn immer noch sind die Pforten der großartigen Maternité den jungen Aerzten verschlossen, und bei der großen Anzahl der Lehrern reicht die vor wenigen Jahren gegründete Anstalt an der École de médecine unmöglich aus, so wenig die vielen andern so genannten Amphitheatres einzelner Privatlehrer ihrer Beschränktheit wegen wahren Nutzen bringen können. Geben doch noch fortwährend Hebammen practischen Unterricht an

Studierende, wodurch sich der beste Beweis einer nicht genügenden Lehrmethode herausstellt. Die Errichtung einer großen Gebäranstalt, dem Zutritt der Studierenden geöffnet, kann allein dem angegebenen Uebelstande abhelfen: nur dadurch wird von Neuem das Interesse und die Liebe für ein Fach in Frankreich geweckt werden, für welches jetzt nur solche Männer mit Erfolg wirken, die durch ein besonders günstiges Geschick vermöge ihrer Stellung in den Stand gesetzt sind, auf einem reichen Felde der Erfahrung Früchte zur Bereicherung und Erweiterung der Geburtshilfe einzusammeln. Es ist um so mehr zu wünschen, daß Frankreich in jener Beziehung sich seinen Nachbarstaaten würdig wieder anschließt, da die Wiege der Geburtshilfe auf französischem Boden stand, das Fach hier seine Hauptausbildung erhielt, und dasselbe noch nach der Hälfte des vorigen Jahrhunderts dort in einer Weise blühte, welche allen andern Ländern zum schönsten Vorbild und nachzuahmenden Beispiele diente. — In Großbritannien ist dagegen auf die beste Weise für den geburtshilflichen Unterricht gesorgt, und die namhaftesten Männer haben sich dem Fache zugewendet. Eine vom Verf. unternommene Schilderung der englischen Geburtshilfe läßt ihre Licht- und Schattenseiten deutlich hervortreten: die trefflichen Lehren Smellie's sind fortwährend als gültig anerkannt, und das vereinte Streben der englischen Geburtshelfer des neuen Jahrhunderts geht dahin, das Fach auf der einmahl erreichten Höhe zu erhalten: allein die verderblichen Lehren Osborn's haben ihren Einfluß nicht ganz verloren, und noch ist die Perforation bei den Engländern eine viel geübte Operationsmethode, wobei sie der Grundsatz leitet: es wird nicht darum perforiert, weil das Kind todt ist, sondern weil es unmöglich ist, die

Mutter auf eine andere Weise zu entbinden (Burns). Die Schriften der Londoner Geburtshelfer Merriman, Ramsbotham, Conquest, Power, Davis, Ryan, Ashwell, Waller, Lee, Rigby und Anderer zeigen zur Genüge, daß die reiche Fundgrube geburtshilf. Erfahrungen, welche die Weltstadt bietet, ihren Geburtshelfern nicht ungenutzt sich eröffnet. Glasgow, Edinburgh und Dublin bleiben nicht zurück, überall sind vortreffliche Entbindungs-Anstalten: in Glasgow zeichnete sich der treffliche Burns, in Edinburgh lehrte James Hamilton, dessen Nachfolger J. Simpson, so wie Campbell, daselbst zu nennen ist, und in Dublin zeichnen sich Eborn Kennedy, Montgomery und Churchill aus. — Auch Holland bewahrt in der neuesten Zeit seinen alten Ruhm auf dem Gebiete der Geburtshilfe: die Namen eines Salomon, Brolik, Baart de la Faille, so wie der belgischen Geburtshelfer Ansiaux, Vanderzande und van Huevel sind Bürger. — In Italien wird der Geburtshilfe gleichfalls die größte Aufmerksamkeit gewidmet: es fehlt auch hier nicht an Männern, welche das Fach nach ihren besten Kräften zu fördern streben, und theils als tüchtige Lehrer, theils als gute Schriftsteller ihr Ziel zu erreichen bemüht sind. Der Besitz geburtshilflich-klinischer Anstalten muß in Bezug auf den Unterricht, und auf die Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln, rühmend anerkannt werden. — Weniger ist über Spanien und Portugal zu sagen: doch läßt der Umstand, daß Hebammen vier Jahre den Unterricht genießen müssen, auf die richtige Erkenntnis der Wichtigkeit der Geburtshilfe schließen. — Im Norden Europa's nimmt dagegen fortwährend die Geburtshilfe einen erfreulichen Aufschwung: Dänemark schreitet hier würdig voran, und die

Schule des M. Saxtorph in Copenhagen bewahrt ihren alten Ruhm. An Sylv. Saxtorph's Stelle, dem Nachfolger seines Vaters, ist G. L. Levy getreten: an der k. chirurg. Akademie ist Fenger thätig, so wie auch Ole Lund Bang sich im Gebiete der Geburtshilfe ausgezeichnet hat. In Schweden wirken Ceder schjöld und Rehnus, und in Rußland hat die Fürsorge der Kaiserinnen großartige Anstalten in das Leben gerufen, welche besonders die Bildung tauglicher Hebammen für die ganze Monarchie bezwecken. Doch fehlt es auch nicht den Aerzten an reichlicher Gelegenheit, sich in der Geburtshilfe auszubilden. In Dorpat lehrt P. Ulfso Walter das Fach, unterstützt durch eine neu gegründete Entbindungsanstalt. — Mit einer Schilderung der Geburtshilfe Amerikas, wo die Namen eines Dewees und Meigs glänzen, so wie mit einer Nachricht über die Bemühungen Elot Bey's, in Aegypten den Hebammen = Unterricht zu heben, schließt der Verf. sein Werk, dessen Inhalt er versucht hat, in kurzem Ueberblicke hier den Lesern dieser Anzeigen nach dem Zwecke derselben vorzuführen. Er kann nur den Wunsch hinzufügen, daß auch dieser zweite Band sich einer guten Aufnahme zu erfreuen haben möge: die unsägliche Arbeit und der wahrlich nicht mit Rosen bestreute Pfad, welchen der Verf. länger als zehn Jahre zur Vollendung seines Werks gewandelt, kann ihm nur dadurch vergolten werden, daß wenigstens der Tadel, welcher vielleicht Einzelnes treffen mag, nicht über das Ganze ausgesprochen werde. So gemißbraucht auch schon oft bei ähnlichen Gelegenheiten der alte Horatianische Ausspruch ward, so möchte ihn der Vf. doch zum Schluß dieser Anzeigen hier nochmals ausrufen: 'Si quid novisti rectius istis, Candidus imperti; si non, his utere mecum!' v. S.

151. St., den 20. September 1845. 1513

B a s e l.

Druck und Verlag von J. J. Mast 1843. Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel. I. Die römischen Inschriften des Kantons Basel von Dr. K. L. Roth. Acht unpaginierte und 24 Seiten in groß Quart.

Vorliegende Mittheilungen versprechen sich würdig an die ähnlichen der Zürcherischen Gesellschaft anzureihen, von welchen diese Blätter schon zwei Bände angezeigt haben; obschon es vielleicht wünschenswerth wäre, wenn beide oder alle ähnliche schweizerische Vereine zu einem größeren Gesamtwerke zusammenträten, um ihre Leser nicht zu zersplittern oder diesen gar das Nämliche zweimahl zu bieten. Denn so ist z. B. der ganze Vorrath gegenwärtiger Inschriften wieder der Sammlung einverleibt worden, welche Hr Drelli unter dem Titel *Inscriptiones Helveticae* im zweiten Bande der Zürcherischen Mittheilungen hat erscheinen und auch in besonderen Abdrücken ausgehen lassen; und so schätzbar auch der Commentar ist, mit welchem sie hier Hr Roth begleitet hat, so bot diesem doch sein Gegenstand selbst zu geringe Nahrung dar, um unabhängig von demselben eine selbstständige Bedeutung zu erlangen. Auch die neuesten Nachgrabungen und Entdeckungen auf der Stelle der alten Augusta Rauracorum, lesen wir S. 12, haben die Hoffnung, dereinst noch bedeutende *monumenta literata* aus der Erde hervorgehen zu sehen, nur noch mehr geschmälert, und unter den ältern Denkmählern, die man hierher zu ziehen pflegte, hat Hrn Roths Kritik selbst noch aufräumen müssen; aus Grabsteinen und Löpferstempeln aber kann höchstens für keltische Namenskunde einiger Gewinn gezogen werden, und die wichtigste Be-

merkung, zu welcher der Verf. Gelegenheit gefunden hat, betrifft die legio I. Minervia, deren Spuren sich in diesen Gegenden unerwartet zu vermehren anfangen. Ihre sonst bekannten Standquartiere liegen am Niederrhein, und noch Grotefend in Verschs Centralmuseum rhein. Inschr. H. II, S. 70 glaubte Grabsteine, die von ihren Veteranen im südlichen Frankreich vorkommen, dadurch genügend zu erklären, daß er annahm, sie sei aus diesen Gegenden recrutiert worden; nach den bei Basel gefundenen Legionsziegeln inzwischen werden wir ihr für die spätere Kaiserzeit dort wohl einen dauernden Aufenthalt einräumen müssen, und höchst scharfsinnig setzt Hr Roth mit der Abkürzung L. P. M. R., die sich auf einigen jener Ziegel findet, die Münze des illyrischen Gegenkaisers Aureolus in Verbindung, auf welcher diese Legio prima Minervia als restituta vorkommt, und deren Echtheit Hr Grotefend hiernach wohl mit Unrecht bestritten hat. Außerdem hat derselbe nicht versäumt, die orthographischen Eigenthümlichkeiten dieser Inschriften gelehrt zu erläutern, wobei wir nur wünschten daß er sich S. 6 nicht hätte durch den Mangel sonstiger Beispiele abhalten lassen, illaeus für illius anzuerkennen; von Rauricus, das er S. 7 bespricht, findet sich jetzt noch ein Fall auf dem 5ten der von Hrn Arneth in Wien herausgegebenen Militärdiplome S. 44, das wenigstens Hr Drelli seiner Rubrik schweizerischer Denkmähler extra Helvetiam noch hätte einverleiben können.

R. Fr. H.

H a m b u r g,

bei Perthes = Besser und Mauke 1845. Zeitschrift für die gesammte Medicin, mit besonderer Rück-

sicht auf Hospitalpraxis und ausländische Literatur. Herausgegeben von F. W. Dyppe n h e i m. Bd. 28. Heft 3 u. 4. S. 289 — 576. Mit einer Beilage von 10 Seiten in Octav.

Ein durch die vorzügliche Darstellung ausgezeichnete Artikel: die chirurgische Anatomie der Schulter, des Oberarms und Ellenbogengelenks, von Dr G. R o ß, geht durch beide Hefte und eignet sich sehr wohl zu einer Probe von einer umfassenden Schrift gleichen Inhalts, wie sie Hr. R o ß verspricht, — aber läßt seiner Natur nach nur eine Erwähnung zu. Gute Darstellungsgabe, überall schätzbar oder unschätzbar, bei descriptiven Abhandlungen unentbehrlich, ist gleichwohl auch bei Anatomen vielleicht nicht häufiger, als in Deutschland überhaupt. — Auch Prof. Dr Seidlitz in Petersburg gibt hier (S. 378) wieder eine Probe von diesem seinem schönen Talente, ein medicinisches Problem, nämlich einen Fall von hartnäckigen Schmerzen mittheilend, deren nächste Ursache schwer zu bestimmen war: Gicht, Syphilis, Mercur waren im Spiele, ob aber einfach oder in binärer, oder ternärer Verbindung — ist gerade das Fragliche. Nach Curen aller Art starb Pat. in Gräfenberg.

Dr Isenbeck daselbst hebt die günstige Wirkungsweise des Extr. opii sine narcotina (S. 516) hervor; es habe fast nur die guten Eigenschaften des Opiums; allein das Morphinum scheint berufen, die Opium-Präparate, bis auf wenige, in Ruhestand zu versetzen. 'In allen diesen Fällen (von Entzündungen) schien es mir, sagt Hr Isenbeck S. 519, daß die Schmerzhaftigkeit des entzündeten Theils sich schneller verlor und der Kranke die Nächte ruhiger zubrachte und im Ganzen sich früher erholte.' Auch wir glauben, daß

man den Schmerz zu wenig beachte, daß derselbe keineswegs wegen seiner organischen Folgen genügend gefürchtet werde und daß die 'frühere Erholung' der beruhigten Kranken, die Verf. beobachtete, ein sehr rationelles Resultat sei. In den Händen von Empirikern freilich ist jedes Mittel gefährlich.

Die physicalische Untersuchungsweise der Brust bedarf zwar keiner Empfehlung mehr, dennoch ist der Fall einer geheilten Pleuresie (von Gankler erzählt S. 520) lesenswerth, indem man hier die Genesung gleichsam wachsen hören konnte.

Eine sehr angenehme Erscheinung bildet der clinische Bericht über das Stockholmer Seraphimen-Spital von H. Huß; der Auszug ist so ausführlich, als das Werk in Deutschland selten und unzugänglich ist. Bei Meningitis hält Verfasser den Eintritt einer Paralyse des oberen Augenlides, selbst wenn im Allgemeinen Zeichen der Besserung erscheinen, für Vorboten des Todes. Apoplexie scheint ihm besonders bei Frauen von Herzkrankheiten abhängig; bei Männern scheinen gewisse Beschäftigungen die Disposition zu derselben zu entwickeln; so waren unter 9 apoplectischen Männern 5 Schuster, — was uns wegen ihrer Neigung zu psychischen Leiden beachtenswerth scheint. Der gewöhnlichen Behandlung wird das Compliment gemacht, daß erfahrungsmäßig die während 7—8 Tage nicht behandelten, dann aufgenommenen Landleute eben so glücklich durchkamen, als Andere. — Wenn freilich nicht die s. g. Haemorrhagia cerebri, sondern eine Substanzverletzung des Hirns die Hauptsache bei Apoplexie ist, so gewinnen die üblichen und vielleicht allein möglichen Mittel eine andere Bedeutung, und scheint es fast, als hätte die VS. bei weitem weniger Eile, als man glaubt,

indem sie nur die Reaction vermindern und die Resorption erhöhen kann, — Bei einer plötzlich nach Schreck und Laufen entstandenen Cyanose diagnosticiert Verfasser Ruptur einiger Trabeculae der rechten Kammer; Pat. genas. — Indes können wir Verfasser hier nicht durch alle Krankheits-Classen und Fälle begleiten.

Ueber den Typhus in Schottland von 1843 erhalten wir Auszüge aus Alison's und Cormack's Schriften. Letzterer beschreibt eine Form, welche mit der Febris flava die größten Analogien darbietet und schon früher in Edinburg (1817) und Dublin (1829) beobachtet wurde. — Wer einen der sich unklaren Contagionisten hören will, lese Monette über gelbes Fieber (S. 350).

Die medicinische Statistik, von der polizeilichen abhängig, konnte erst in der neueren Zeit zu einiger Bedeutung gelangen. Chassinal unterwirft in seinen 'Etudes' (S. 453) nicht weniger als 118,179 Sträflinge seiner Berechnung, um die Sterblichkeit der einzelnen Classen in Frankreichs Strafanstalten zu bestimmen. Es muß die freie Luft bewirken, daß die Galeerensclaven eine geringere Mortalität darbieten, als Männer gleichen Alters in den Zuchthäusern; dort starben 3,84, hier 5,09 gegen 1 der freien Population, und der Philanthrop wird wegen der großen Verschiedenheit, welche die Mortalität der einzelnen Anstalten zeigt (Brest, Toulon, Rochefort verhalten sich wie 100:136:167; Poissy und Gyßes wie 109:284!), auf Revision der Disciplin, der hygienischen Verhältnisse, oder auf Berücksichtigung dieser verschiedenen Verderblichkeit bei Bestimmung der Strafdauer antragen müssen.

England scheint mit Riesenschritten das nachzuholen, was es bisher auf dem Gebiete der öffent-

lichen Hygiene versäumte. Wir haben hier (S. 455) den ersten Bericht der Commission zur Untersuchung des Gesundheitszustandes bevölkerter Plätze vor uns; er bestätigt im Großen die Macht der natürlichen Einflüsse der Luft, des Lichts, des Wassers etc. — Wilde legt den Censuß von 1841 in Irland seiner Beleuchtung der Bevölkerungsverhältnisse in medicinischer Hinsicht zum Grunde; allein die Resultate sind wegen der nachlässigsten Registratur in Büreaus und Hospitälern durchaus unzuverlässig. Farr's Arbeiten hingegen werden die medicinische Statistik Englands, die hier bereits als fünfter Jahresbericht erscheint (S. 475), unstreitig nach einem neuen Quinquennium schon zu einer gewissen Stabilität in ihren Ergebnissen bringen; Farr geht auf die Mortalität specieller Krankheiten ein, so daß mit der Zeit eine Parallele zwischen der Pathologie der verschiedenen Nationen gezogen werden kann, aus welcher die physiologischen und therapeutischen Eigenthümlichkeiten der Völker und die Salubrität ihrer Domicile im Großen zu entnehmen wären, — ein freilich mehr theoretischer, als direct practischer Gewinn.

Aus einer statistischen Arbeit des verstorbenen Jorry über die Verein. Staaten ergibt sich das besondere Resultat, daß die Taubstummen unter den Weißen, die Blinden unter den Farbigen häufiger, die Irren gleich häufig seien. Bedenkt man, daß Blindheit weit öfter erworben ist, als Taubstummheit, so scheint die Natur der Weißen leichter fehl zu greifen, als die der Farbigen.

Eine traurige Notiz wird von der Verderblichkeit der Stahlschleiferei nach Holland's Statistik von Sheffield S. 485 gegeben; die jährliche Mortalität der Gabelschleifer verhält sich zur allgemeinen in England wie 475:160. Es folgt dann noch der Bericht der Londoner Irren-Commission,

welche alle Anstalten des Landes musternd, mit lobenswerther Freimüthigkeit alle Gebrechen der einzelnen, namentlich privaten Irren-Asyle hervorhebt. Es versteht sich wohl von selbst, daß bei dieser großartigen Revision alle Fragen des Irrenwesens zur Sprache kommen, die begreiflich nicht gerade gelöst, aber mit der klarsten Intelligenz beurtheilt werden. Beßlagenswerth ist die an Gesetzmäßigkeit streifende Manigfaltigkeit der Reglements, beßlagenswerther die Stellung der Aerzte an manchen Anstalten; so hat das schöne Hanwell, wo, wie Marx sagte, 'durch die That bewiesen wird, was der Mensch über den Menschen durch das Menschliche vermag', einen eignen Gouverneur, der die Diener und selbst die Aerzte entlassen kann, Classification, Beschäftigung, Zerstreuung, Verwaltung controllirt und nur den inspiciierenden Beamten (ebenfalls Laien) verantwortlich ist. Man wird unwillkürlich daran erinnert, daß selbst der Finger Gottes dem Aegypterkönig L—e in den Pelz setzte und das Zuviel und Zuwenig des Regierens gleiche Nachtheile habe.

Die Commission zählte 16821 arme Irre (aber in Wales ist Alles noch so verworren, daß hier die bestimmte Zahl nur den Werth der allgemeinen hat) und 4072 private. Die Population betrug 1844 in England:

M. 7,589,659 arme Irren	7159 = 1:1060	} = 1:1000
W. 7,945,962 —	8442 = 1:942	

in Wales:

M. 463 985 —	542 = 1:856	} = 1:775
W. 480 476 —	678 = 1:709	

Wir wollen noch hinzufügen, daß die Commission den Gedanken, es sei beim f. g. Zwang kein Unterschied zwischen Muskel- und Leder-Strängen, auf ihre Weise entwicke; aber schwerlich wird eine große Principienfrage bei uns so leicht in eine specielle

und formelle Lächerlichkeit ausarten, wie wir's im Streite der Anglicaner über Zwang und f. g. Nichtzwang erblicken.

Unter Zeitschriften sind scandinavische, holländische, ungarische berücksichtigt, und gewähren diese Auszüge manchen lesenswerthen Artikel, z. B. Töltenyi über Pandemien in den Pesther Jahrbüchern, Danielsen über die Leprosen, Kallevig über die Pneumonien im Reichshospital im norwegischen Magazin; doch gehen wir auf die Masse kleinerer Abhandlungen nicht ein.

Unter den Recensionen finden wir einige schwierige und tüchtige von Dr Alexander in Altona; so die von Kraus's etymologischem Lexicon, das den tüchtigsten Philologen zu schaffen machte, und von Häser's und Thierfelder's Bibliotheca epidemographica, denen eine sehr große Anzahl neuer Aditamenta angehängt ist.

Ueber Choulant's kranioskopische Vorlesungen denken wir weniger milde, als der Hr Rec. Choulant hat zwar nur das übliche Verschönerungs-Quantum einfließen lassen, daß die Laien bei allen Darstellungen der Wirklichkeit zur Ergözung bedürfen; die angehängte Literatur aber, pro et contra, Wissenschaftliches und völlig Untaugliches nicht sondernd und natürlich nicht absolut vollständig scheint uns weder Laien noch Aerzten von Nutzen; indes soll unsere Abneigung gegen schwächliche Recensionen und gegen den verderbten Gegenstand, keinesweges Hr Ch. treffen, dessen Verdienste wir kennen.

Aus Frohbeen's Dissertation ersieht man die häufige Complication des Scorbut's mit der Syphilis im Petersburger Militär; — aber wir dürfen es schon Jedem überlassen, das Seinige aus obiger Zeitschrift zu entnehmen. Nathan.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 22. September 1845.

G ö t t i n g e n,

bei Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Philosophische Vergleichung der Römischen, Preussischen und Französischen Civilgesetzgebung. IV und 180 Seiten in Octav.

Die Idee des unbekannten Verfs, zur Vorbereitung für die immer mehr als Bedürfnis hervortretende Codification des bürgerlichen Rechts das römische, preussische und französische Civilrecht in seinen Grundansichten und Hauptbestimmungen mit einander zu vergleichen, verdient ohne Zweifel volle Billigung. Prüfet Alles und das Gute behaltet, ist besonders für den Gesetzgeber ein bedeutungsvoller Spruch, und der Einseitigkeit in dem Urtheil über Bestehendes, sowie der Uebereilung in der Herbeiführung einer Reform tritt eine, nicht bloß äußere, Vergleichung verschiedener positiver Rechte als besonders wirksames Gegenmittel in den Weg. Jeder Beitrag dazu ist daher dankend anzuerkennen, wenn er auch, wie der vorliegende,

nur theilweise den Anforderungen entspricht, welche an eine solche Arbeit gemacht werden können.

Die meistens aus einer Unkenntnis des einheimischen Rechts hervorgegangene und mit vornehmer Ignorierung desselben verbundene unbedingte Anpreisung des römischen Rechts findet zwar auch jetzt noch einzelne Vertreter; im Ganzen sieht aber doch auch die Mehrzahl der Romanisten ein, daß es eben so unzulässig als unmöglich ist, alle Rechtsverhältnisse der Gegenwart nach dem Schrot und Korn des römischen Rechts zu bemessen, und daß bei allen großen innern Vorzügen des römischen Rechtssystems es eine ganz andere Frage sei, ob dasselbe dem Bedürfnisse des deutschen Rechtslebens entspreche und ob nicht eine neue Civilgesetzgebung an die Stelle des, seit Jahrhunderten der selbstständigen Entwicklung eines nationalen Rechts hindernd in den Weg tretenden, fremden Rechtsbuchs gesetzt werden müsse? wobei man sich über nichts mehr wundern kann, als daß oft gerade Diejenigen, die das positive Recht als ein Product der Volks-Individualität betrachtet wissen wollen, für die Verneinung der Codificationsfrage in die Schranken getreten sind. Manche Rechtsdisciplinen haben sich schon längst von den Fesseln des römischen Rechts befreit, und die Frage über die Nothwendigkeit einer dem Bedürfnis entsprechenden neuen Gesetzgebung ist hier durch die That entschieden. Dieß gilt insbesondere vom Staatsrecht, für welches die Mehrzahl der Bundesstaaten in den neuern Verfassungs-urkunden eine das Rechtsverhältnis zwischen Regierung und Unterthanen normierende Gesetzgebung erhalten hat, und noch mehr vom Criminalrecht, für welches die Anwendung der zum Theil fremden Rechtsquellen durch die von Jahr

zu Jahr sich mehrenden Strafgesetzbücher in immer engere Grenzen zurückgedrängt wird. Am wenigsten ist allerdings bis jetzt für das Privatrecht geschehen, indem die meisten deutschen Staaten noch einer neuen Civilgesetzgebung entgegen sehen. In einigen Ländern ist aber selbst in der Verfassungs-Urkunde eine darauf gerichtete Zusage enthalten, mit deren Erfüllung zum Theil auch schon der Anfang gemacht worden ist. An ein auch formellgemeinsames Civilgesetzbuch für ganz Deutschland ist aber freilich bei der gegenwärtigen politischen Gestaltung unseres Vaterlandes nicht zu denken.

Der Zweck, den der Vf. der vorliegenden Schrift verfolgte, war (Vorrede S. IV), darzuthun, 'daß das Privatrecht, der Ausdruck des Familienlebens und des rechtlichen Bewußtseins einer Nation, mehr oder weniger ein Ausfluß des öffentlichen Rechts, der Volksansichten und Sitten derselben sei und daß bei den großen Veränderungen im Staatsleben und bei den entstandenen neuen Rechtsverhältnissen und Instituten neue Civilgesetzbücher nothwendig seien.' In der Einleitung ist dieser an sich freilich nicht neue Gedanke weiter ausgeführt. Insbesondere sucht der Verf. von diesem Standpunct aus die Nothwendigkeit einer vollständigen Umarbeitung des preussischen allgemeinen Landrechts zu deducieren, und die Abfassung eines kurzen Civilgesetzbuches und eines besondern Codex des Handelsrechts als ein dringendes Bedürfnis der Zeit darzustellen, womit man gewis gern übereinstimmt. Wenn er aber glaubt, daß Preußen als Schöpfer und Gründer des deutschen Zollvereins und wegen seiner politischen Stellung in Deutschland, sowie wegen seiner Intelligenz und der größern Leistungen und Vorarbeiten in der Gesetzge-

bung allein unter den deutschen Staaten dazu
 berufen sei, ein deutsches National-Gesetzbuch zu
 schaffen, und daß alle Blicke in Deutschland ver-
 trauensvoll auf Preußen gerichtet seien, so
 möchte die Allgemeinheit dieses Vertrauens doch
 von mancher Seite her bezweifelt und gegen die
 ganze, auf einem gewissen Eigendünkel und einer
 Selbstüberhebung beruhende, patriotische Phrase,
 welche schon oft genug und in verschiedenen Varia-
 tionen aus preußischem Munde vernommen wor-
 den ist, in so fern Protest eingelegt werden, als
 sie für Preußen auf den Grund vermeintlich hö-
 herer Intelligenz ein Vorrecht in Anspruch nimmt
 und den übrigen deutschen Ländern zumuthet, die
 preußische Ausprägung des Deutschthums in Sitte
 und Recht zur allgemein giltigen zu erheben. Auch
 wird, wenn die mehrfach hervortretende Ansicht des
 Verfs über den wesentlichen Zusammenhang zwi-
 schen dem öffentlichen und Privatrecht eines Volks
 richtig ist, schon deshalb der Blick des übrigen
 Deutschlands so lange nicht vertrauensvoll auf
 Preußen gerichtet sein können, als es in der Ent-
 wicklung seiner Staatsverfassung nicht einen ent-
 schiedenern, dem Rechtsbewußtsein der großen Mehr-
 heit der deutschen Nation entsprechenden Weg be-
 tritt und in dieser Hinsicht selbst erst einen sichern
 und festen Boden gewinnt. Was aber die Gesetz-
 gebung überhaupt betrifft, so hat sich Preußen
 durch die bisher erschienenen legislatorischen Pro-
 ducte, nach der in Deutschland herrschenden Ueber-
 zeugung, noch keineswegs so entschieden zu der
 Rolle legitimiert, welche der patriotische Eifer des
 Verfs — denn wahrscheinlich ist er doch Preuße —
 ihm zugetheilt wissen will.

Gegen die von dem Verf. entwickelten Verschie-

152. St., den 22. September 1845. 1525

Denheiten des römischen, preussischen und französischen Rechts wäre mancherlei mit Grund einzurwenden. Die vergleichende Darstellung selbst zerfällt in einen allgemeinen und speciellen Theil. In jenem (S. 28 — 33) gibt der Verf. nur einige sehr kurze Bemerkungen über den verschiedenen Standpunct der drei Legislationen in Betreff der Lehre von den Gesetzen, von Personen und Sachen überhaupt, von Verträgen und Willenserklärungen und vom Besitze und der Verjährung. Der specielle Theil behandelt in drei Abschnitten oder Büchern das Personenrecht (S. 34—108), das Sachenrecht (S. 109—158) und das Obligationenrecht (S. 159 — 180).

Zachariä.

Z ü r i c h.

In Commission bei Meyer und Zeller 1844.
Die Ruhr, als Epidemie und als Krankheit im Individuum, mit besonderer Rücksicht auf ihren epidemischen Verlauf im Egerithale während der Jahre 1841, 1842 und 1843, von J. M e r z, Arzt in Unteregeri. IV u. 101 S. in kl. Octav.

Der Verf., ein junger Arzt im Canton Zug, war ein Schüler Ringseis's in München. Als solcher, 'von den neuen Ideen seines Lehrers über Epidemien und ihre Aetiologie, man mag sagen bis zur Einseitigkeit, eingenommen', schickte er in diesem Büchlein Betrachtungen über die Epidemien überhaupt, über System der Epidemien und über epidemische Krankheitsursache den speciellern Kapiteln über die Ruhr als Epidemie, dann über die Ruhr epidemie

in Egeri, endlich über die Ruhr im Individuum voraus. Hätte der Verf. darauf aufmerksam gemacht, daß zwischen manchen Epidemien eine Verbindung existiere und zwar nicht allein zwischen den gleichartigen, sondern auch zwischen den durch Krankheitsförm ähnlichen, ferner daß gewisse Epidemien von gewissen sporadischen Krankheiten oft begleitet werden, so wäre dieß eine Frucht bringende, interessante Betrachtung gewesen. Allein derselbe fängt höher an. Er sagt von den Epidemien überhaupt: 'Sie sind eine wohlgeordnete Hierarchie. An des großen Weltensfürsten (princeps Sydenh.) Wink und Willen hängt ein ganzes, großes, untergeordnetes Volk. Wie im Sternenreiche um die Sonne, so kreisen in stäts unwandelbaren (!) Bahnen um die Weltepidemie eine Menge Trabanten mit zentraler und peripherischer Bewegung ('quasi satellites' Stoll). (S. 17. Wenn Cholera epidemisch ist, zeigen sich vorher, nebenher, nachher bei Einigen Typhen, Cholerinen, Ruhren, Anginen; wenn Typhus, verschiedene katarrhalische, nervöse Krankheiten, Dysenterien, Wechselfieber, Anginen (Schönlein); wenn Pest, Dysenterien, Intermittens, typhöse Fieber (Pesëbre)). Die einer Weltepidemie vorangehenden, mit ihr gleichzeitig verlaufenden und ihr nachfolgenden epidemischen Krankheiten sind nur verschiedene Intensitäts-Grade, Glieder desselben krankmachenden Processes. Jede minder entwickelte epidemische Krankheitsform hängt mit einer höheren Stufe und durch diese mit der weltepidemischen Akme zusammen (!) . . . Alles, was in dieser Welt aufeinander folgt, ist in einem bestimmten Zusammenhange. Die weit verbreitete Epidemie hat, wie alles Welthistorische, lange voraus-

gehende Bedingungen in der Vergangenheit, ausgedehnten Einfluß auf die Gegenwart und lange währende Folgen für die Zukunft. (Sehr richtig!). Die die Weltepidemie begleitenden Epidemien sind nur die Bedingungen, Wirkungen und Folgen derselben.' (Viel zu allgemein! Kann nicht eine Scharlachepidemie neben einer Cholera-, einer Influenza-Epidemie sein? und doch möchte selbst der Verfasser die eine nicht von der andern abzuleiten versuchen). Für sich führt Verf. an Hippokrates, Sydenham, Stoll, Ringseis. — Die Ruhr nun speciell betrachtend zählt Verf. zuerst die Epidemien auf, die seit dem 6ten Jahrhunderte bekannt geworden sind. Dann wird ihr Verhältniß zu den heftigeren Volkskrankheiten betrachtet: orientalische und hiesige Cholera (welche er für intensivere Ruhr zu halten geneigt ist), Typhus (dem sie voraus- und in den sie, zuweilen sogar durch ihr Contagium, übergeht, mit dem sie gleiche ursachliche Momente hat), sowohl der europäische als auch der westindische, als auch der orientalische (die Pest). Als Trabanten (Vor-, Mit- oder Nachläufer) werden aufgeführt, zum Theil durch Sydenham und Stoll genauer betrachtet, biliöse, biliös-rheumatische, rheumatische, rheumatisch-nervöse Fieber, überhaupt Katarrhalsfieber mit dem Charakter des herrschenden Krankheits-Genius, Anginen, Odontalgien, Diarrhöen, Blasenkatarrhen, Localrheumatismen aller Art, sogar Variolen und Friesel. — Die Ruhr-epidemie in Ggeri hat als Unterabtheilungen: Vorläufer und Begleiter, Aetiologie (doppelt: 1) 'durch spontane Genese oder infusorielle Bildung, hier Sumpfluft, oder 2) durch Weiterpflanzung vermittelt Samen oder contagiose Genese,' welche

letztere jedoch selbst im Individuum für viel zu selten erklärt wird, als daß durch sie die Ruhr epidemisch sich ausdehnen könnte), zuletzt Prognosis. — Die Ruhr im Individuum hat folgende Rubriken: Krankheitsbegriff ('katarthallische Halbentzündung irgend eines Darmtheiles, die aber auch zum höchsten Grade der Entzündung steigen, die auch typhos werden, die nach dem Charakter des Subjectes mit hyperarteriösem, mit hyperarteriös = bilösem, bilös = venösem, pituitös = lymphatischem, putridem, hektischem, phthisischem, erethischem oder torpidem Charakter einhergehen kann'), Symptomatologie, Aetiologie (spontane und contagiose Genese, letztere mit Gewisheit nur zweimahl beobachtet), Verlauf (7, 14, 28, 35, 42 Tage), Ausgänge (Genesung durch Schweiß und Harn, Phlyktänen um Mund und Nase bei galliger Ruhr, Diarrhoe, Blennorrhoe, Hydrosis, Induration selten, Darmphthisis einmahl, Ischias, rheumatische Affectionen, Typhus, Enteritis, Exulceration, Paralyse der Unterleibs-nerven), Section, Prognosis. — Die Therapie, welche in Diätetik und Medicamente zerfällt, macht den Beschluß, ist jedoch, so wie der ganze wesentlichste Abschnitt ('Ruhr im Individuum'), nur eine Skizze, ohne Eigenthümlichkeit und ohne Berücksichtigung der Ansichten mancher wichtigen Auctoritäten. Auf diese Weise zeichnet sich das Werkchen mehr aus als allgemein epidemiologisches, denn ein die Ruhr abhandelndes. W. Hy.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. 154. Stück.

Den 25. September 1845.

L o n d o n.

Printed for the Camden Society. Quart.

I. Three chapters of letters relating to the suppression of monasteries, edited from the originals in the british museum by Thomas Wright. 1843. XVI u. 304 S.

Eine Sammlung von 142 der wichtigsten Briefe und Urkunden für die kirchlichen Bewegungen und die Sittengeschichte der Geistlichkeit in England während des Zeitraums von 1528 bis 1555, denen, wo es erforderlich schien, erläuternde Noten beigegeben sind. Man ersieht aus ihnen, mit welcher Schnelligkeit der von Wolsey gegebene Anstoß zur Aufhebung einzelner Klöster sich verbreitete, in wie kurzer Zeit er die Säkularisation aller kleineren, dann auch der größeren Gotteshäuser zur Folge hatte. Gegen einen Heinrich VIII. mußte freilich jeder Widerstand der Prälaten, jeder Protest der Capitel sich so fruchtlos erzeigen, wie der Versuch, durch das Anerbieten einer Abfindungssumme das Fortbestehen des Klosters zu erwirken. Andererseits

spricht sich der glühende Dank von Klosterbrüdern, aus ihrem todten Zwangsleben erlöst zu sein, der unverhaltene Jubel über das Licht des Evangeliums, wie es, anfangs verstohlen, dann heller und immer heller im englischen Reiche leuchtete, in vielen Briefen aus. 'Prayse be to God, who of hys infynyte goodnes and mercye inestimable hath brought me owt of darcknes into lyght, and from deadly ignoraunce unto the quicke knowledge of troth' schreibt 1533 der zwei Jahre darauf zum Bischofssitze in St. David berufene William Barlow an den König.

Man begegnet hier den in einzelnen Klöstern aufgenommenen Inventarien, die zum Theil auf nichts weniger als auf Berwöhnung und Lebensgenuß der geistlichen Genossenschaft hinweisen, während sie an andern Orten einen Beleg für den Reichthum der Abteien abgeben; Berichten über Verhandlungen mit Mönchen, die sich gegen das an sie ergangene Ansinnen sträuben, über die Stimmung, welche sich (1535) bei Gelegenheit der Säkularisation der kleinen Klöster im Volke kund gab, einzelner Commissarien über die Einkünfte und sittliche Haltung der Bewohner von Abteien. 'We ffound,' schreibt John Bartelot an den Staatssecretär Cromwell (S. 60), 'we ffound the prior of the Crossid Fryers in London at that tyme beyng in bedde with his hoore, both nakyd, about XI of the klok in the for none, upon a Fryday.' Derartige Schilderungen vom zügellosen Leben der Klosterleute, sogar der Karthäuser, Erzählungen, daß Nonnen in verschiedenen Klöstern von Yorkshire Tränke einzunehmen pflegten ad prolem conceptum opprimendum, finden sich viele, wenn schon nicht alle Berichte mit so artigem Humor abgefaßt sind, wie der von Dr Layton

153. 154. St., den 25. September 1845. 1531

an Cromwell, in welchem er die Art und Weise beschreibt, wie er des Abtes zu Langdon (in Kent) hore, alias his gentle womman, im Kloster aufgegriffen habe. Dazwischen stößt man auf Klagen der Commissarien, daß einem Abte die Beseitigung der Schätze gelungen sei, noch ehe man das Kloster habe umstellen können, auf Relationen über die Vollziehung des Befehls der Aufhebung, über das an die noch bestehenden Klöster ergangene Verbot, Veräußerungen irgend einer Art vorzunehmen, Petitionen von Mönchen und Prälaten, daß man sie für ihre Person im Genuße der zeitlichen Güter lassen möge, Empfehlungen einzelner würdiger Mönche durch Bischöfe, Schreiben von Geistlichen, die in den Stand der Ehe getreten sind und sich wegen dieses Schrittes, dem heftigen Heinrich VIII. gegenüber, entschuldigen. Die bei Gelegenheit der Visitation der Klöster in Wales (S. 206 ff.) abgefaßten Berichte, enthalten zugleich merkwürdige Mittheilungen über die geistige Verdumpfung und die wunderbare Ignoranz der dortigen Mönche.

II. A contemporary narrative of the proceedings against Dame Alice Kyteler, prosecuted for sorcery in 1324, by Richard de Ledrede, bishop of Ossory. Edited by Thomas Wright. 1843. XLII und 61 Seiten.

Dieser kleine, hiermit zum ersten Male veröffentlichte Bericht gewährt dem Leser nicht nur ein anschauliches Bild von dem bürgerlichen Leben Irlands unter der Regierung Eduards II., er gibt zugleich einen höchst wichtigen Beitrag für die Geschichte des Aberglaubens, der Hexenprocesse, hinsichtlich welcher in Bezug auf England der gelehrte Herausgeber in der Einleitung eine gedie-

gene Uebersicht zusammenstellt. Daß demselben bei dieser Gelegenheit der Proceß der Tempelherrn in London, York und Lincoln entgehen konnte, fällt um so mehr auf, als man in ihm, der nur wenige Jahre vor der hier, nach einer gleichzeitig abgefaßten Handschrift, mitgetheilten Erzählung Statt fand, den ganzen tollen Wahn zusammengedrängt findet. Die hier vorgetragene Begebenheit ereignete sich im Jahre 1324. Die höchst lebendige Darstellung in lateinischer Sprache führt uns zugleich den Zustand bodenloser Verwirrung vorüber, wie er damahls hinsichtlich des Gerichtswesens in Irland vorwaltete, den Troß, mit welchem Adel und Volk den Prälaten begegneten, die sich auch hier durch Consequenz in der einmahl gewonnenen Stellung zu behaupten wußten, endlich die für die ältere Geschichte höchst interessanten Formen des gerichtlichen Verfahrens.

III. *Chroniques de London, depuis l'an 44 Hen. III. jusqu'à l'an 17 Edw. III. Edited from a Ms. in the Cottonian library by George James Aungier. 1844. XXI und 112 Seiten.*

Zur Verständigung dieser im nordfranzösischen Dialecte abgefaßten und aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammenden Chronik hat der Herausgeber sich der sorgfältigen Durchsicht mehrerer auf die Geschichte Londons bezüglichen Handschriften, namentlich des dem 12. Jahrhundert angehörenden *liber de antiquis legibus* unterzogen und die solchergestalt gewonnenen Belege und Erörterungen in Noten hinzugefügt, welche an Umfang dem Text nicht nachstehen. Die Chronik umfaßt die letzten zwölf Jahre der an bürgerlichen Unruhen so reichen Regierung Heinrichs III., die Zeit

Eduards I., der das Gerichtswesen ordnete, für eine treue Beobachtung der Geseze sorgte und der Hauptstadt die von seinen Vorgängern entrißenen Freiheiten zurückgab, des zweiten Eduard, unter welchem die Bürgerschaft Londons noch ein Mahl ihre Privilegien der Willkür des Herrschers preisgegeben sah, endlich das erste Drittheil der Regierung Eduards III. In der Einleitung erörtert der Herausgeber auf übersichtliche Weise die Ausdehnung, welcher sich die Stadt, 'the lady of the kingdoms', in dem angegebenen Zeitraum erfreute, ihre Verwaltung und ihr Corporationswesen, so wie die Stellung, welche sie unter verschiedenen Verhältnissen der Krone gegenüber einnahm. Der ungenannte Chronist zählt nach den Regierungsjahren der Könige und beginnt jedes Jahr mit der Namhaftmachung der Mayors und Sheriffs der Hauptstadt. Seine Darstellung beschränkt sich keinesweges auf das Weichbild; sie verbreitet sich gleichzeitig über die Ereignisse, welche das Königreich im Allgemeinen betreffen, über die flandrischen Kriege, selbst über Begebenheiten im gelobten Lande, und während man einerseits, nach Art der meisten Chroniken, auf dürre Angaben von Todschlägen, Judenverfolgungen, Unwetter, Hinrichtungen etc. stößt, begegnet man andererseits lieblichen Erzählungen, bei denen der Verf. mit unverkennbarem Wohlgefallen verweilt. So gleich im Anfange die Erzählung von dem tragischen Ende der schönen Rosamunde, die der Chronist irthümlich, statt an Heinrich II., an den dritten König dieses Namens knüpft; eine Erzählung, welche in ihrer Färbung, wie auch der Herausgeber in einer Anmerkung hervorhebt, offenbar aus einem Cyclus volksthümlicher Balladen hervorgegangen ist. Die schauerliche Art, wie die Königin

an der verhaßten Nebenbuhlerin Rache nimmt, das Dramatische des Vortrages, erinnert an mehr als eine englische Ballade. Dann heißt es: 'Lors comensa le roy a waymenter et graunt deol a demener pur la tresbele Rosamounde, q'il taunt ama en queor. 'Allas! dolente!' fist il, douce Rosamounde, si douce ne si bele creature ne fust unkes trovée.'

Mit dem Regierungsantritt von Eduard II. gewinnt die Chronik an Umfang, die aphoristischen Mittheilungen machen mehr einer geordneten Erzählung Platz, die von nun an für den Freund der englischen Geschichte einen hohen Grad von Wichtigkeit erhält. Doch wird das Verzeichniß der Mayors bei keinem Jahre als Ueberschrift vergessen und findet die Angabe jeder ungewöhnlichen Begebenheit, sollte sie auch nur mit zwei Worten eingeschaltet werden, ihr Unterkommen. Letzteres spricht sich schon in der Ueberschrift aus, die z. B. beim Antritt der Regierung Eduards III. also lautet: 'Ceux sont les nouns des meirs et viscountes en le temps Edward le Tierce né a Windesore, et autres mervēiles qe ount esté en le mesme temps.' Bei einzelnen Stellen findet man sich an den Ton von Froissart erinnert. So heißt es (S. 73), als im dreizehnten Jahre der Regierung Eduards III. William Montagu, Graf von Salisbury, und Robert von Dfforde gefangen nach Paris gebracht wurden: 'Et adonkes le roy de Fraunce a eux dit: "A, tretours, vous serrez pendus pur çeo qe vous ne pussetz amender le damage qe vostre roy et vous avetz fait en ma tere." "Sertis, sire, dit monsieur William Mountagu, vous avez le tort et nostre roy le verité, et çeo voille jeo prover vers qi qe le countredirra, cum leal chi-

153. 154. St., den 25. September 1845. 1535

valer ferra en estraunge tere.' Et adonke dit la royne de Fraunce jurra q'ele ne serra jammes lée ne joyeuse, si ils ne soyent vilement mis a mort. "Sire, dit le roy de Beame, çeo serreit mult graunt damage et folie de occyre tels seingnours; kar si il avigne qe le roy d'Engeltere entre autre foithe en vostre reaume de Fraunce et preigne ascun pere de vostre reaume, uncore put un aler en eschaunge pur un autre de nostre amis.'" Die Kriege mit Frankreich sind mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt.

IV. Three books of Polydore Vergil's english history, comprising the reigns of Henry VI., Edward IV. and Richard III. From an early translation, preserved among the Mss of the old royal library in the british museum, edited by Sir Henry Ellis. 1844. XXXII und 244 Seiten.

Der zu Urbino in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geborene und auf der Hochschule zu Bologna gebildete Verf. gewann zuerst durch seinen 1498 in Venedig gedruckten Proverbiorum libellus, dann durch sein im Jahre darauf erschienenes Werk de inventoribus rerum literarischen Ruf. Durch Alexander VI. als einer der Einsammler des s. g. Peterpfennigs nach England geschickt, erwarb er die Gunst von König Heinrich VII. und wurde von diesem mit einer Pfründe an der Kirche zu Langton in Leicestershire, dann auch zu Lincoln, begnadet. Eben damahls erhielt er vom Könige den Auftrag, eine Geschichte Englands zu schreiben, von welcher drei Bücher hier vorliegen. Später zeigte er sich besonders thätig, seinem Freunde Wolsey den Cardinalsstuhl zu verschaffen. Seitdem

lebte er, mit Ausnahme einiger Jahre im Anfange der Regierung Heinrichs VIII., in Studien der englischen Geschichte versenkt, meistentheils in London, die schon früher geschlossene Freundschaft mit Erasmus pflegend und durch Monographien über verschiedene Gegenstände seine rastlose Thätigkeit bezeugend. 1534 wurde seine Geschichte Englands, aus 26 Büchern bestehend, zu Basel gedruckt; eine zweite Ausgabe erschien 1546 ebenda selbst und führte die Erzählung bis zum Jahre 1509 herab; eine dritte Ausgabe (Basel 1555), welche unlang nach seinem Tode veröffentlicht wurde, verbreitet sich in 27 Büchern bis zum Jahre 1538. 1551 begab sich der Verf., einer schon früher erhaltenen Erlaubnis von König Eduard VI. gemäß, ohne dadurch im Genuße seiner Pfründen verkürzt zu werden, nach seiner Vaterstadt Urbino, wo er vier Jahre darauf aus dem Leben ging.

Das Geschichtswerk des Verfs unterlag in früher und später Zeit heftigem Tadel. Man verzieh ihm sein vernichtendes Urtheil über Gottfried von Monmouth nicht, nicht, daß er als Italiäner sich einer solchen Arbeit unterzogen. Es konnte nicht fehlen, daß er in der Zeit erbitterter Parteikämpfe den Gegenstand des Angriffs abgab, und bekannt ist das bittere Epigramm Owen's:

Virgilii duo sunt: alter Maro: Tu Polydore
Alter; Tu mendax, ille poeta fuit.

Man machte ihm namentlich den Vorwurf, daß er unzählige Handschriften verbrannt habe, damit durch diese die Unwahrheit seiner Erzählung nicht begründet werden möge, oder aber, daß er eine beträchtliche Menge werthvoller Codices heimlich nach Rom geschickt habe. Aber beide Angaben ermangeln nicht nur, wie der Herausgeber in der

153. 154. St., den 25. September 1845. 1537

Einleitung bemerkt, des Beweises, sondern auch aller Wahrscheinlichkeit.

Das Geschichtswerk von Polydor Vergil zeichnet sich durch innere Einheit, durch kräftige Sprache, durch scharfe und ungetrübte Charakteristik der am meisten hervortretenden Personen und durch Reinheit der Latinität aus. Das hier mitgetheilte Bruchstück ist eine in der zweiten Hälfte der Regierung Heinrichs VIII. angefertigte, freie aber wohlgelungene, Uebersetzung des größeren lateinischen Werkes.

V. Correspondence of Robert Dudley, earl of Leycester, during his government of the Low Countries in the years 1585 and 1586. Edited by John Bruce. 1844. L und 496 Seiten.

Diese Sammlung von Briefen Robert Dudleys aus der Zeit, da derselbe das Amt eines Oberbefehlshabers des von Elisabeth nach den Niederlanden gesandten Hilfsheeres, dann das eines Generalstatthalters ebendasselbst bekleidete, sind theils nach einem neuerdings aufgefundenen Copialbuche, theils nach den Originalen hiermit zum ersten Male abgedruckt. Die Motive, aus welchen die jungfräuliche Königin den bedrängten protestantischen Provinzen ihren offenen Schutz angedeihen ließ, sind zu bekannt, als daß sie einer Ausführung bedürften. Nur die Bemerkung sei hier noch hinzugefügt, daß dem Freunde und Günstlinge Elisabeths zugleich die Aufgabe ertheilt wurde, dem Verfahren der Generalstaaten durch seine Einwirkung eine größere Consequenz zu verleihen und die politische Richtung desselben zu leiten. Die Correspondenz hierüber zwischen dem Grafen von Leycester, der Königin, Lord Burghley, William Davi-

son, den Mitgliedern des Geheimen Rathes in London, Edward Norris, Walter Raleigh, Philipp Sydney 2c. und vor allem dem Staatssecretair Walsyngham, beginnt mit dem September 1585 und reicht bis zum November 1586. Dazwischen sind Memoiren, Berichte und Instructionen chronologisch eingeschaltet.

Elisabeth hatte bekanntlich die ihr angetragene Souverainetät der Niederlande abgelehnt; gleichwohl wünschte sie den entschiedensten Einfluß auf die Generalstaaten auszuüben. Das eben machte des Grafen Stellung von vorn herein zu einer schwierigen, wenn schon nicht zu verkennen steht, daß vorzugsweise sein haltloses, heftiges und herrschsüchtiges Wesen den von seiner Mission erwarteten Erfolg vereitelte. Daß er die von den Staaten ihm angetragene volle Regierungsgewalt, den bestimmten Vorschriften der Königin zuwider, annahm, bewirkte sein Zornwüth mit dem Hofe zu London und rief in Elisabeth den heftigsten Zorn hervor. Dieser Gegenstand bildet den hauptsächlichlichen Inhalt des hier mitgetheilten Schriftwechsels, der sich überdies über die Kriegsvorfälle in den Niederlanden, über Geist und Haltung der Söldner, über hervorragende Erscheinungen im spanischen Lager und unter den Abgeordneten der Provinzen, so wie über Ereignisse in Deutschland und Persönlichkeiten dortiger Fürsten verbreitet, deren Stellung für die Niederlande von Bedeutung sein mußte.

Einige kritische und erläuternde Noten sind dem Texte beigegeben, andere als Schluß angehängt.
Hav.

P a r i s.

En la imprenta de Fain y Thunot 1844. Ri-

153.154. St., den 25. September 1845. 1539

mas ineditas de Don Inigo Lopez de Mendoza marques de Santillana, de Fernan Perez de Guzman señor de Batres, y de otros poetas del siglo XV, recogidas y anotadas por Eugenio de Ochoa. XXIII und 412 Seiten in Octav.

Der Herausgeber, welcher durch seine, vor einigen Jahren in Paris erschienene, Abhandlung über spanische Geschichtschreiber auch in Deutschland bekannt geworden ist, theilt uns in dem vorliegenden Werke einige noch nicht veröffentlichte spanische Dichtungen, namentlich von Don Inigo Lopez de Mendoza und von Fernan Perez de Guzman, mit. Handschriften aus dem funfzehnten Jahrhundert, welche auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt werden, liegen diesen Veröffentlichungen zum Grunde; jedoch nicht in der Art, daß der Herausgeber sich mit dem getreuen Abdrucke der Codices begnügt hätte. Er hat vielmehr nach Möglichkeit die für jene Zeit durchschnittlich geltende Orthographie angewandt und abweichende Lesarten von Wichtigkeit, welche sich bei der Collation verschiedener Ausgaben herausstellten, in Noten mitgetheilt, welche zugleich kritische und historische Erläuterungen enthalten.

Wir begegnen hier zuerst den Dichtungen des Inigo Lopez de Mendoza, der, ein Sohn des Diego Hurtado de Mendoza, Admirals von Castilien, 1398 zu Carrion de los condes, einem Besizthum seines Vaters, geboren, vom Könige Juan II. zum Marques von Santillana erhoben und im März 1458 in der Kirche San Francisco zu Guadalajara bestattet wurde. Seiner hier mitgetheilten Comedieta de Ponza geht ein Sendschreiben a la muy noble señora doña Violante de Pradas, Gräfin von Modica und Cabrera, voraus, der er zugleich seine mehrfach durch den Druck

veröffentlichten Proverbios zuschickte. Bei dieser Gelegenheit spricht sich der Verf. über die Benennung aus, welche er seiner Dichtung gegeben hat. Yo comenzé, heißt es, una obra á la qual llamé Comedieta de Ponza, e tituléla deste nombre, por quanto los poetas fallaron tres maneras de nombres á aquellas cosas de que fablaron, es á saber: Tragedia, Sátira, Comedia. Tragedia es aquella que contiene en si caydas de grandes reys ó principes, cuyor nascimientos e vidas alegremente se comenzaron, e gran tiempo se continuaron, e despues tristemente cayeron. Sátira es aquella manera de hablar que tovo un poeta que se llamo Sátiro, el qual reprendió muy mucho los vicios e loó las virtudes. Comedia es dicha aquella cuyos comienzos son trabajosos e despues el medio e fin de sus dias alegre, gozoso e bien aventurado. Jene Seeschlacht, in welcher die Könige von Aragon und Navarra 25. August 1435 bei der an der Küste Neapels gelegenen Insel Ponza von den Genuesen überwältigt wurden, gibt den Gegenstand der an Allegorien und Citaten aus dem Alterthum reichen Comedieta ab.

Hierauf folgen siebenzehn Sonette, aus den sinnigsten Gedanken und zartesten Tönen gewoben, meistentheils Liebesklage und Liebeswonne enthaltend. Ref. kann nicht umhin, eins derselben, es ist das achte, hier unverfürzt mitzutheilen.

O dulce esguarde, vida e honor mia,
 Segunda Elena, templo del beldad,
 So cuya mano, mando e señoria
 Es el arbitrio mio e voluntad!

Yo soy tu prisionero, e sin porfia
 Fuiste señora de mi libertad,

153. 154. Et., den 25. September 1845. 1541

E non te pienses fuya tu valia
Nin me desplega tal cautividad.

Verdat sea que amor gasta e destruye
Las mis entrañas con fuego amoroso,
E jamas la mi pena diminuye,

Nin punto fuelga, nin so en reposo,
Mas vivo alegre con quien me refuye;
Sento que muero e non so quexoso.

Die folgende Dichtung 'Las edades del mundo' verfaßte der Marques von Santillana unstreitig in der zweiten Hälfte seines Lebens. Diese biblia en coplas, wie seine Zeitgenossen sie nannten, umfaßt in einzelnen Bildern die Ereignisse der Weltgeschichte von der frühesten Zeit bis auf die Tage von König Juan II. von Castilien, zu dessen Belehrung die Zusammenstellung dieser Verse erfolgte. Wie die s. g. alphonsinische Chronik mit der Trinität beginnt, so diese, aus 332 achtzeiligen Strophen bestehende, Dichtung mit den Schöpfungstagen. Die altbiblischen Erzählungen werden mit besonderer Muße behandelt. Erst in der 193sten Strophe gelangt der Leser zu der Geburt des Heilands, mit dessen Tode die siebente edad beginnt, welche uns die Geschichte der römischen Kaiser und Päpste vorüberführt, dann, bis auf Noah zurücksteigend, el fundamento de la poblacion de España und nun, mit geringer Unterbrechung, die hervorragenden Punkte der spanischen Geschichte bis auf den oben angegebenen Zeitpunkt bezeichnet.

Von fünf kleineren Poesien desselben Verfs verdienen der Infierno de los enamorados, die an Don Alfonso V. von Portugal gerichteten Coplas und das letzte Minnelied (Dezir de un enamorado), in welchem es heißt:

Es mejor por vos morir
 Que por las otras la vida
 Ver en palmas sostenida
 E para siempre vivir.

wegen der leichten Anmuth der Darstellung besondere Beachtung.

Hierauf folgen die zum ersten Male veröffentlichten Dichtungen von Fernan Perez Guzman, dem bekannten Verf. der Cronica de Don Juan II., der Setecientas coplas de bien vivir etc., der in der glücklichen Schlacht bei Higuera (1431) an der Seite seines Königs gegen die Mauren stritt, dann, als er wegen seiner herben Strenge dem Hofe gehässig wurde, sich in die Einsamkeit seines Schlosses zu Batres zurückzog. Wir begegnen hier zuerst seinen Loores de los claros varones de España, die sich in 408 achtzeiligen Strophen über die Thaten und Denkart großer Spanier von der ältesten Mythenzeit bis auf die Vernichtung Sagunts und von dem Lusitanier Viriatus und den westgothischen Königen bis zum funfzehnten Jahrhundert verbreiten, nicht ohne eingeschaltete Sittensprüche und Nutzenwendungen (amonestaciones), in denen der Vf. rücksichtslos seine Ueberzeugung ausspricht. Er selbst äußert sich darüber:

Mas si amigo es Platon,
 La verdad es mas amiga;
 A mi conviene que diga
 Verdad sin otra ficcion.

An diese Dichtung reihen sich 102 proverbios, jedes aus vier gereimten Zeilen bestehend, den Lesern, die sich an der Fülle spanischer Sprichwörter des Lunkers aus der Mancha und seines Schildknappen ergötzt haben, eine erfreuliche Gabe, wenn man schon der gesunden, körnigen Derbheit, wie sie uns Cervantes gibt, hier nicht begegnet.

Den Schluß dieser Sammlung bilden 1) Vision

153. 154. St., den 25. September 1845. 1543

sobre la muerte del rey Don Alfonso, fecha por Diego de Castillo, 2) Loores al señor rey Don Alfonso (V. von Aragon), que fizo Juan de Andujar, 3) Dezir que fizo Juan Agraz de la muerte del conde de Niebla (des vor Gibraltar gefallenen Enrique de Guzman), 4) Missa de Amor, que fizo Suero de Ribera und 5) La nao de Amor, que fizo Juan de Dueñas.

Ein kurzes Glossar für veraltete Ausdrücke und Formen ist vom Herausgeber hinzugefügt.

B e r l i n,

bei A. Förstner. Die psychischen Krankheiten und die damit verwandten Zustände in Bezug auf die Rechtspflege. Vornämlich zum Gebrauch für Gerichtsarzte und Rechtsgelehrte. Von S. H. Hoffbauer, Dr und prakt. Arzte zu Bielefeld. XXII und 266 Seiten in Octav.

Der Verf. hat in seinem Buche ein Gebiet betreten, welches vielumfassend und schwer zu ergründen ist, dabei aber die menschlichen Interessen auf das innigste berührt. Wir können seine Arbeit als eine sehr gelungene bezeichnen: in klarer Darstellungsweise hat er uns die einzelnen Arten der Seelenkrankheiten vorgeführt, und trefflich sind die rechtlichen Wirkungen derselben auseinander gesetzt, wobei jedesmahl das Civilrechtliche, das Criminalrechtliche und das Polizeiliche berücksichtigt ist. Auch sind die Regeln zur Entwicklung des Leidens erschöpfend angegeben. — Die Einleitung bilden folgende Abschnitte: 1) kurze Andeutungen über den Stand des Menschen und dessen vornehmste Seelenvermögen, Verstand, Gemüth, Willen, Vernunft, Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung; 2) der Mensch in seinen Beziehungen zum Staate; 3) den psychischen Zustand eines Menschen behufs der Rechtspflege zu untersuchen

und zu beurtheilen, gebührt nur dem Arzte; 4) die ärztlich-psychologischen Untersuchungen und Beurtheilungen behufs der Rechtspflege können das Civil-, Criminal- und Polizeirecht betreffen; 5) Leitende Grundsätze und zu beobachtende allgemeine Regeln bei den ärztlich-psychologischen Untersuchungen, und Beurtheilungen behufs der Rechtspflege. — Dann folgt der erste Theil, welcher die eigentlichen psychischen Krankheiten zum Gegenstande hat, und zwar unter folgenden Rubriken, die wir hier um so mehr anführen, da des Vfs. Eintheilungsweise aus denselben hervorgeht: 1) Die Krankheiten des Verstandes, und zwar die Berrücktheit und der Blödsinn. 2) Die Krankheiten des Gemüths: der Wahnsinn und die Melancholie. 3) Die Krankheiten des Willens: die Tobsucht und die Willenlosigkeit. — Der zweite Theil faßt die besonderen Zustände der Seele in sich, welche mit den dauernden Seelenstörungen, mit den eigentlichen psychischen Krankheiten mehr oder minder in Verwandtschaft stehen, und die theils auf körperlichen Krankheiten theils auf organischen Fehlern beruhen, und theils durch besondere Stimmungen des Seelenorgans vorübergehend veranlaßt werden. Der Vf. handelt hier ab: das Nachtwandeln, die Schlaftrunkenheit, das Delirium, die Trunkenheit, die Trunksucht, die Affecte, den Hunger, die Gelüste der Schwangeren, den Geschlechtstrieb, die Brandstiftungslust und die Taubstummheit. — Einen besondern Werth erhält die Schrift noch durch die mitgetheilte, aber gewählte Literatur, so wie es sich der Vf. auch angelegen sein ließ, überall die nöthigen Beispiele mit einzuflechten, wodurch der practische Werth der Arbeit erhöht wird. Wir nehmen daher keinen Anstand, das Buch Jedem, der sich im Gebiete der gerichtlichen Medicin bewegen muß, recht dringend zu empfehlen.

v. S.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

155. Stück.

Den 27. September 1845.

B e r l i n.

Verlag von Simon Schropp und Comp. 1842.
Vollständiger historisch-geographischer Atlas des
deutschen Landes und Volkes von Joh. Vale-
rius Kutschkeit. Erstes Heft.

So sehr wir uns von dem Nutzen durchdrungen
fühlen, den historische Karten für den Laien so-
wohl als für den Forscher haben, ja für so noth-
wendig wir dieselben erkennen, da nur durch sie
Klarheit und Uebersicht gewonnen werden kann, so
streng müssen wir jedoch auch die Forderung stel-
len, daß nur mit der schärfsten Kritik und mit
Benutzung aller Hilfsmittel, welche überhaupt sich
bieten, die Hand an ihren Entwurf gelegt werde.
Diesen Ansprüchen zu genügen ist allerdings eine
schwere Aufgabe, die der Einzelne allenfalls nur
dann zu lösen vermag, wenn er seine Forschung
auf ein bestimmt begrenztes nicht zu großes Ge-
biet beschränkt. Und auf diesem Gebiete muß er
ganz heimisch sein, er muß mit seiner Geschichte
innig vertraut sein, er muß die genaueste Orts-

kenntniß haben, er muß die Sprache des Volkes kennen u. Nur so ausgerüstet wird er im Stande sein, etwas Nützliches zu Tage zu fördern, und ein Werk zu liefern, welches, wenn auch gerade nicht vollkommen, doch einen bleibenden Werth behalten und eine sichere Grundlage zu weiteren Forschungen bieten wird. Nur erst dann, wenn auf diese Weise die Geschichte von ganz Deutschland erforscht ist, wird es möglich sein, aus diesem Einzelnen ein Ganzes zu formen und einen historischen Atlas von Deutschland zu entwerfen, den man mit Vertrauen zur Hand nehmen darf. Bis dahin ist jedes Bemühen eines Einzelnen, das Ganze zu umfassen, ein eitles Bemühen. Wohl haben schon viele Gegenden wackere Bearbeiter gefunden, aber mindestens eben so viele liegen mehr und minder noch wüß und harren noch ihres Bebauers. Man wird uns v. Spruners Atlas entgegen halten. Wohl, wir erkennen Spruners Verdienste gern an, wir gestehen gern zu, daß derselbe alles geleistet hat, was man von ihm billig verlangen konnte, aber sein Werk kann doch vor einer strengen Kritik nicht allenthalben bestehen. Wir sind weit entfernt, v. Spruner hiermit einen Vorwurf zu machen; daß seine Arbeit Mängel, sogar große Mängel hat, lag nicht in seinem Willen, vielmehr liegen die Ursachen in der Sache selbst begründet, und es wäre wunderbar, wenn er seine Vorarbeiter bedeutend überflügelt haben würde. Kurz, unsere Ueberzeugung ist, daß ein solches großartiges Werk nie und nimmer aus den Forschungen eines Einzelnen, sondern nur aus der Compilation der Arbeiten Vieler entstehen kann, entstehen darf und entstehen soll.

Wir hielten es für nöthig dieses vorauszuschicken. Jetzt zur Sache selbst.

Hr Kutscheit gibt uns in dem ersten Hefte fünf Blätter, welche das nördliche und westliche Deutschland umfassen, und zwar mit einem Vorworte. In diesem sagt er: 'Indem ich in den vorliegenden fünf Blättern das erste Hefte eines, so weit es in meinen Kräften steht, vollständigen Kartenwerkes zur Geschichte des deutschen Landes und Volkes dem geschichteliebenden Publicum übergebe, weiß ich sehr wohl, daß die vielleicht größere Hälfte der Käufer eine umfangreichere und den behandelten Gegenstand erschöpfendere Einleitung wünschen wird, als ich dieselbe zu schreiben im Sinne habe. Die Einsichtigen (?) aber werden mir bald einräumen, daß mir keine andere Wahl blieb (?); denn, wenn ich in dieser Einleitung erschöpfend sein wollte, wenn ich von jedem Gau =, Orts = u. s. w. Namen, wie es dann doch hätte geschehen müssen, eine urkundliche Rechenschaft ablegen wollte, so würde die Einleitung zu einem mehrere Bände umfassenden Werke angewachsen sein, dessen Abfassung leicht eben so viele Jahre in Anspruch nehmen möchte, als die Anfertigung der Zeichnungen selbst. Und dazu würde es mir nicht an der Zeit allein gemangelt haben. Ein großer Theil der Namen ist unmittelbar aus der Urkunde oder Chronik auf die Karte gewandert, und das nochmalige Auffuchen derselben in den betreffenden Schriftdenkmälen wäre im glücklichen Falle nur zeitraubend (!) für die Vollendung der folgenden Karten gewesen und hätte somit die Herausgabe des ganzen Werkes verzögert. Indes, wenn mich Gott bei Gesundheit und Kräften erhält, soll eine ungefähr drei Bände starke vergleichende Geographie Deutschlands und der von Germanen colonisirten Länder den Mangel einer ausführlichen Einleitung vollständig und zeitig genug ersetzen.'

Wir haben diese Stelle absichtlich Wort für Wort abgeschrieben, weil Hr Kutscheit darin über seine Arbeit selbst den Stab bricht. Wie, war denn das Erscheinen der Karten so außerordentlich dringend? Ist denn das Uebertragen der Namen in die Karten eine so einfache mechanische Arbeit, daß nie ein Zweifel sich darüber erheben kann, nie ein weiteres Forschen und Prüfen nothwendig wird? Sind denn alle Verhältnisse der ältesten Zeit so positiv, daß man sie ohne Weiteres auf die Karte übertragen kann, oder sind nicht vielmehr viele so dunkel, so unsicher und schwankend, daß man bei einiger Gewissenhaftigkeit Anstand nehmen muß, sie auf der Karte zu fixieren? Glaucht denn vielleicht der Verfasser, daß man so geradezu seine Autorität anerkennen, ihm eine päpstliche Unfehlbarkeit zugestehen und nicht auch nach dem Warum fragen dürfe? Wem wird es einfallen, darauf mit einem Ja! zu antworten? Schon allein das Unternehmen, einen jeden Ortsnamen, wie ihn die Urkunden geben, richtig bestimmen zu wollen, ist eine kühne Vermessenheit, und das Geständniß des Verfs, daß er die Namen unmittelbar aus den Urkunden auf die Karten übertragen habe, so daß er die Quelle, woraus er geschöpft, nicht mehr angeben könne, ist mehr als naiv; wir halten dieses sogar für unmöglich. Bei einem solchen Verfahren kann von einer Kritik nirgends mehr die Rede sein. Unserer Ansicht nach gibt es keine andere Verfahrungsweise, als daß man vorerst vollständig sammelt, dann streng prüft und sichtet, und erst bei der Ausführung der gewonnenen Resultate diese auf die Karte überträgt. Hr Kutscheit hat dagegen gerade umgekehrt verfahren und Hypothesen auf seine Karten gezaubert, für welche er die Beweise uns ewig schuldig bleiben wird.

So sagt Hr Kutscheit in seinem Vorwort: 'Ganz besonders möchten vielleicht die Gränzbestimmungen des münsterschen Frieslandes und des Bisthums Paderborn gegen Mainz hin auffallen. Ueber das erstere verweise ich an v. Ledeburs obengenannte Schrift (die fünf münsterschen Gaue und die sieben Seelande Frieslands) und über letzteres an die *vita Meinwerchi*.' Betrachten wir nun die Karte über die paderbornische Diöcese, (Friesland liegt dem Felde unserer Forschungen zu fern), so müssen wir allerdings erstaunen, denn wir sehen da, wie die paderbornischen Grenzen weit in die durch eben so zahlreiche als unzweifelhafte Zeugnisse festgestellte mainzische Diöcese eingreifen; beinahe der ganze Leingau, der ganze sächsische Hessengau, beinahe der ganze nördliche Strich des fränkischen Hessengaus, ja sogar noch ein Theil des Oberlahngaus, Alles wird *brevi manu* mit einem Pinselstriche Paderborn unterworfen, und das mit einer ganz allgemeinen Verweisung auf die *vita Meinwerchi*. Wir haben aber darin nirgends den Beweis finden können, und Niemand wird ihn darin finden. Hr Kutscheit spricht zwar vom Bisthum Paderborn, aber er versteht darunter nichts anderes als die paderbornische Diöcese. — Doch gibt dieses eine Erklärung an die Hand. Hr Kutscheit mag die weltlichen Besitzungen mit dem Diöcesan-Gebiet verwechselt haben, obgleich auch dann seine Grenze noch viel zu weit ausgreift.

Ähnliche, wenn auch kleinere Uebergriffe lassen sich noch mehrere nachweisen.

Obgleich Hr Kutscheit für seinen Atlas möglichste Vollständigkeit in Anspruch nimmt, so ist diese doch keineswegs zu finden. Er gibt sogar viel weniger als die bereits vorhandenen älteren Karten — die Sprunerschen nicht ausgenommen —

enthalten, wie schon eine nur flüchtige Vergleichung mit denselben ergibt. Man nehme jeden beliebigen Punct. Uns fällt gerade die Gegend zwischen Wiesbaden und Mainz ins Auge. Da fehlen Bieburc, Scherstein, Waldassa, Altavilla, Hatherheim, Moskebuch, Mechtildeshusen, Wikkera, Massenheim, Birgestadt, Norenstat und sogar das alte Castellum.

Gern wollen wir ihm glauben, daß er keinen Ort aufgenommen, welchen er nicht urkundlich gefunden habe. Aber wohin ein Uebertragen solcher Namen nach der Weise des Hrn Rutscheit führt, davon geben auch die Karten manche erbauliche Belege. So überträgt er z. B. ein in der vita Meinwerici vorkommendes Karalasthorp unbedenklich auf Karlsdorf bei Hofgeismar, im hess. Sachsen über, ungeachtet dieses eine neue erst 1686 durch den Landgrafen Carl von Hessen gegründete und deshalb auch nach ihm genannte französische Colonie ist. Ferner sehen wir auf demselben Blatte der Stadt Rinteln gegenüber, die er mit dem nirgends urkundlich vorkommenden Namen Ringeldus (soll heißen Ringelcluß) belegt, eine völlig unbekannte Lutburg; wir sehen an der Werra die erst im 13. Jahrhundert vorkommende Stadt Wizenhausen unter der niemahls sich findenden alten Form Wizeshusun; das alte Wuodeneßberg nennt die Karte dagegen unter der neuesten Form Gudenberg; das nicht fern davon liegende Neuenburg (novum castrum) nennt er nach der heutigen Volkssprache Numburg, das alte Hassala an der Kinzig heißt bei ihm Haselte &c. Diese Beispiele haben wir nur ohne Suchen herausgegriffen; es ließen sich dieselben noch bedeutend vermehren.

Daß Hr Rutscheit sich zum Ziele gesteckt hat, in seinen Karten das ganze Mittelalter, von der Zeit der Gauverfassung bis in das 15te Jahrhun-

dert, zu umfassen, ist ein deutliches Zeugniß, wie wenig er diese Aufgabe begriffen, wie wenig er eine Idee von der Größe eines solchen Unternehmens hat, eines Unternehmens, das auch bei dem reichsten Material und der umfassendsten Kenntniß, für eine einzelne Kraft, und würde es auch die Kraft eines Herkules sein, dennoch zu groß sein würde.

Was endlich noch die geographische Lage der einzelnen Orte betrifft, so ist auch diese auf eine höchst tadelnswerthe Weise vernachlässigt. Alle Verhältnisse sind verschoben, so daß Orte, welche dicht zusammen liegen, oft Meilen weit auseinander gerückt sind.

Wir könnten leicht noch mehr anführen, glauben aber schon mehr als genug gesagt zu haben, um jeden Unbefangenen zu überzeugen, daß Hr. Rutschke in keiner Weise zu einem solchen Unternehmen berufen und sein Versuch ein völlig verunglückter sei. Mit derartigen Arbeiten wird der historischen Wissenschaft nicht gedient, und wir können nur bedauern, daß die schöne äußere Ausstattung des Werkes keinem würdigern Gegenstande zugewendet worden ist. L.

P a r i s.

Guide 1843. Voyage autour du Monde sur la frégate la Vénus pendant les années 1836 — 1839, publié par ordre du Roi — par Abel du Petit-Thouars, Capitaine de vaisseau etc. Relation. Avec une Carte générale du Monde. Tome IV. 178 Seiten in Octav.

Der vorliegende Band enthält nur Zusätze und die so genannten Pièces justificatives zu der Reisebeschreibung in drei Bänden, welche wir bereits

in St. 175 und 176 des Jahrgangs 1842 dieser Blätter angezeigt haben. Da der Name des Befehlshabers, jetzt Admirals, du Petit Thouars, seitdem durch die traurige Rolle, welche er in der Tahiti-Angelegenheit hat spielen müssen, eine besondere Berühmtheit erlangt hat, so ist es wohl nicht unpassend, hier nochmals darauf hinzuweisen, daß der Admiral in jener Reisebeschreibung (S. 1757 unserer Anzeige) die erste Veranlassung zu den Ereignissen erzählt, welche ursprünglich höchst unbedeutend, durch das vergrößernde Echo, welches sie in den französischen Cammern fanden, nach und nach eine so hohe Bedeutung erhalten haben, und daß derselbe auch in dem vorliegenden Bande einige auf jene Vorgänge bezügliche Actenstücke mittheilt, welche zur richtigen Beurtheilung des endlich sehr ernsthaft gewordenen Possenspiels in der Südsee von Erheblichkeit sind. Interessant ist es, hier zu lesen, wie damahls noch die Franzosen über die Königin Pomare und über die englischen Missionare auf Tahiti ganz unbefangen anerkennend urtheilten, nicht ahnend, welche miserable Rolle sie bald ihnen gegenüber spielen sollten. So heißt es z. B. in einem Berichte, den der französische Capitain Mauruc in Valparaiso dem Admiral über die Societäts-Inseln erstattet, u. a., nachdem der Verf. von den Menschenopfern gesprochen, welche vor der Verbreitung des Christenthums auf diesen Inseln in Gebrauch gewesen: *Nous omettons les détails qui accompagnaient cette cérémonie et celle qui parfois la suivait, la punition ou la vengeance que l'adultère entraînait, celle appliquée au vol, les rites d'une association particulière dont le but était une débauche affreuse et dont les femmes qui en faisaient partie étaient tenues, sous peine d'en*

être chassées en cas de refus, de se faire avorter aussitôt qu'elles avaient l'assurance d'être enceintes, etc. Mais nous ferons remarquer qu'il n'est pas aujourd'hui un seul individu qui n'ait en horreur presque tous ces usages anciens. Les missionnaires protestants anglais, à qui l'on est redevable de ces résultats, n'ont eu besoin pour y parvenir que d'un peu d'adresse et de beaucoup de patience etc. — Die Königin Pomare wird als eine Frau von festem Willen geschildert, der Furcht, selbst den englischen Missionaren gegenüber, fremd sei. — Nie habe man die auf der Insel etablirten Franzosen (obwohl man daselbst von Frankreich nur eine äußerst niedrige Vorstellung habe, indem Viele glaubten, daß dieß Reich nicht größer und bevölkerter sei, als die Insel Tahiti) die geringste Verfolgung leiden lassen bis auf die Angelegenheit der beiden Missionaren (François Caret, vice-préfet apostolique und Louis-Jacques Laval, missionnaire apostolique, die beiden katholischen Priester, welche von den Gambien-Inseln aus nach Tahiti kamen, dort aber nicht aufgenommen wurden, was bekanntlich den Admiral Du Petit Thouars zu den ersten Reclamationen gegen die Königin veranlaßte, zu welchen, was nicht zu übersehen, der amerikanische Consul auf Tahiti in der leidenschaftlichsten Weise aufheßte (Vergl. dessen Briefe an den französischen Generalconsul in Chile S. 46 ff.), übrigens eine Angelegenheit, die nur religiöser Art sei (affaire toute de religion), denn nicht als Franzosen, sondern als 'Novateurs' seien sie verwiesen. — Man braucht mit diesem officiellen Bericht und mit dem, was der Admiral in seiner Reisebeschreibung (Bd. II. Kap. 15) selbst über diese Angelegenheit sagt, nur dasjenige zusammenzuhalten, was die französische

Presse und die Opposition in den Cammern später
 darüber raisonniert hat, um sich zu überzeugen, daß
 das eigentliche Motiv der Franzosen, sich in den
 Angelegenheiten der Südseevölker, mit denen sie
 vorher so gut wie nichts zu schaffen gehabt, auf
 so ungeschickte Weise, wie sie es gethan, einzumis-
 schen, kein anderes gewesen, als dasjenige, welches
 sie neuerdings auch eine so kostspielige Gesandtschaft
 nach China, wohin sie gar keinen Handel haben,
 zur Anknüpfung eines besondern Handelstractats
 hat ausrüsten lassen, nämlich die Eitelkeit allein,
 von dem Ansehen der dreifarbigen Flagge in allen
 Meeren der Welt sprechen zu können. Hiermit
 soll nicht geläugnet sein, daß Frankreich in dieser
 Angelegenheit auch das blinde Werkzeug einer Par-
 thei gewesen, welche seit langer Zeit mit dem größ-
 ten Entsetzen die Fortschritte der protestantischen
 Missionen in der Südsee gesehen hat. Daß dies der
 Fall gewesen, ist längst ausgemacht, doch ist es
 eben so gewiß, daß der freilich große Einfluß die-
 ser Parthei für sich allein nicht im Stande gewe-
 sen wäre, die Franzosen zu den Opfern zu bewe-
 gen, welche sie der Verherrlichung ihrer Flagge in
 der Südsee gebracht haben. Wer sich übrigens
 von der Richtigkeit dieser Behauptungen noch ge-
 nauer unterrichten will, der lese die höchst interes-
 santen Berichte, welche unpartheiische Augenzeugen
 des Verfahrens der Franzosen auf den Societäts-
 und Sandwichinseln, die Officiere der United States
 Exploring Expedition darüber so eben in ihrem Nar-
 rative bekannt gemacht haben, und vergleiche da-
 mit, um die Acten in dieser Sache vollständig zu
 besitzen, die Beschreibung der Artémise, desjenigen
 französischen Kriegsschiffes, welches zunächst nach
 der Venus die Südsee besuchte, um den 'günstigen
 Eindruck', den diese daselbst zuerst gemacht hatte,

155. St., den 27. September 1845. 1555

zu befestigen und zu verstärken. Wir müssen es als ein glückliches Ereigniß bezeichnen, daß gegenwärtig fast zu gleicher Zeit drei wichtige Werke, das vorliegende Buch, die United States Exploring Expedition und die Campagne de Circumnavigation de la frégate l'Artémise erscheinen, welche ganz dazu geeignet sind selbst den Deutschen darauf aufmerksam zu machen, daß 'bei der gegenwärtigen hohen Ausbildung der Kunst oceanischer Schifffahrt eine kleine Nation auf einer Insel im Südmeer weit größere Bedeutung gewinnen kann, als zahlreiche Völkerschaften eines continentalen Reiches.' Drei mächtige Nationen concurriren gegenwärtig um die Herrschaft in der Südsee, Briten, Amerikaner und Franzosen. Die ersteren sind seit Cook's Zeiten bis vor kurzem in unbestrittenem ruhigen Genuß der Herrschaft in derselben gewesen, nach und nach aber sind die Amerikaner daselbst ihre gefährlichen Rivale geworden, und daß diese die ganze Wichtigkeit der Südsee erkannt haben, beweist ihre neuerliche, großartige, hier schon öfter angeführte Untersuchungs-Expedition. Die Franzosen haben sich natürlich endlich auch eingefunden. Diese nun werden freilich nach ihrem ersten eben so geräuschvollen als unglücklichen Debüt wohl bald wieder von dieser Schaubühne abtreten und mit ihnen ihre Missionen, welche sie im Schlepptau gehabt; ob aber die Briten oder die Anglo-Amerikaner daselbst die Oberhand erhalten werden, das ist eben so schwer zu errathen, wie es leicht ist zu prophezeihen, daß in der Südsee (bei unseren Antipoden und an der Nordwestküste von Amerika) einst und vielleicht in nicht ferner Zukunft der Kampf um die Herrschaft der Meere sich entspinnen und ausgefochten werden wird. — Für uns Deutsche lassen sich aber vor der Hand zwei sehr

wichtige und uns wohl nothwendige Lehren aus der Tahiti-Angelegenheit, die bei uns leider so wenig populär geworden, ziehen, einmal, daß im fernen Südmeer sich ein auch für die Zukunft unserer Kirche höchst wichtiger Kampf entsponnen hat, und zweitens, daß es nutzlos, ja gefährlich ist, eine deutsche Flagge zu erstreben, wenn man keine deutschen Kaufleute, sondern statt ihrer nur Agenten und Commissionäre deutscher Fabrikanten will. Möchten deshalb unsere protestantischen Zeitungsredactoren und unsere deutschen 'industriellen Parlamente' statt immer und ewig nur Ronge-Literatur und Zollvereinsblatt-Literatur zu studieren, doch auch endlich einmahl sich frischen Seewind um die Nase wehen lassen, wenn auch nur durch das Lesen der Beschreibungen der neueren Weltumseglungsreiser!

Wir kehren endlich zu unserem Buche zurück, welches außer den besprochenen Actenstücken deren noch folgende enthält: 1) Documente, bezüglich auf die i. J. 1836 in Ober-Californien stattgehabte Revolution, in spanischer Sprache und französischer Uebersetzung. 2) Vier Briefe von John Dunmore Lang an den Grafen Durham über die Colonisation von Neu-Seeland. 3) Statistische Uebersichten der Revenüen der Colonie von Neu-Süd-Wales und 4) eine Note über die Auswanderung der Boers in Süd-Afrika. Unter diesen Actenstücken möchten die unter 2) aufgeführten gegenwärtig wohl am interessantesten sein. Sie zeigen, wie die britische Regierung nicht Colonisationen unternimmt, sondern dieselben ihren Unterthanen überläßt und ihnen zu Hilfe kommt, wenn der Zeitpunkt eingetreten, wo das Wohl des Staats und das der Ansiedler es erheischt.

Die beigelegte große Weltkarte, welche die von

155. St., den 27. September 1845. 1557

der Venus genommenen Kurse angibt und eine Copie der im Marinedepot niedergelegten Uebersichtskarte ist, zeigt nicht die genaue und saubere Ausführung, welche man von einer solchen Karte wohl zu erwarten berechtigt ist. Wappaus.

Z e n a,

bei Friedrich Frommann 1845. Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes. Zwei Theile in Octav.

Der markierte Stil mit seinen springenden Uebergängen, mit seinen überraschenden Verknüpfungen und derben, oft überaus glücklichen Schlagwörtern, die ungeheure Belesenheit und Häufung der verschiedensten Potenzen, die alle, oft nicht ohne Zwang, unter einen gemeinsamen Zähler gebracht werden und durch die solchergestalt gewonnenen Resultate blenden, — das Alles läßt mit einiger Leichtigkeit den Mann erkennen, der diese Anemonen auf den Alpen Tyrols in sein historisches Herbarium legte.

Dieser alte Pilgersmann mit seinem unverwüsthlichen Gedächtnisse, mit der Gabe des historischen Rechenmeisters, der sich darin gefällt, durch Zusammenstellung von geschichtlichen Bildern aus den verschiedensten Zeiten, über welche er mit spielender Leichtigkeit verfügt, ein nervenerschütterndes Facit für den Leser zu gewinnen, mit seiner zähen Kraft und zerschmetternden Ironie — er gleicht dem Baumeister, der mit Falkenaugen jeden Riß am Bau der Väter, jedes verschobene, überlastete Gebälk erspäht, jede kleine architectonische Verdeckung, hinter der sich eine falsche Anlage, oder faules Holz und zerbröckeltes Gemäuer verbirgt, mit scharfem Humor vor der Menge zerlegt; aber von Grund aus reconstruieren mag er nicht, und wo das Gebäude durch Reinheit der Verhältnisse imponiert, da wendet er sich ab

oder sucht den Grund in einem Spiele des Zufalls nachzuweisen. Die Art der Weisheit, welche der varenden man im Tragenden-Liede im Lösen scharfsinniger Räthsel und Sprüche bewährt, weil er die Welt mit ihren Reichen und in ihrer Weise belauscht hat, findet man hier nicht. Es ist vielmehr das schneidende Wort des vielgewanderten grämlichen Alten, der, weil er häufig dem Junfer mit dem Pferdefuße auf Kreuzwegen begegnet ist und dessen Stellung zu dem 'süßen Pöbel' erkannt hat, nun auch die Fährte desselben in dem Abdrucke jedes harmlosen Fußtrittes zu spüren glaubt. Der Alte vergißt, daß, so viel des Urgen sich ereignet, eben so wenig immer an eine mephistophelische Construction desselben gedacht werden darf. Er wittert vielmehr überall die Absicht, die scharfe Durchführung eines klaren Willens. Er fühlt sich nur dann behaglich, wenn er wie im Ingrimme dieses geheime Getriebe aufdeckt. Freilich überall tritt in diesem Felsenmeer von Sentenzen, Raisonnements und historischen Bruchstücken ein Stück Wahrheit an den Tag, und der Gegenstand der Besprechungen ist nicht ohne Feinheit so gewählt, daß irgendwo ein Anklang gefunden werden mußte. Nach einem lichten, klaren Ueberblicke, nach einem Zusammenlegen des Geschehenen und einem hieraus sich ergebenden Deuten sucht man eben so vergeblich, wie nach der Treue und dem heiligen Ernst des Sittenpredigers.

Moderne Begriffe über Legitimität und das *sait accompli* bilden gleich im Anfange einen Hauptgegenstand sarcastischer Erörterungen, denen zufolge wir so ziemlich alle Throne Europas von den Nachkommen wilder oder schlauer Eroberer oder glücklicher Bastardsöhne eingenommen sehen. Bei dieser Gelegenheit tritt eine Digression über die spanische Successionsfrage in den Vordergrund, und wenn der Vf. hier nicht umhin kann, die mit einer jeden Re-

action verbundenen Gefahren nach seiner Weise auszumahlen, so ist er doch eben so wenig geneigt, den 'optimistischen Hanswürsten der Bewegung' das Wort zu reden. Mit besonderer Vorliebe verweilt er bei grellen Schilderungen österreichischer Zustände, die, mit verbrauchten Anekdötchen und bon mots reichlich gewürzt, häufig bestimmt scheinen, dem benachbarten Baiern und seinem 'herrlichen alten Murrkopf Tilly' den gesuchten Relief zu bieten. Sie füllen fast beide Bände. Undank und abermahl's Undank, Bruch geschworener Eide, Jesuitismus der Regierung, Spiel mit der starken Treue Tyrols und den Rechten Ungarns — das ist das wiederkehrende Thema, zu dessen Erläuterung von den Tagen Rudolphs I. bis auf Franz I. die Geschichte der Habsburger aufgerollt wird, um alle blutigen Catastrophen, des Zusammenhanges beraubt und als isoliert dastehende Thatsachen scheinbar entseßliches Zeugniß ablegend, zusammenzustellen. Alle Blutzengen einer viele Jahrhunderte langen Herrschaft, alle, die um der Politik oder des Glaubens willen geduldet haben, werden vorgeladen, um ihre Aussagen gegen Habsburg und Habsburg-Lothringen abzugeben. Ob auch Maria Theresia hin und wieder mit einem ehrenden Epitheton bedacht wird, eine Ausnahme darf auch sie nicht bilden, und wir erfahren, daß sie es gewesen, welche zuerst an den Bestand und die Integrität Polens die Hand gelegt habe. Selbst die Pforte, deren 'Stupidität' auf mehr als einer Seite auseinander gesetzt wird, hat für die Erhaltung Polens geeifert, deren Nothwendigkeit nur der Hof zu Wien nie begriffen hat. Der Verf. versteht es, alle politischen Sympathien und Abneigungen unserer Zeit in's Gespräch zu ziehen, das schließlich in eine vernichtende Sentenz gegen Oesterreich ausläuft. Diesem allein ist die Erhaltung des osmanischen Staats in Europa

und zu gleicher Zeit die Entwicklung der Riesenmacht des Czarenreichs zuzuschreiben; Oesterreich allein hat die Selbstbefreiung der Griechen so lange hintertrieben und römischem Einflusse noch ein Mahl das Thor nach Deutschland erschlossen.

Wenn ein Gemälde dem Zuschauer immer nur in einer Beleuchtung geboten wird, welche die auf einen bestimmten Eindruck berechneten Gestalten scharf hervortreten läßt und den Zusammenhang derselben mit der Zeit und den Bedingungen, aus welcher und unter welchen sie erwachsen sind, verdeckt, so kann von einer Wahrheit der Auffassung schwerlich geredet werden. Hiernach überläßt Ref. dem Leser, wie weit der als Motto diesem Werke vorgesezte Ausspruch Ciceros: 'Prima est historiae lex, ne quid falsi dicere audeat' den Vf. treu und wahr geleitet hat, und in der Ueberzeugung, daß aus dem Vergleiche mit einer, von dem entgegengesetzten Standpuncte, dem des überschwenglichen Lobes, ausgehenden Schilderung österreichischer Regenten und Regierungsmaximen, die Wahrheit sich am einfachsten geltend machen werde, verweist er auf einzelne Schriften des Hrn v. Hormayr, namentlich auf dessen österreichischen Plutarch und die Geschichte Wiens. Freilich sagt d. Vf. der Anemonen (Th. II. S. 15): 'Niemand von einiger Bedeutung wagte sich bis zur Stunde noch an ein ehrliches, geistvolles Abbild der österreichischen Zustände, ohne in den Vorwurf leidenschaftlicher Gehässigkeit oder aber hündischer Lobhudelei zu verfallen.' Aber er selbst gefällt sich einige Seiten später in einer nicht unerwarteten Anerkennung des österreichischen Plutarch, dessen Vf. er mit liebevoller Aengstlichkeit von jeder Beschuldigung eines Widerspruches in der zu verschiedenen Zeiten angefertigten Zeichnung österreichischer Gegenstände in Schutz zu nehmen sucht.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

Den 29. September 1845.

B o n n ,

bei A. Marcus 1845. Quaestiones Protagorae. Scripsit Joannes Frei, Turicensis. VIII und 200 Seiten in Octav.

Eine Erstlingschrift, welche auf Nachsicht Anspruch macht, weil sie von dem jungen Philologen, der hier seine auf der Universität gesammelten Kenntnisse zur Schau aufstellt, künftig reifere Früchte erwarten läßt. Seinen Stoff hat er gut inne, die Zeugnisse weiß er zu gebrauchen und durch sorgfältige Auslegung zu sichten. Wenn er noch nicht überall seinen Stoff nach einer guten Methode zu ordnen weiß; wenn er auf Einzelheiten bald zu viel, bald zu wenig Gewicht legt, so wird man deswegen kein ungünstiges Urtheil über ihn fällen wollen.

In den Untersuchungen über das Leben des Protagoras mußte besonders die Chronologie in Frage kommen. Der Verf. ist wohl auf die richtigen Ergebnisse gekommen, indem er sich an die sichersten Zeugnisse, an die Angaben des Platon vornehmlich

gehalten hat. Darnach war Protagoras etwas älter als Sokrates und Demokritos, ungefähr um 12 oder 20 Jahre. Die Erzählung, daß er Schüler des Demokritos gewesen sei, wird deswegen und auch aus Gründen, welche aus ihren Lehren entnommen sind, mit Recht verworfen. Dies Ergebnis ist jedoch nicht neu; schon Schleiermacher hat es kurz zu seiner Uebersetzung des Platon angegeben. Der Verf. hat es nun allerdings durch Zusammenstellung der Angaben der Alten ausführlicher erörtert, aber doch keinesweges zu einer völligen Sicherheit gebracht, ja nicht einmal den Grad der Wahrscheinlichkeit erreicht, welcher wohl zu erreichen gewesen wäre. Daran sind hauptsächlich zwei Gründe Schuld. Zuerst leidet die Arbeit des Verfs überhaupt an der Sucht zu widerlegen, oft recht schwache Gegner, deren Gründe besser in der Dunkelheit geblieben wären, zuweilen aber auch stärkere Männer, wo es denn wohl geschieht, daß eben nur eine Meinung der andern entgegengesetzt wird. Durch diese Sucht zu widerlegen läßt sich nun der Verf. hinreißen, anstatt die Angaben der Alten zusammenzustellen und zu prüfen, die Rechnungen der Neuern von vorne an zur Untersuchung zu bringen. Dadurch ist dieser chronologische Theil seiner Arbeit zu einer unmäßigen Stärke angeschwollen (von S. 13—77), und er selbst ist genöthigt gewesen denselben Umstand wiederholt zu besprechen, ohne doch irgendwo eine klare Uebersicht über die entscheidenden Gründe seiner Rechnung zu geben. Der zweite Punct, welcher der Wahrscheinlichkeit seines Ergebnisses schadet, ist eine Folge seiner Tugend in solchen chronologischen Untersuchungen der alten Literaturgeschichte. Schwerlich weiß er das Schlüpfrige dieses Bodens genug zu schätzen. Die Zahlen des Apollodoros sind ein-

mahl verschrieben; sie können es öfters sein; wenn wir keine andere Angaben haben, müssen wir ihnen folgen, aber alsdann sollen wir uns die Unsicherheit unserer Rechnung auch nicht verhehlen. Was die Rechnung des Apollodoros überhaupt betrifft, so mag sie oft sehr unsichern Führern folgen, worüber wir selten etwas ausmachen können; für seine Angaben über den Protagoras, wenigstens über sein Lebensalter und die Dauer seines sophistischen Handwerks, ist er dem Platon gefolgt, und wir haben daher in ihm keinen neuen Gewährsmann. Außerdem legt der Vf. auf zwei Angaben großes Gewicht, daß nämlich Protagoras den Thuriern Gesetze geschrieben und daß Euripides im Trion auf seinen Tod angespielt haben soll. Beide Angaben gehören in die Classe der unzuverlässigen Sagen, von welchen wir ganze Reihen von Beispielen anzuführen haben. Wie viele Philosophen sollen Gesetze diesem oder jenem Staate geschrieben haben, aber ich glaube kaum, daß irgend eine dieser Angaben gut beglaubigt ist. Eben so unsicher sind die Ueberlieferungen über Anspielungen in den verlorenen Werken alter Dichter. Von solchen unsichern Angaben ist die Chronologie der alten Literaturgeschichte voll. Wer nicht alles Maß der Wahrscheinlichkeit in ihr verlieren will, der darf solche Dinge nur als Hilfsmittel neben andern Angaben gebrauchen, den Kern seiner Beweise muß er dagegen aus sichern Verhältnissen der Literaturgeschichte ziehen.

Die genaueren Zeitbestimmungen über den Protagoras sind besonders wichtig wegen seines Verhältnisses zum Demokritos, und ich habe es schon billigen müssen, daß der Verf. die Versuche zurückweist die Sophismen des Protagoras aus der Atomlehre zu erklären; aber auch sonst bei der Be-

urtheilung der Sophisten für den Standpunct ihrer Zeit kommen sie in Frage. In diesem Puncte kann ich dem Urtheile des Verf. nicht beistimmen. Er sucht das Gewicht dieser Männer dadurch in das Licht zu stellen, daß er sie zu den großen Geistern zählt, *qui sua ratione suoque ingenio totam quasi repraesentarint aetatem*. Darin hat er die Zeitrechnung nicht genug beachtet. Diogenes von Apollonia, Archelaos, Philolaos und andere Pythagoreer, Empedokles, Zenon von Elea, Melissos, Sokrates, Demokritos waren Zeitgenossen der Sophisten, einige etwas älter, einige etwas jünger. Nicht ihre Zeit, sondern nur eine einseitige Richtung ihrer Zeit haben die Sophisten vertreten.

Der Verf. ist mit andern Schriftstellern der neuern Zeit der Meinung, Platon und Xenophon hätten diese großen Männer verleumdet. Aber über die philosophische Lehre des Protagoras wenigstens ist er außer Stande irgend einen bedeutenden Zug beizubringen, welcher nicht aus dem Platon entnommen wäre. Wenn in ihr sein Ruhm besteht, so verdankt er ihn dem Platon. Auch den Ruhm seiner Beredtsamkeit kann man sich nur aus Platonischen Nachahmungen veranschaulichen. Es sind fast allein seine grammatischen Lehren, die uns aus andern Quellen erhalten worden sind. Uebergehen wir vorläufig diese, so werden wir nicht sagen können, daß Platon das Bedeutende in der Wirksamkeit des Protagoras in den Schatten gestellt habe. Nur das könnte in Frage gestellt werden, ob Platon seine Philosophie richtig beurtheilt habe, indem er sie als eine entschiedene, ja verderbliche Einseitigkeit schilderte. Es scheint nicht, daß der Verf. durch seine Auseinandersetzung der Protagorischen Lehre dies darzuthun vermocht hätte. Wir wollen uns nicht daran stoßen, daß er dem

Protagoras viele von den Folgerungen beilegt, welche wohl nur Platon im Theätetos aus seinen Grundsätzen gezogen haben möchte, so ergibt sich doch aus allen diesen Sätzen nur eine Probe des Scharfsinns, der mit der Wahrheit spielt, weil er sie zu finden verzweifelt. S. 110 f., wo der Verf. die philosophischen Sätze des Protagoras zusammenrechnet, gesteht er zu, daß Protagoras alle Wahrheit der Dinge, alles Objective, geleugnet habe, nur, meint er, sei dessen Absicht dabei gewesen zu zeigen, daß man eine andere Wahrheit, als die gewöhnlich so genannte, zu suchen hätte; sie aber zu erforschen, das habe er Andern überlassen. Das ist seine Meinung; bewiesen hat er es nicht. Darauf legt er indessen auch nicht einmahl großes Gewicht; das Verdienst des Protagoras soll eine positive Bedeutung haben; es bestehe in seiner subjectiven Richtung, in welcher er den Menschen als das Maß aller Dinge erkenne, d. h. seinen Geist, den seiner selbst bewußten Geist. Nur schade, der seiner selbst bewußte Geist ist anfangs seiner selbst nicht mächtig; er kann sich selbst nicht mäßigen. *Mens vero simulac sui compos facta est, insolentia quadam quasi gestiens justos fines excessit.* Daher erkennt er sich nicht als allgemeinen Geist, sondern macht den individuellen Menschen zum Maße aller Dinge, ja nicht einmahl diesen, sondern die sinnliche Affection des Augenblicks, die augenblickliche Bewegung, in welcher er so eben sich findet. Der Verf. verkennet nicht, daß damit die Allgemeinheit der Wahrheit schlechthin geleugnet, daß dadurch der unbeschränkte Sensualismus geltend gemacht wird; er nennt dies selbst eine Verirrung, welche auf einem verkehrten Princip beruhe. Es soll dies nur dadurch entschuldigt werden, daß fast alle Philosophen vor dem Sokrates

dem Sensualismus gehuldigt hätten. Doch nein, es fällt dem Verf. bei, daß dem nicht so gewesen; einige, (lieber möchten wir sagen, alle) hätten anders gedacht, aber sie hätten die entgegengesetzte Meinung nicht verdrängen können. Wir möchten fragen, welche philosophische Lehre das vermocht hätte. Der Verf. aber sieht nun das Verdienst der Sophisten darin, daß sie gezeigt hätten, wie auf dem bisherigen Wege die Wahrheit nicht gefunden werden könnte, indem sie auf der einen Seite, wie Protagoras, die Folgerungen der Herafleitischen, auf der andern Seite, wie Gorgias, die Folgerungen der Eleatischen Lehre zogen. Wir beschränken uns auf den Protagoras, finden aber, daß der Verf. selbst kurz vor der berührten Stelle das Verhältniß des Protagoras zu Herafleitos ganz anders und richtiger angegeben hatte. Da heißt es S. 110, die Lehre des Protagoras habe nur einen Theil, eine Seite der Herafleitischen Philosophie aufgefaßt, die Lehre von der ewigen Bewegung, die andere Seite aber, in welcher Herafleitos als Vorgänger des Sokrates anzusehen sei, die Lehre vom allgemeinen λόγος (dem übersinnlichen Grunde der Bewegung, sehen wir hinzu), habe sie übergangen. Also Protagoras zog nicht die Folgerungen der Herafleitischen Lehre, welche deutlich vor Augen lagen, sondern faßte sie nur einseitig auf. Aus der Lehre: Alles ist in Bewegung, fließt nicht die Folgerung: es ist nichts außer der Bewegung. Noch weniger fließt aus der Lehre, daß eine ewige Vernunft das Maß aller Dinge ist, die Folgerung, daß die sinnliche Affection des Augenblicks das Maß aller Dinge. Beiläufig wollen wir erwähnen, daß der Verf. die Lehre des Protagoras mit Recht an den Herafleitos anschließend noch manche Einzelheiten derselben aus die-

fem hätte ableiten können. Auch den Begriff des Mafes hat er wohl von ihm entnommen, und die Lehre, daß Alles aus dem Zusammentreffen entgegengesetzter Bewegungen des Wahrnehmenden und des Wahrgenommenen hervorgehe, ist offenbar aus der Lehre des Herakleitos von dem Streite entgegengesetzter Bewegungen entsprungen.

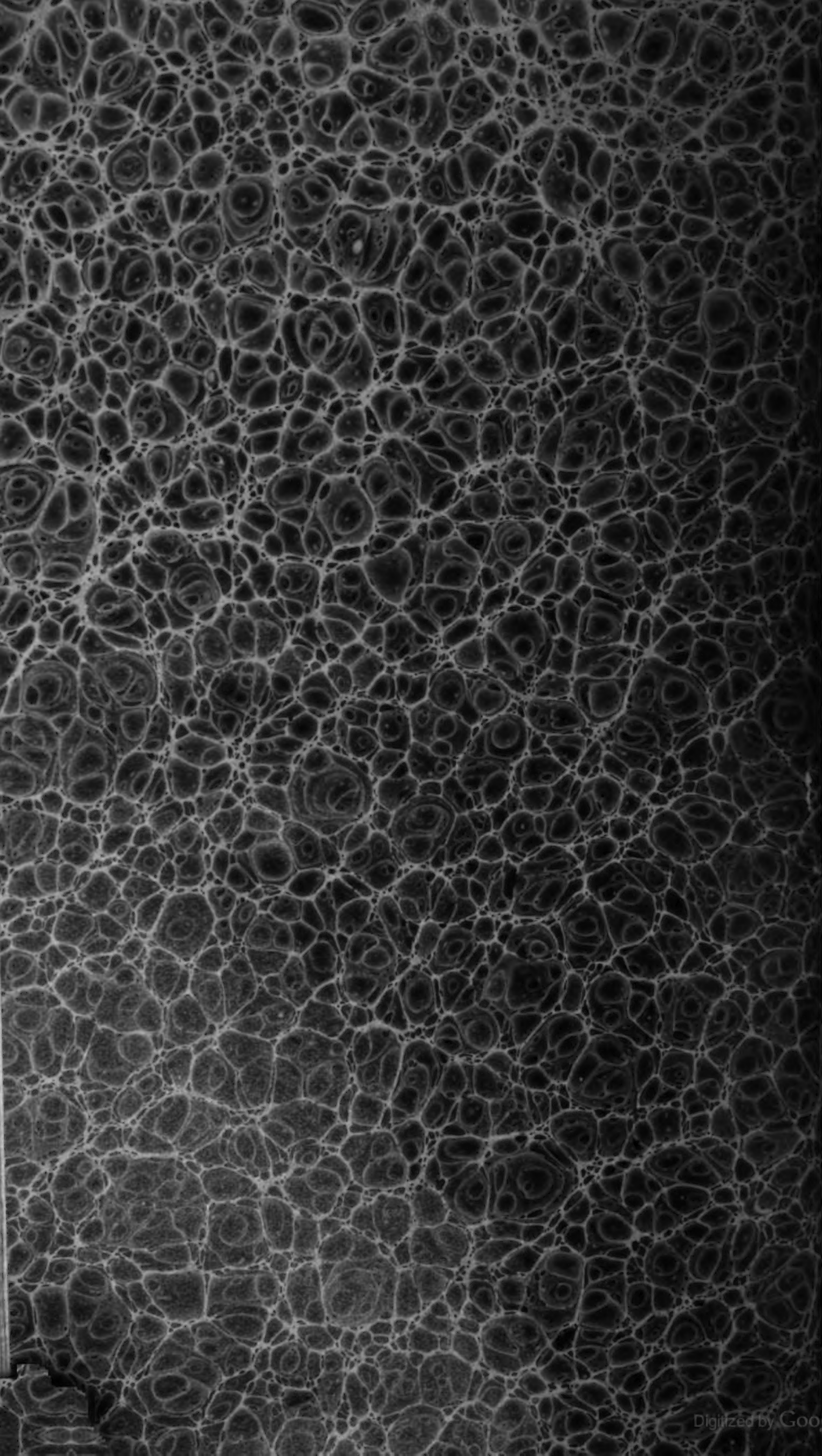
Allein wir wollen nicht sagen, daß der Verf. ganz Unrecht hätte, wenn er meint, die sophistischen Lehren wären aus den frühern philosophischen Lehren hervorgegangen, nur sind sie nicht im Vertrauen auf sie und in der Folgerung aus ihnen, wie der Verf. meint, sondern in der Verzweiflung an ihnen entsprungen. Die frühern Philosophen hatten sämtlich dem Nachdenken ihrer Vernunft vertraut, nach verschiedenen Richtungen forschend; als nun die Ergebnisse dieser verschiedenen Richtungen bei der größeren Gemeinschaft des Forschens in Griechenland, in dem Augenblicke als Athen Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bildung geworden war, zusammenkamen, als man sah, wie verschieden sie waren, da verzweifelten Viele an der Vernunft, an der philosophischen Speculation und warfen sich in den Zweifel, wollten nur der sinnlichen Evidenz trauen oder mit den Wahrscheinlichkeiten der gemeinen Vorstellungsweise stimmen. Dies ist die Stimmung des Zeitalters, welches die Sophistik hervor- und zu Ehren brachte, während es in tiefern Geistern ein ernsteres Nachdenken über die Probleme der Wissenschaft zur Reife brachte. Weit gefehlt, daß die Sophisten von den Speculationen des Herakleitos und der Eleaten verführt worden wären, gebrauchten sie dieselben vielmehr nur effektfisch um ihren Zweifel und ihre Feindschaft gegen die Speculation zu rechtfertigen. So Protagoras, indem er die ewige

Bewegung des Herakleitos annahm, dagegen den ewigen Grund der Bewegung, das ewig lebendige Feuer oder die gemeinsame Vernunft aller Dinge, davon abschnitt und an deren Stelle den Menschen, d. h. wie Aristoteles einmahl sagt, das Thier, die Willkür der augenblicklich Meinenden setzte. Eben so Gorgias, wenn er erst mit den Eleaten zeigte, daß Alles Eins sein müßte, alsdann aber ihnen die gemeine Vorstellungsweise entgegenstellte, daß Alles eine Größe habe, mithin theilbar und nicht Eins sei. Man kann in solchen Lehren den natürlichen Widerstand des gesunden Menschenverstandes gegen einseitige Speculation erblicken, aber Tiefe des wissenschaftlichen Denkens oder der Gesinnung ihnen beizulegen, das heißt sich selbst teuschen.

Wie partiisch der Verf. den Protagoras beurtheilt, geht besonders aus seinen Betrachtungen S. 113 über den bekannten Zweifel desselben an dem Sein der Götter hervor. Dieser Zweifel soll nur der Ausdruck eines Geistes sein, welcher die falschen Götter verwarf und den wahren Gott suchte. Hat der Verf. vergessen, daß Protagoras den κοινὸς λόγος verwarf und nur die sinnliche Bewegung des Menschen anerkannte?

Eben so partiisch zeigt er sich in der Beurtheilung der sittlichen Grundsätze des Protagoras. Wir haben schon erwähnt, daß der Verf. manche Sätze im Theätet des Platon seinem Sophisten mit zu großer Sicherheit anzueignen scheint. Aber noch mehr findet dies in dem Gebrauche Statt, welchen er vom Protagoras desselben Schriftstellers macht.

(Schluß folgt.)



pekkaart is gemaakt.

